This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Novellen

105512

von

Conrad Ferdinand Meyer.

Zweiter Band.

Siebenzehnte Auflage.

Leipzig.
Verlag von H. Haessel.
1900.

Druck von Pöschel & Trepte in Leipzig.

①19 ap 13 E, 5.

Inhalt

des zweiten Bandes.

Seite

1. Die Hochzeit des Mönchs 1
2. Das Leiden eines Knaben 167
3. Die Richterin 269

Die Hochzeit des Mönchs.

Es war in Verona. Vor einem breiten Feuer, das einen weiträumigen Herd füllte, lagerte in den bequemſten Stellungen, welche der Anſtand erlaubt, ein junges Hofgeſinde männlichen und weiblichen Geſchlechtes um einen ebenſo jugendlichen Herrſcher und zwei blühende Frauen. Dem Herde zur Linken ſaß dieſe fürſtliche Gruppe, welcher die Uebrigen in einem Viertelkreiſe ſich anſchloſſen, die ganze andere Seite des Herdes nach höfiſcher Sitte frei laſſend. Der Gebieter war derjenige Scaliger, welchen ſie Cangrande nannten. Von den Frauen, in deren Mitte er ſaß, mochte die nächſt dem Herd etwas zurück und ins Halbdunkel gelehnte ſein Eheweib, die andere, vollbeleuchtete, ſeine Verwandte oder Freundin ſein, und es wurden mit bedeutſamen Blicken und halblautem Gelächter Geſchichten erzählt.

Jetzt trat in dieſen ſinnlichen und muthwilligen

Kreis ein gravitätischer Mann, dessen große Züge und lange Gewänder aus einer andern Welt zu sein schienen. „Herr, ich komme, mich an deinem Herde zu wärmen," sprach der Fremdartige halb feierlich, halb geringschätzig, und verschmähte hinzuzufügen, daß die lässige Dienerschaft trotz des frostigen Novemberabends vergessen oder versäumt hatte, Feuer in der hochgelegenen Kammer des Gastes zu machen.

„Setze dich neben mich, mein Dante," erwiderte Cangrande, „aber wenn du dich gesellig wärmen willst, so blicke mir nicht nach deiner Gewohnheit stumm in die Flamme! Hier wird erzählt, und die Hand, welche heute Terzinen geschmiedet hat — auf meine astrologische Kammer steigend, hörte ich in der deinigen mit dumpfem Gesange Verse scandiren — diese wuchtige Hand darf es heute nicht verweigern, das Spielzeug eines kurzweiligen Geschichtchens, ohne es zu zerbrechen, zwischen ihre Finger zu nehmen. Beurlaube die Göttinnen" — er meinte wohl die Musen — „und vergnüge dich mit diesen schönen Sterblichen." Der Scaliger zeigte seinem Gaste mit einer leichten Handbewegung die zwei Frauen, von welchen die größere, die scheinbar gefühllos im Schatten saß, nicht daran dachte

zu rücken, während die kleinere und aufgeweckte dem Florentiner bereitwillig neben ſich Raum machte. Aber dieſer gab der Einladung ſeines Wirthes keine Folge, ſondern wählte ſtolz den letzten Sitz, am Ende des Kreiſes. Ihm mißfiel entweder die Zweiweiberei des Fürſten — wenn auch vielleicht nur das Spiel eines Abends — oder dann ekelte ihn der Hofnarr, der die Beine vor ſich hingeſtreckt, neben dem Seſſel Cangrandes auf dem herabgeglittenen Mantel deſſelben am Boden ſaß.

Dieſer, ein alter zahnloſer Menſch mit Glotzaugen und einem ſchlaffen, verſchwatzten und vernaſchten Maul — neben Dante der einzige Bejahrte der Geſellſchaft — hieß Gocciola, das heißt das Tröpfchen, weil er die letzten klebrigen Tropfen aus den geleerten Gläſern zuſammenzunaſchen pflegte, und haßte den Fremdling mit kindiſcher Bosheit, denn er ſah in Dante ſeinen Nebenbuhler um die nicht eben wähleriſche Gunſt des Herrn. Er ſchnitt ein Geſicht und erfrechte ſich, ſeine hübſche Nachbarin zur Linken auf das an der hellen Decke des hohen Gemaches ſich abſchattende Profil des Dichters höhniſch grinſend aufmerkſam zu machen. Das Schattenbild Dantes glich einem Rieſenweibe mit lang-

Kreis ein gravitätischer Mann, dessen große Züge und lange Gewänder aus einer andern Welt zu sein schienen. „Herr, ich komme, mich an deinem Herde zu wärmen," sprach der Fremdartige halb feierlich, halb geringschätzig, und verschmähte hinzuzufügen, daß die lässige Dienerschaft trotz des frostigen Novemberabends vergessen oder versäumt hatte, Feuer in der hochgelegenen Kammer des Gastes zu machen.

„Setze dich neben mich, mein Dante," erwiderte Cangrande, „aber wenn du dich gesellig wärmen willst, so blicke mir nicht nach deiner Gewohnheit stumm in die Flamme! Hier wird erzählt, und die Hand, welche heute Terzinen geschmiedet hat — auf meine astrologische Kammer steigend, hörte ich in der deinigen mit dumpfem Gesange Verse scandiren — diese wuchtige Hand darf es heute nicht verweigern, das Spielzeug eines kurzweiligen Geschichtchens, ohne es zu zerbrechen, zwischen ihre Finger zu nehmen. Beurlaube die Göttinnen" — er meinte wohl die Musen — „und vergnüge dich mit diesen schönen Sterblichen." Der Scaliger zeigte seinem Gaste mit einer leichten Handbewegung die zwei Frauen, von welchen die größere, die scheinbar gefühllos im Schatten saß, nicht daran dachte

zu rücken, während die kleinere und aufgeweckte dem Florentiner bereitwillig neben ſich Raum machte. Aber dieſer gab der Einladung ſeines Wirthes keine Folge, ſondern wählte ſtolz den letzten Sitz, am Ende des Kreiſes. Ihm mißfiel entweder die Zweiweiberei des Fürſten — wenn auch vielleicht nur das Spiel eines Abends — oder dann ekelte ihn der Hofnarr, der die Beine vor ſich hingeſtreckt, neben dem Seſſel Cangrandes auf dem herabgeglittenen Mantel deſſelben am Boden ſaß.

Dieſer, ein alter zahnloſer Menſch mit Glotzaugen und einem ſchlaffen, verſchwatzten und vernaſchten Maul — neben Dante der einzige Bejahrte der Geſellſchaft — hieß Gocciola, das heißt das Tröpfchen, weil er die letzten klebrigen Tropfen aus den geleerten Gläſern zuſammenzunaſchen pflegte, und haßte den Fremdling mit kindiſcher Bosheit, denn er ſah in Dante ſeinen Nebenbuhler um die nicht eben wähleriſche Gunſt des Herrn. Er ſchnitt ein Geſicht und erfrechte ſich, ſeine hübſche Nachbarin zur Linken auf das an der hellen Decke des hohen Gemaches ſich abſchattende Profil des Dichters höhniſch grinſend aufmerkſam zu machen. Das Schattenbild Dantes glich einem Rieſenweibe mit lang-

gebogener Nase und hangender Lippe, einer Parze oder dergleichen. Das lebhafte Mädchen verwand ein kindliches Lachen. Ihr Nachbar, ein klug blickender Jüngling, der Ascanio hieß, half ihr dasselbe ersticken, indem er sich an Dante wendete mit jener maßvollen Ehrerbietung, in welcher dieser angeredet zu werden liebte.

„Verschmähe es nicht, du Homer und Virgil Italiens," bat er, „dich in unser harmloses Spiel zu mischen. Laß dich zu uns herab und erzähle, Meister, statt zu singen."

„Was ist euer Thema?" warf Dante hin, weniger ungesellig, als er begonnen hatte, aber immer noch unwirsch genug.

„Plötzlicher Berufswechsel," antwortete der Jüngling bündig, „mit gutem oder schlechtem oder lächerlichem Ausgange."

Dante besann sich. Seine schwermüthigen Augen betrachteten die Gesellschaft, deren Zusammensetzung ihm nicht durchaus zu mißfallen schien; denn er entdeckte in derselben neben mancher flachen einige bedeutende Stirnen. „Hat Einer unter euch den entkutteten Mönch behandelt?" äußerte der schon milder Gestimmte.

„Gewiß, Dante!" antwortete, sein Italienisch mit

einem leichten deutschen Accent aussprechend, ein Kriegsmann von treuherzigem Aussehen, Germano mit Namen, der einen Ringelpanzer und einen lang herabhangenden Schnurrbart trug. „Ich selbst erzählte den jungen Manuccio, welcher über die Mauern seines Klosters sprang, um Krieger zu werden.“

„Er that recht,“ erklärte Dante, „er hatte sich selbst getäuscht über seine Anlage.“

„Ich, Meister,“ plauderte jetzt eine kecke, etwas üppige Paduanerin, Namens Isotta, „habe die Helena Manente erzählt, welche eben die erste Locke unter der geweihten Scheere verscherzt hatte, aber schnell die übrigen mit den beiden Händen deckte und ihr Nonnengelübde verschluckte, denn sie hatte ihren in barbareske Sklaverei gerathenen und höchst wunderbar daraus erretteten Freund unter dem Volk im Schiffe der Kirche erblickt, wie er die gelösten Ketten“ — sie wollte sagen: an der Mauer aufhing, aber ihr Geschwätz wurde von der Rede Dantes zerschnitten.

„Sie that gut,“ sagte er, „denn sie handelte aus der Wahrheit ihrer verliebten Natur. Von alledem ist hier die Rede nicht, sondern von einem ganz andern Falle: wenn nämlich ein Mönch nicht aus eigenem

Triebe, nicht aus erwachter Weltluft oder Weltkraft, nicht weil er sein Wesen verkannt hätte, sondern einem Andern zuliebe, unter dem Druck eines fremden Willens, wenn auch vielleicht aus heiligen Gründen der Pietät, untreu an sich wird, mehr noch als der Kirche, sich selbst gegebene Gelübde bricht, und eine Kutte abwirft, die ihm auf dem Leibe saß und ihn nicht drückte. Wurde das schon erzählt? Nein? Gut, so werde ich es thun. Aber sage mir, wie endet solches Ding, mein Gönner und Beschützer?" Er hatte sich ganz gegen Cangrande gewendet.

„Nothwendig schlimm," antwortete dieser ohne Besinnen. „Wer mit freiem Anlaufe springt, springt gut; wer gestoßen wird, springt schlecht."

„Du redest die Wahrheit, Herr," bestätigte Dante, „und nicht anders, wenn ich ihn verstehe, meint es auch der Apostel, wo er schreibt: daß Sünde sei, was nicht aus dem Glauben gehe, das heißt aus der Ueberzeugung und Wahrheit unserer Natur."

„Muß es denn überhaupt Mönche geben?" kicherte eine gedämpfte Stimme aus dem Halbdunkel, als wollte sie sagen: jede Befreiung aus einem an sich unnatürlichen Stande ist eine Wohlthat.

Die dreiſte und ketzeriſche Aeußerung erregte hier kein Aergerniß, denn an dieſem Hofe wurde das kühnſte Reden über kirchliche Dinge geduldet, ja belächelt, während ein freies oder nur unvorſichtiges Wort über den Herrſcher, ſeine Perſon oder ſeine Politik, verderben konnte.

Dantes Auge ſuchte den Sprecher und entdeckte denſelben in einem vornehmen jungen Kleriker, deſſen Finger mit dem koſtbaren Kreuze tändelten, welches er über dem geiſtlichen Gewande trug.

„Nicht meinetwegen," antwortete der Florentiner mit Bedacht. „Mögen die Mönche ausſterben, ſobald ein Geſchlecht erſteht, welches die beiden höchſten Kräfte der Menſchenſeele, die ſich auszuſchließen ſcheinen, die Gerechtigkeit und die Barmherzigkeit vereinigen lernt. Bis zu jener ſpäten Weltſtunde verwalte der Staat die eine, die Kirche die andere. Da aber die Uebung der Barmherzigkeit eine durchaus ſelbſtloſe Seele fordert, ſo ſind die drei mönchiſchen Gelübde gerechtfertigt; denn es iſt weniger ſchwer, wie die Erfahrung lehrt, der Luſt ganz, als halb zu entſagen."

„Giebt es aber nicht mehr ſchlechte Mönche als gute?" fragte der geiſtliche Zweifler weiter.

Es war in Verona. Vor einem breiten Feuer, das einen weiträumigen Herd füllte, lagerte in den bequemſten Stellungen, welche der Anſtand erlaubt, ein junges Hofgeſinde männlichen und weiblichen Geſchlechtes um einen ebenſo jugendlichen Herrſcher und zwei blühende Frauen. Dem Herde zur Linken ſaß dieſe fürſtliche Gruppe, welcher die Uebrigen in einem Viertelkreiſe ſich anſchloſſen, die ganze andere Seite des Herdes nach höfiſcher Sitte frei laſſend. Der Gebieter war derjenige Scaliger, welchen ſie Cangrande nannten. Von den Frauen, in deren Mitte er ſaß, mochte die nächſt dem Herd etwas zurück und ins Halbdunkel gelehnte ſein Eheweib, die andere, vollbeleuchtete, ſeine Verwandte oder Freundin ſein, und es wurden mit bedeutſamen Blicken und halblautem Gelächter Geſchichten erzählt.

Jetzt trat in dieſen ſinnlichen und muthwilligen

Kreis ein gravitätischer Mann, dessen große Züge und lange Gewänder aus einer andern Welt zu sein schienen. „Herr, ich komme, mich an deinem Herde zu wärmen," sprach der Fremdartige halb feierlich, halb geringschätzig, und verschmähte hinzuzufügen, daß die lässige Dienerschaft trotz des frostigen Novemberabends vergessen oder versäumt hatte, Feuer in der hochgelegenen Kammer des Gastes zu machen.

„Setze dich neben mich, mein Dante," erwiderte Cangrande, „aber wenn du dich gesellig wärmen willst, so blicke mir nicht nach deiner Gewohnheit stumm in die Flamme! Hier wird erzählt, und die Hand, welche heute Terzinen geschmiedet hat — auf meine astrologische Kammer steigend, hörte ich in der deinigen mit dumpfem Gesange Verse scandiren — diese wuchtige Hand darf es heute nicht verweigern, das Spielzeug eines kurzweiligen Geschichtchens, ohne es zu zerbrechen, zwischen ihre Finger zu nehmen. Beurlaube die Göttinnen" — er meinte wohl die Musen — „und vergnüge dich mit diesen schönen Sterblichen." Der Scaliger zeigte seinem Gaste mit einer leichten Handbewegung die zwei Frauen, von welchen die größere, die scheinbar gefühllos im Schatten saß, nicht daran dachte

zu rücken, während die kleinere und aufgeweckte dem Florentiner bereitwillig neben ſich Raum machte. Aber dieſer gab der Einladung ſeines Wirthes keine Folge, ſondern wählte ſtolz den letzten Sitz, am Ende des Kreiſes. Ihm mißfiel entweder die Zweiweiberei des Fürſten — wenn auch vielleicht nur das Spiel eines Abends — oder dann ekelte ihn der Hofnarr, der die Beine vor ſich hingeſtreckt, neben dem Seſſel Cangrandes auf dem herabgeglittenen Mantel deſſelben am Boden ſaß.

Dieſer, ein alter zahnloſer Menſch mit Glotzaugen und einem ſchlaffen, verſchwatzten und vernaſchten Maul — neben Dante der einzige Bejahrte der Geſellſchaft — hieß Gocciola, das heißt das Tröpfchen, weil er die letzten klebrigen Tropfen aus den geleerten Gläſern zuſammenzunaſchen pflegte, und haßte den Fremdling mit kindiſcher Bosheit, denn er ſah in Dante ſeinen Nebenbuhler um die nicht eben wähleriſche Gunſt des Herrn. Er ſchnitt ein Geſicht und erfrechte ſich, ſeine hübſche Nachbarin zur Linken auf das an der hellen Decke des hohen Gemaches ſich abſchattende Profil des Dichters höhniſch grinſend aufmerkſam zu machen. Das Schattenbild Dantes glich einem Rieſenweibe mit lang-

gebogener Nase und hangender Lippe, einer Parze oder dergleichen. Das lebhafte Mädchen verwand ein kindliches Lachen. Ihr Nachbar, ein klug blickender Jüngling, der Ascanio hieß, half ihr dasselbe ersticken, indem er sich an Dante wendete mit jener maßvollen Ehrerbietung, in welcher dieser angeredet zu werden liebte.

„Verschmähe es nicht, du Homer und Virgil Italiens," bat er, „dich in unser harmloses Spiel zu mischen. Laß dich zu uns herab und erzähle, Meister, statt zu singen."

„Was ist euer Thema?" warf Dante hin, weniger ungesellig, als er begonnen hatte, aber immer noch unwirsch genug.

„Plötzlicher Berufswechsel," antwortete der Jüngling bündig, „mit gutem oder schlechtem oder lächerlichem Ausgange."

Dante besann sich. Seine schwermüthigen Augen betrachteten die Gesellschaft, deren Zusammensetzung ihm nicht durchaus zu mißfallen schien; denn er entdeckte in derselben neben mancher flachen einige bedeutende Stirnen. „Hat Einer unter euch den entkutteten Mönch behandelt?" äußerte der schon milder Gestimmte.

„Gewiß, Dante!" antwortete, sein Italienisch mit

einem leichten deutſchen Accent ausſprechend, ein Kriegsmann von treuherzigem Ausſehen, Germano mit Namen, der einen Ringelpanzer und einen lang herabhangenden Schnurrbart trug. „Ich ſelbſt erzählte den jungen Manuccio, welcher über die Mauern ſeines Kloſters ſprang, um Krieger zu werden.“

„Er that recht,“ erklärte Dante, „er hatte ſich ſelbſt getäuſcht über ſeine Anlage.“

„Ich, Meiſter,“ plauderte jetzt eine kecke, etwas üppige Paduanerin, Namens Iſotta, „habe die Helena Manente erzählt, welche eben die erſte Locke unter der geweihten Scheere verſcherzt hatte, aber ſchnell die übrigen mit den beiden Händen deckte und ihr Nonnengelübde verſchluckte, denn ſie hatte ihren in barbareske Sklaverei gerathenen und höchſt wunderbar daraus erretteten Freund unter dem Volk im Schiffe der Kirche erblickt, wie er die gelöſten Ketten“ — ſie wollte ſagen: an der Mauer aufhing, aber ihr Geſchwätz wurde von der Rede Dantes zerſchnitten.

„Sie that gut,“ ſagte er, „denn ſie handelte aus der Wahrheit ihrer verliebten Natur. Von alledem iſt hier die Rede nicht, ſondern von einem ganz andern Falle: wenn nämlich ein Mönch nicht aus eigenem

Triebe, nicht aus erwachter Weltluſt oder Weltkraft, nicht weil er ſein Weſen verkannt hätte, ſondern einem Andern zuliebe, unter dem Druck eines fremden Willens, wenn auch vielleicht aus heiligen Gründen der Pietät, untreu an ſich wird, mehr noch als der Kirche, ſich ſelbſt gegebene Gelübde bricht, und eine Kutte abwirft, die ihm auf dem Leibe ſaß und ihn nicht drückte. Wurde das ſchon erzählt? Nein? Gut, ſo werde ich es thun. Aber ſage mir, wie endet ſolches Ding, mein Gönner und Beſchützer?“ Er hatte ſich ganz gegen Cangrande gewendet.

„Nothwendig ſchlimm,“ antwortete dieſer ohne Beſinnen. „Wer mit freiem Anlaufe ſpringt, ſpringt gut; wer geſtoßen wird, ſpringt ſchlecht.“

„Du redeſt die Wahrheit, Herr,“ beſtätigte Dante, „und nicht anders, wenn ich ihn verſtehe, meint es auch der Apoſtel, wo er ſchreibt: daß Sünde ſei, was nicht aus dem Glauben gehe, das heißt aus der Ueberzeugung und Wahrheit unſerer Natur.“

„Muß es denn überhaupt Mönche geben?“ kicherte eine gedämpfte Stimme aus dem Halbdunkel, als wollte ſie ſagen: jede Befreiung aus einem an ſich unnatürlichen Stande iſt eine Wohlthat.

Die dreiſte und ketzeriſche Aeußerung erregte hier kein Aergerniß, denn an dieſem Hofe wurde das kühnſte Reden über kirchliche Dinge geduldet, ja belächelt, während ein freies oder nur unvorſichtiges Wort über den Herrſcher, ſeine Perſon oder ſeine Politik, verderben konnte.

Dantes Auge ſuchte den Sprecher und entdeckte denſelben in einem vornehmen jungen Kleriker, deſſen Finger mit dem koſtbaren Kreuze tändelten, welches er über dem geiſtlichen Gewande trug.

„Nicht meinetwegen," antwortete der Florentiner mit Bedacht. „Mögen die Mönche ausſterben, ſobald ein Geſchlecht erſteht, welches die beiden höchſten Kräfte der Menſchenſeele, die ſich auszuſchließen ſcheinen, die Gerechtigkeit und die Barmherzigkeit vereinigen lernt. Bis zu jener ſpäten Weltſtunde verwalte der Staat die eine, die Kirche die andere. Da aber die Uebung der Barmherzigkeit eine durchaus ſelbſtloſe Seele fordert, ſo ſind die drei mönchiſchen Gelübde gerechtfertigt; denn es iſt weniger ſchwer, wie die Erfahrung lehrt, der Luſt ganz, als halb zu entſagen."

„Giebt es aber nicht mehr ſchlechte Mönche als gute?" fragte der geiſtliche Zweifler weiter.

„Nein," behauptete Dante, „wenn man die menschliche Schwachheit berücksichtigt. Es müßte denn mehr ungerechte Richter als gerechte, mehr feige Krieger als beherzte, mehr schlechte Menschen als gute geben."

„Und ist das nicht der Fall?" stüsterte der im Halbdunkel.

„Nein," entschied Dante, und eine himmlische Verklärung erleuchtete seine strengen Züge. „Fragt und untersucht unsere Philosophie nicht: wie ist das Böse in die Welt gekommen? Wären die Bösen in der Mehrzahl, so frügen wir: wie kam das Gute in die Welt?"

Diese stolzen und dunkeln Sätze imponirten der Gesellschaft, erregten aber auch die Besorgniß, der Florentiner möchte sich in seine Scholastik vertiefen statt in seine Geschichte.

Cangrande sah, wie seine junge Freundin ein hübsches Gähnen verwand. Unter solchen Umständen ergriff er das Wort und fragte: „Erzählst du uns eine wahre Geschichte, mein Dante, nach Dokumenten? oder eine Sage des Volksmundes? oder eine Erfindung deiner bekränzten Stirne?"

„Ich entwickle meine Geschichte aus einer Grabschrift," gab dieser langsam betonend zur Antwort.

„Aus einer Grabschrift?“

„Aus einer Grabschrift, die ich vor Jahren bei den Franziskanern in Padua gelesen habe. Der Stein, der sie trägt, lag in einem Winkel des Klostergartens, allerdings unter wildem Rosengesträuch versteckt, aber doch den Novizen zugänglich, wenn sie auf allen Vieren krochen und sich eine von Dornen zerkritzte Wange nicht reuen ließen. Ich befahl dem Prior — will sagen, ich ersuchte ihn, den fraglichen Stein in die Bibliothek zu versetzen und unter die Hut eines Greises zu stellen.“

„Was sagte denn der Stein?“ ließ sich jetzt die Gemahlin des Fürsten nachlässig vernehmen.

„Die Inschrift,“ erwiderte Dante, „war lateinisch und lautete: „Hic jacet monachus Astorre cum uxore Antiope. Sepeliebat Azzolinus.““

„Was heißt denn das?“ fragte die Andere neugierig.

Cangrande übersetzte fließend: „Hier schlummert der Mönch Astorre neben seiner Gattin Antiope. Beide begrub Ezzelin.“

„Der abscheuliche Tyrann!“ rief die Empfindsame. „Gewiß hat er die Beiden lebendig begraben lassen,

weil sie sich liebten, und das Opfer noch in der Gruft gehöhnt, indem er es die Gattin des Mönches nannte. Der Grausame!“

„Kaum,“ meinte Dante. „Das hat sich in meinem Geiste anders gestaltet und ist auch nach der Geschichte unwahrscheinlich. Denn Ezzelin bedrohte wohl eher den kirchlichen Gehorsam als den Bruch geistlicher Gelübde. Ich nehme das „sepeliebat“ in freundlichem Sinne: er gab den Beiden ein Begräbniß.“

„Recht,“ rief Cangrande freudig, „du denkst wie ich, Florentiner! Ezzelino war eine Herrschernatur und, wie sie einmal sind, etwas rauh und gewaltsam. Neun Zehntel seiner Frevel haben ihm die Pfaffen und das fabelsüchtige Volk angedichtet.“

„Möchte dem so sein!“ seufzte Dante. „Wie er übrigens in meiner Fabel auftritt, ist er noch nicht das Ungeheuer, welches uns, wahr oder falsch, die Chronik schildert, sondern seine Grausamkeit beginnt sich nur erst zu zeichnen, mit einem Zug um den Mund so zu sagen —“

„Eine gebietende Gestalt,“ vollendete Cangrande feurig das Bildniß, „mit gesträubtem schwarzen Stirnhaar, wie du ihn in deinem zwölften Gesange als

einen Bewohner der Hölle malst. Woher hast du dieses schwarzhaarige Haupt?"

„Es ist das deinige," versetzte Dante kühn, und Cangrande fühlte sich geschmeichelt.

„Auch die übrigen Gestalten der Erzählung," fuhr er mit lächelnder Drohung fort, „werde ich, ihr gestattet es?" — und er wendete sich gegen die Umsitzenden — „aus eurer Mitte nehmen und ihnen eure Namen geben: euer Inneres lasse ich unangetastet, denn ich kann nicht darin lesen."

„Meine Miene gebe ich dir preis," sagte großartig die Fürstin, deren Gleichgültigkeit zu weichen begann.

Ein Gemurmel der höchsten Aufregung lief durch die Zuhörer, und: „Deine Geschichte, Dante!" raunte es von allen Seiten, „deine Geschichte!"

„Hier ist sie," sagte dieser und erzählte.

Wo sich der Gang der Brenta in einem schlanken Bogen der Stadt Padua nähert, ohne diese jedoch zu berühren, glitt an einem himmlischen Sommertage unter gedämpftem Flötenschall eine bekränzte, von festlich Gekleideten überfüllte Barke auf dem schnellen, aber ruhigen Wasser. Es war die Brautfahrt des Umberto

Vicedomini und der Diana Pizzaguerra. Der Paduaner hatte sich seine Verlobte aus einem am obern Laufe des Flusses gelegenen Kloster geholt, wohin, kraft einer alten städtischen Sitte, Mädchen von Stande vor ihrer Hochzeit zum Behufe frommer Uebungen sich zurückzuziehen pflegen. Sie saß in der Mitte der Barke auf einem purpurnen Polster zwischen ihrem Bräutigam und den drei blühenden Knaben seines ersten Bettes. Umberto Vicedomini hatte vor fünf Jahren, da die Pest in Padua wüthete, das Weib seiner Jugend begraben und, obwohl in der Kraft der Männlichkeit stehend, nur schwer und widerwillig, auf das tägliche Drängen eines alten und siechen Vaters, zu diesem zweiten Ehebunde sich entschlossen.

Mit eingezogenen Rudern fuhr die Barke, dem Willen des Stromes sich überlassend. Die Bootsknechte begleiteten die sanfte Musik mit einem halblauten Gesange. Da verstummten beide. Aller Augen hatten sich nach dem rechten Ufer gerichtet, an welchem ein großer Reiter seinen Hengst bändigte und mit einer weiten Geberde nach der Barke herüber grüßte. Scheues Gemurmel durchlief die Reihen der Sitzenden. Die Ruderer rissen sich die rothen Mützen vom Kopfe und

das ganze Fest erhob sich in Furcht und Ehrerbietung, auch der Bräutigam, Diana und die Knaben. Unterthänige Geberden, grüßende Arme, halbgebogene Kniee wendeten sich gegen den Strand mit einem solchen Ungestüm und Uebermaße der Bewegung, daß die Barke aus dem Gleichgewicht kam, sich nach rechts neigte und plötzlich überwog. Ein Schrei des Entsetzens, ein drehender Wirbel, eine leere Strommitte, die sich mit Auftauchenden, wieder Versinkenden und den schwimmenden Kränzen der verunglückten Barke bevölkerte. Hilfe war nicht ferne, denn wenig weiter unten lag ein kleiner Port, wo Fischer und Fährleute hausten und heute auch die Rosse und Sänften warteten, welche die Gesellschaft, die jetzt im Strome unterging, vollends nach Padua hätten bringen sollen.

Die zwei ersten der rettenden Kähne strebten sich von den entgegengesetzten Ufern zu. In dem einen stand neben einem alten Fergen mit struppigem Barte Ezzelin der Tyrann von Padua, der unschuldige Urheber des Verderbens, in dem andern, vom linken Ufer kommenden ein junger Mönch und sein Fährmann, welcher den staubigen Waller über den Strom stieß gerade in dem Augenblicke, da sich darauf das

Unheil zutrug. Die beiden Boote erreichten sich. Zwischen ihnen schwamm im Flusse etwas wie eine Fülle blonden Haares, in das der Mönch entschlossen hineingriff, knielings, mit weit ausgestrecktem Arme, während sein Schiffer aus allen Kräften sich auf die andere Seite des Nachens zurückstemmte. An einer dicken Strähne hob der Mönch ein Haupt, das die Augen geschlossen hielt, und dann, mit Hilfe des dicht herangekommenen Ezzelin, die Last eines von triefendem Gewande beschwerten Weibes aus der Strömung. Der Tyrann war von seinem Nachen in den andern gesprungen und betrachtete jetzt das entseelte Haupt, das einen Ausdruck von Trotz und Unglück trug, mit einer Art von Wohlgefallen, sei es an den großen Zügen desselben, sei es an der Ruhe des Todes.

„Kennst du sie, Astorre?“ fragte er den Mönch. Dieser schüttelte verneinend den Kopf und der Andere fuhr fort: „Siehe, es ist das Weib deines Bruders.“

Der Mönch warf einen mitleidigen scheuen Blick auf das bleiche Antlitz, welches unter demselben langsam die schlummernden Augen öffnete.

„Bringe sie ans Ufer!“ befahl Ezzelin, allein der Mönch überließ sie seinem Fährmann. „Ich will mei-

nen Bruder ſuchen," rief er, „bis ich ihn finde." „Ich helfe dir, Mönch," ſagte der Tyrann, „doch ich zweifle, daß wir ihn retten: ich ſah ihn, wie er ſeine Knaben umſchlang und, von den Dreien umklammert, ſchwer in die Tiefe ging."

Inzwiſchen hatte ſich die Brenta mit Fahrzeugen bedeckt. Es wurde gefiſcht mit Stangen, Haken, Angeln, Netzen, und in der raſch wechſelnden Scene vervielfältigte ſich über den Suchenden und den gehobenen Bürden die Geſtalt des Herrſchers.

„Komm, Mönch!" ſagte er endlich. „Hier giebt es für dich nichts mehr zu thun. Umberto und ſeine Knaben liegen nunmehr zu lang in der Tiefe, um ins Leben zurückzukehren. Der Strom hat ſie verſchleppt. Er wird ſie ans Ufer legen, wann er ihrer müde iſt. Aber ſiehſt du dort die Zelte?" Man hatte deren eine Zahl am Strande der Brenta zum Empfange der mit der Hochzeitsbarke Erwarteten aufgeſchlagen und jetzt die Todten oder Scheintodten hineingelegt, welche von ihren ſchon aus dem nahen Padua herbeigeeilten Verwandten und Dienern umjammert wurden. „Dort, Mönch, verrichte, was deines Amtes iſt: Werke der Barmherzigkeit! Tröſte die Lebenden! Beſtatte die Todten!"

Der Mönch hatte das Ufer betreten und den Reichsvogt aus den Augen verloren. Da kam ihm aus dem Gedränge Diana entgegen, die Braut und Wittwe seines Bruders, trostlos, aber ihrer Sinne wieder mächtig. Noch trieften die schweren Haare, aber auf ein gewechseltes Gewand: ein mitleidiges Weib aus dem Volke hatte ihr im Gezelt das eigene gegeben und sich des kostbaren Hochzeitskleides bemächtigt. „Frommer Bruder," wendete sie sich an Astorre, „ich bin verlassen: die mir bestimmte Sänfte ist in der Verwirrung mit einer Andern, Lebenden oder Todten, in die Stadt zurückgekehrt. Begleite mich nach dem Hause meines Schwiegers, der dein Vater ist!"

Die junge Wittwe täuschte sich. Nicht in der Bestürzung und Verwirrung, sondern aus Feigheit und Aberglauben hatte das Gesinde des alten Vicedomini sie im Stiche gelassen. Es fürchtete sich, dem jähzornigen Alten eine Wittib und mit ihr die Kunde von dem Untergange seines Hauses zu bringen.

Da der Mönch viele seinesgleichen unter den Zelten und im Freien mit barmherzigen Werken beschäftigt sah, willfahrte er dem Gesuch. „Gehen wir," sagte er und schlug mit dem jungen Weibe die Straße nach

der Stadt ein, deren Thürme und Kuppeln auf dem blauen Himmel wuchsen. Der Weg war bedeckt mit Hunderten, die an den Strand eilten oder vom Strande zurückkehrten. Die Beiden schritten, oft von einander getrennt, aber sich immer wieder findend, in der Mitte der Straße, ohne mit einander zu reden, und wandelten jetzt schon durch die Vorstadt, wo die Gewerbe hausen. Hier standen überall — das Unglück auf der Brenta hatte die ganze Bevölkerung auf die Beine gebracht — laut plaudernde oder flüsternde Gruppen, welche das zufällige Paar, das den Bruder und den Bräutigam verloren hatte, mit theilnehmender Neugierde betrachteten.

Der Mönch und Diana waren Gestalten, die jedes Kind in Padua kannte. Astorre, wenn er nicht für einen Heiligen galt, hatte doch den Ruf des musterhaften Mönches. Er konnte der Stadtmönch von Padua heißen, den das Volk verehrte und auf den es stolz war. Und mit Grund: denn er hatte auf die Vorrechte seines hohen Adels und den unermeßlichen Besitz seines Hauses tapfer, ja freudig verzichtet und gab sein Leben in Zeiten der Seuche oder bei andern öffentlichen Fährlichkeiten, ohne zu markten, für den Geringsten

und die Aermſte preis. Dabei war er mit ſeinem kaſtanienbraunen Kraushaar, ſeinen warmen Augen und ſeiner edeln Geberde ein anmuthender Mann, wie das Volk ſeine Heiligen liebt.

Diana war in ihrer Weiſe nicht weniger namhaft, ſchon durch die Vollkraft des Wuchſes, welche das Volk mehr als die zarten Reize bewundert. Ihre Mutter war eine Deutſche geweſen, ja eine Staufin, wie Einige behaupteten, freilich nur dem Blute, nicht dem Geſetze nach. Deutſchland und Welſchland hatten zuſammen als gute Schweſtern dieſe große Geſtalt gebaut.

Wie herb und ſtrenge Diana mit ihresgleichen umging, mit den Geringen war ſie leutſelig, ließ ſich ihre Händel erzählen, gab kurzen und deutlichen Beſcheid und küßte die zerlumpteſten Kinder. Sie ſchenkte und ſpendete ohne Beſinnen, wohl weil ihr Vater, der alte Pizzaguerra, nach Vicedomini der reichſte Paduaner, zugleich der ſchmutzigſte Geizhals war, und Diana ſich des väterlichen Laſters ſchämte.

So verheirathete das ihr geneigte Volk in ſeinen Schenken und Plauderſtuben Diana monatlich mit irgend einem vornehmen Paduaner, doch die Wirklichkeit trug dieſen frommen Wünſchen keine Rechnung. Drei

Hinderniſſe erſchwerten eine Brautſchaft: die hohen und oft finſtern Brauen Dianas, die geſchloſſene Hand ihres Vaters und die blinde Anhänglichkeit ihres Bruders Germano an den Tyrannen, bei deſſen möglichem Falle der treue Diener mit zu Grunde gehen mußte, ſeine Sippe nach ſich ziehend.

Endlich verlobte ſich mit ihr, ohne Liebe wie es ſtadtkundig war, Umberto Vicedomini, der jetzt in der Brenta lag.

Uebrigens waren die Beiden ſo verſunken in ihren gerechten Schmerz, daß ſie das eifrige Geſchwätz, welches ſich an ihre Ferſen heftete, entweder nicht vernahmen oder ſich wenig um daſſelbe bekümmerten. Nicht das gab Anſtoß, daß der Mönch und das Weib neben einander ſchritten. Es erſchien in der Ordnung, da der Mönch an ihr zu tröſten hatte und ſie wohl Beide denſelben Weg gingen: zu dem alten Vicedomini, als die nächſten und natürlichen Boten des Geſchehenen.

Die Weiber bejammerten Diana, daß ſie einen Mann habe heirathen müſſen, der ſie nur als Erſatz für eine theure Geſtorbene genommen, und beklagten ſie in demſelben Athemzuge, daß ſie dieſen Mann vor der Ehe eingebüßt habe.

Die Männer dagegen erörterten mit wichtigen Geberden und den schlauſten Mienen eine brennende Frage, welche ſich über den in der Brenta verſunkenen vier Stammhaltern des erſten paduaniſchen Geſchlechtes eröffnet hatte. Die Glücksgüter der Vicedomini waren ſprichwörtlich. Das Familienhaupt, ein ebenſo energiſcher als liſtiger Menſch, der es fertig gebracht hatte, mit Beiden, dem fünffach gebannten Tyrannen von Padua und der dieſen verdammenden Kirche auf gutem Fuße zu bleiben, hatte ſich lebelang nicht im geringſten mit etwas Oeffentlichem beſchäftigt, ſondern ein zähes Daſein und prächtige Willenskräfte auf ein einziges Ziel gewendet: den Reichthum und das Gedeihen ſeines Stammes. Jetzt war dieſer vernichtet. Sein Aelteſter und die Enkel lagen in der Brenta. Sein Zweiter und Dritter waren in eben dieſem Unglücksjahre, der eine vor zwei, der andere vor drei Monden von der Erde verſchwunden. Den Aeltern hatte der Tyrann verbraucht und auf einem ſeiner wilden Schlachtfelder zurückgelaſſen. Der Andere, aus welchem der vorurtheilsloſe Vater einen großartigen Kaufmann in venezianiſchem Style gemacht, hatte ſich an einer morgenländiſchen Küſte auf dem Kreuze verblutet, an wel-

ches ihn Seeräuber geschlagen, verspäteten Lösegeldes halber. Als Vierter blieb Astorre der Mönch. Daß er diesen mit dem Aufwande seines letzten Pulses den Klostergelübden zu entreißen versuchen werde, daran zweifelten die schnellrechnenden Paduaner keinen Augenblick. Ob es ihm gelinge und der Mönch sich dazu hergebe, darüber stritt jetzt die aufgeregte Gasse.

Und sie stritt sich am Ende so laut und heftig, daß selbst der trauernde Mönch nicht mehr im Zweifel darüber bleiben konnte, wer mit dem „egli“ und der „ella“ gemeint sei, welche aus den versammelten Gruppen ertönten. Dergestalt schlug er, mehr noch seiner Gefährtin als seinethalben, eine mit Gras bewachsene verschattete Gasse ein, die seinen Sandalen wohlbekannt war, denn sie führte längs der verwitterten Ringmauer seines Klosters hin. Hier war es bis zum Schauder kühl, aber die ganz Padua erfüllende Schreckenskunde hatte selbst diese Schatten erreicht. Aus den offenen Fenstern des Refektoriums, das in die dicke Mauer gebaut war, scholl an der verspäteten Mittagstafel — die Katastrophe auf der Brenta hatte in der Stadt alle Zeiten und Stunden gestört — das Tischgespräch der Brüder so zänkisch und schreiend, so voller „—ini-

bus“ und „—atibus“ — es wurde lateinisch geführt oder dann stritt man sich mit Citaten aus den Decretalen —, daß der Mönch unschwer errieth, auch hier werde dasselbe oder ein ähnliches Dilemma wie auf der Straße verhandelt. Und wenn er sich vielleicht nicht Rechenschaft gab, wovon, so wußte er doch, von wem die Rede ging. Aber was er nicht entdeckte, waren —

Mitten im Sprechen suchte Dante unter den Zuhörern den vornehmen Kleriker, der sich hinter seinen Nachbar verbarg.

— waren zwei brennende hohle Augen, welche durch eine Luke in der Mauer auf ihn und das Weib an seiner Seite starrten. Diese Augen gehörten einer unseligen Kreatur, einem verlorenen Mönche, Namens Serapion, welcher sich, Seele und Leib, im Kloster verzehrte. Mit seiner voreiligen Einbildungskraft hatte dieser auf der Stelle begriffen, daß sein Mitbruder Astorre zum längsten nach der Regel des heiligen Franciscus gedarbt und gefastet habe und beneidete ihn rasend um den ihm von der Laune des Todes zuge-

worfenen Besitz weltlicher Güter und Freuden. Er lauerte auf den Heimkehrenden, um die Mienen desselben zu erforschen und darin zu lesen, was Astorre über sich beschlossen hätte. Seine Blicke verschlangen das Weib und hafteten an ihren Stapfen.

Astorre lenkte die Schritte und die seiner Schwägerin auf einen kleinen von vier Stadtburgen gebildeten Platz und trat mit ihr in das tiefe Thor der vornehmsten. Auf einer Steinbank im Hofe erblickte er zwei Ruhende, einen vom Wirbel zur Zehe gepanzerten blutjungen Germanen und einen greisen Sarazenen. Der hingestreckte Deutsche hatte seinen schlummernden rothblonden Krauskopf in den Schoß des sitzenden Ungläubigen gelegt, der, ebenfalls schlummernd, mit seinem schneeweißen Barte väterlich auf ihn niedernickte. Die Zweie gehörten zur Leibwache Ezzelins, welche sich in Nachahmung derjenigen seines Schwiegers, des Kaisers Friedrich, aus Deutschen und Sarazenen zu gleichen Theilen zusammensetzte. Der Tyrann war im Palaste. Er mochte es für seine Pflicht gehalten haben, den alten Vicedomini zu besuchen. In der That vernahmen Astorre und Diana schon auf der Wendeltreppe das Gespräch, welches Ezzelin in kurzen ruhigen Wor-

ten, der Alte dagegen, der gänzlich außer sich zu sein schien, mit schreiender und scheltender Stimme führte. Mönch und Weib blieben am Eingange des Saales unter dem bleichen Gesinde stehen. Die Diener zitterten an allen Gliedern. Der Greis hatte sie mit den heftigsten Verwünschungen überhäuft und dann mit geballten Fäusten weggejagt, weil sie ihm verspätete Botschaft vom Strande gebracht und dieselbe hervorzustottern sich kaum getraut. Ueberdies hatte dieses Gesinde der gefürchtete Schritt des Tyrannen versteinert. Es war bei Todesstrafe verboten, ihn anzumelden. Unaufgehalten wie ein Geist betrat er Häuser und Gemächer.

„Und das berichtest du so gelassen, Grausamer," tobte der Alte in seiner Verzweiflung, „als erzähltest du den Verlust eines Rosses oder einer Ernte? Du hast mir die Viere getödtet, niemand anders als du! Was brauchtest du gerade zu jener Stunde am Strande zu reiten? Was brauchtest du auf die Brenta hinauszugrüßen? Das hast du mir zuleide gethan! Hörst du wohl?"

„Schicksal," antwortete Ezzelin.

„Schicksal?" schrie der Vicedomini. „Schicksal und

Sternguckerei und Beschwörungen und Verschwörungen und Enthauptungen, von der Zinne auf das Pflaster sich werfende Weiber und hundert pfeildurchbohrte Jünglinge vom Rosse sinkend in deinen verruchten waghalsigen Schlachten, das ist deine Zeit und Regierung, Ezzelin, du Verfluchter und Verdammter! Uns Alle ziehst du in deine blutigen Gleise, alles Leben und Sterben wird neben dir gewaltsam und unnatürlich, und niemand endet mehr als reuiger Christ in seinem Bette!"

„Du thust mir Unrecht," versetzte der Andere. „Ich zwar habe mit der Kirche nichts zu schaffen. Sie läßt mich gleichgültig. Aber dich und deinesgleichen habe ich nie gehindert, mit ihr zu verkehren. Das weißt du, sonst würdest du dich nicht erkühnen, mit dem heiligen Stuhle Briefe zu wechseln. Was drehst du da in deinen Händen und verbirgst mir das päpstliche Siegel? Einen Ablaß? Ein Breve? Gieb her! Wahrhaftig, ein Breve! Darf ich es lesen? Du erlaubst? Dein Gönner, der heilige Vater, schreibt dir, daß, würde dein Stamm erlöschen bis auf deinen Vierten und Letzten, den Mönch, dieser ipso facto seiner Gelübde ledig sei, wenn er aus freiem Willen und

[illegible] [illegible] [illegible] [

Jetzt kreischte der Andere in rasender Wuth: „Du Böser, du Mörder meiner Kinder! Ich durchblicke dich! Du willst mich beerben und mit meinem Gelde deine wahnsinnigen Feldzüge führen!“ Da gewahrte er seine Schwiegertochter, welche vor dem zögernden Mönche durch das Gesinde und über die Schwelle getreten war. Trotz seiner Leibesschwachheit stürzte er ihr mit wankenden Schritten entgegen, ergriff und riß ihre Hände, als wollte er sie zur Verantwortung ziehen für das über sie Beide gekommene Unheil. „Wo hast du meinen Sohn, Diana?“ keuchte er.

„Er liegt in der Brenta,“ antwortete sie traurig und ihre blauen Augen dunkelten.

„Wo meine drei Enkel?“

„In der Brenta,“ wiederholte sie.

„Und dich bringst du mir als Geschenk? Dich behalte ich?“ lachte der Alte mißtönig.

„Wollte der Allmächtige,“ sagte sie langsam, „mich zögen die Wellen und die Andern stünden hier statt meiner!“

Sie schwieg. Dann gerieth sie in einen jähen Zorn. „Beleidigt dich mein Anblick und bin ich dir überlästig, so halte dich an Diesen: er hat mich, da ich

schon gestorben war, an den Haaren aus dem Grabe gerissen und ins Leben zurückgezogen!"

Jetzt erst erblickte der Alte den Mönch, seinen Sohn, und sein Geist sammelte sich mit einer Kraft und Schnelligkeit, welche der schwere Jammer eher gestählt als gelähmt zu haben schien.

„Wirklich? Dieser hat dich aus der Brenta geholt? Hm! Merkwürdig! Die Wege Gottes sind doch wunderbar!"

Er ergriff den Mönch an Arm und Schulter, als wollte er sich desselben, Leib und Seele, bemächtigen, und schleppte ihn und sich gegen seinen Krankenstuhl, auf welchen er hinfiel, ohne den gepreßten Arm des nicht Widerstrebenden freizugeben. Diana folgte und kniete sich auf der andern Seite des Sessels nieder mit hangenden Armen und gefalteten Händen, das Haupt auf die Lehne legend, so daß nur der Knoten ihres blonden Haares wie ein lebloser Gegenstand sichtbar blieb. Der Gruppe gegenüber saß Ezzelin, die Rechte auf das gerollte Breve wie auf einen Feldherrnstab gestützt.

„Söhnchen, Söhnchen," wimmerte der Alte mit einer aus Wahrheit und List gemischten Zärtlichkeit, „mein letzter und einziger Trost! Du Stab und

Stecken meines Alters wirſt mir nicht zwiſchen dieſen zitternden Händen zerbrechen! . . . Du begreifſt," fuhr er in einem ſchon trockenern, ſachlichen Tone fort, „daß, wie die Dinge einmal liegen, deines Bleibens im Kloſter nicht länger ſein kann. Iſt es doch kanoniſch, nicht wahr, Söhnchen, daß ein Mönch, deſſen Vater verarmt oder verſiecht, von ſeinem Prior beurlaubt wird, um das Erbgut zu bebauen und den Urheber ſeiner Tage zu ernähren. Ich aber brauche dich noch viel nothwendiger. Deine Brüder und Neffen ſind weg und jetzt biſt du es, der die Lebensfackel unſeres Hauſes trägt! Du biſt ein Flämmchen, das ich angezündet habe, und mir kann nicht dienen, daß es in einer Zelle verglimme und verrauche! Wiſſe Eines", — er hatte in den warmen braunen Augen ein aufrichtiges Mitgefühl geleſen und die ehrerbietige Haltung des Mönches ſchien einen blinden Gehorſam zu verſprechen — „ich bin kränker, als du denkſt. Nicht wahr, Iſaſchar?" Er wendete ſich rückwärts gegen eine ſchmale Geſtalt, welche mit Fläſchchen und Löffel in den Händen durch eine Nebenthür leiſe hinter den Stuhl des Alten getreten war und jetzt mit dem blaſſen Haupte beſtätigend nickte. „Ich fahre dahin, aber

ich ſage dir, Aſtorre: Läſſeſt du mich meines Wunſches ungewährt, ſo weigert ſich dein Väterchen, in den Kahn des Todtenführers zu ſteigen und bleibt zuſammengekauert am Dämmerſtrande ſitzen!“

Der Mönch ſtreichelte die fiebernde Hand des Alten zärtlich, antwortete aber mit Sicherheit zwei Worte: „Meine Gelübde!“

Ezzelin entfaltete das Breve.

„Deine Gelübde?“ ſchmeichelte der alte Vicedomini. „Loſe Stricke! Durchfeilte Feſſeln! Mache eine Bewegung und ſie fallen. Die heilige Kirche, welcher du Ehrfurcht und Gehorſam ſchuldig biſt, erklärt ſie für ungültig und nichtig. Da ſteht es geſchrieben.“ Sein dürrer Finger zeigte auf das Pergament mit dem päpſtlichen Siegel.

Der Mönch näherte ſich ehrerbietig dem Herrſcher, empfing die Schrift und las, von vier Augen beobachtet. Schwindelnd that er einen Schritt rückwärts, als ſtünde er auf einer Thurmhöhe und ſähe das Geländer plötzlich weichen.

Ezzelin griff dem Wankenden mit der kurzen Frage unter die Arme: „Wem haſt du dein Gelübde gegeben, Mönch? dir? oder der Kirche?“

„Natürlich Beiden!“ ſchrie der Alte erboſt. „Das ſind verfluchte Spitzfindigkeiten! Nimm dich vor Dem dort in Acht, Söhnchen! Er will uns Vicedomini an den Bettelſtab bringen!“

Ohne Zorn legte Ezzelin die Rechte auf den Bart und ſchwur: „Stirbt Vicedomini, ſo beerbt ihn der Mönch hier, ſein Sohn, und ſtiftet — ſollte das Geſchlecht mit ihm erlöſchen und wenn er mich und ſeine Vaterſtadt lieb hat — ein Hoſpital von einer gewiſſen Ausdehnung und Großartigkeit, um welches uns die hundert Städte“ — er meinte die Städte Italiens — „beneiden ſollen. Nun, Gevatter, da ich mich von dem Vorwurfe der Raubgier gereinigt habe, darf ich an den Mönch ein paar weitere Fragen richten? Du geſtatteſt?“

Jetzt packte den Alten ein ſolcher Ingrimm, daß er in Krämpfe fiel. Noch aber ließ er den Arm des Mönches, welchen er wieder ergriffen hatte, nicht fahren.

Iſaſchar näherte den vollen, mit einer ſtark duftenden Eſſenz gefüllten Löffel vorſichtig den fahlen Lippen. Der Gefolterte wendete mit einer Anſtrengung den Kopf ab. „Laß mich in Ruhe!“ ſtöhnte er, „du biſt auch der Arzt des Vogts!“ und ſchloß die Augen.

Der Jude wandte die ſeinigen, welche glänzend

[illegible] und [illegible] gegen den Tyrannen, [illegible] er um Verzeihung für diesen Augenblick.

„[illegible] er zur Besinnung zurückkehren?“ fragte Ezzelin.

„Ich glaube,“ antwortete der Jude. „Noch lebt er und wird wieder erwachen, aber nicht für lange, fürchte ich. Diese Sonne [illegible] er nicht untergehen.“

Der Tyrann ergriff den Augenblick, mit Astorre zu sprechen, der um den [illegible] Vater beschäftigt war.

„Stehe mir Rede, Mönch!“ sagte Ezzelin und wühlte — seine Lieblingsgeberde — mit den gespreizten Fingern der Rechten in dem Gewelle seines Bartes. „Wie viel haben dich die drei Gelübde gekostet, die du vor zehn und einigen Jahren, ich gebe dir dreißig“ — der Mönch nickte — „beschworen hast?“

Astorre schlug die lautern Augen auf und erwiderte ohne Bedenken: „Armuth und Gehorsam nichts. Ich habe keinen Sinn für Besitz und gehorche leicht.“ Er hielt inne und erröthete.

Der Tyrann fand ein Wohlgefallen an dieser männlichen Keuschheit. „Hat dir Dieser hier deinen Stand aufgenöthigt oder dich dazu beschwatzt?“ lenkte er ab.

„Nein," erklärte der Mönch. „Seit langeher, wie der Stammbaum erzählt, wird in unſerm Hauſe von Dreien oder Vieren der letzte geiſtlich, ſei es damit wir Vicedomini einen Fürbitter beſitzen oder um das Erbe und die Macht des Hauſes zu wahren — gleichviel, der Brauch iſt alt und ehrwürdig. Ich kannte mein Loos, welches mir nicht zuwider war, von jung an. Mir wurde kein Zwang auferlegt."

„Und das dritte?" holte Ezzelin nach — er meinte das dritte Gelübde. Aſtorre verſtand ihn.

Mit einem neuen, aber dieſes Mal ſchwachen Erröthen erwiderte er: „Es iſt mir nicht leicht geworden, doch ich vermochte es wie andere Mönche, wenn ſie gut berathen ſind, und das war ich. Von dem heiligen Antonius," fügte er ehrfürchtig hinzu.

Dieſer verdienſtliche Heilige, wie ihr wiſſet, Herrſchaften, hat einige Jahre bei den Franziskanern in Padua gelebt," erläuterte Dante.

„Wie ſollten wir nicht?" ſcherzte einer unter den Zuhörern. „Haben wir doch die Reliquie verehrt, die in dem dortigen Kloſterteiche herumſchwimmt: ich meine den Hecht, welcher weiland der Predigt des Heiligen bei-

wohnte, sich bekehrte, der Fleischspeise entsagte, im Guten Stand hielt und jetzt noch in hohem Alter als strenger Vegetarier" — er verschluckte das Ende des Schwankes, denn Dante hatte gegen ihn die Stirn gerunzelt.

„Und was rieth er dir?" fragte Ezzelin.

„Meinen Stand einfach zu fassen, schlecht und recht," berichtete der Mönch, „als einen pünktlichen Dienst, etwa wie einen Kriegsdienst, welcher ja auch gehorsame Muskeln verlangt, und Entbehrungen, die ein wackerer Krieger nicht einmal als solche fühlen darf: die Erde im Schweiße meines Angesichtes zu graben, mäßig zu essen, mäßig zu fasten, weder Mädchen noch jungen Frauen Beichte zu sitzen, im Angesichte Gottes zu wandeln und seine Mutter nicht brünstiger anzubeten, als das Breviarium vorschreibt."

Der Tyrann lächelte. Dann streckte er die Rechte gegen den Mönch aus, ermahnend oder segnend, und sprach: „Glücklicher! Du hast einen Stern! Dein Heute entsteht leicht aus deinem Gestern und wird unversehens zu deinem Morgen! Du bist etwas und nichts Geringes; denn du übst das Amt der Barmherzigkeit, das ich gelten lasse, wiewohl ich ein anderes

bekleide. Würdeſt du in die Welt treten, die ihre eigenen Geſetze befolgt, welche zu lernen es für dich zu ſpät iſt, ſo würde dein klarer Stern zum lächerlichen Irrwiſch und zerplatzte ziſchend nach ein paar albernen Sprüngen unter dem Hohne der Himmliſchen!

Noch Eines, und dies rede ich als der, welcher ich bin: der Herr von Padua. Dein Wandel war meinem Volke eine Erbauung, ein Beiſpiel der Entſagung. Der Aermſte getröſtete ſich deiner, den er ſeine karge Koſt und ſein hartes Tagewerk theilen ſah. Wirfſt du die Kutte weg, freieſt du ein Vornehmer eine Vornehme, ſchöpfſt du mit vollen Händen aus dem Reichthume deines Hauſes, ſo begehſt du Raub an dem Volke, welches dich als einen ſeinesgleichen in Beſitz genommen hat, du machſt mir Unzufriedene und Ungenügſame, und entſtünde daraus Zorn, Ungehorſam, Empörung, mich ſollte es nicht wundern. Die Dinge verketten ſich!

Ich und Padua können dich nicht entbehren! Mit deiner ſchönen und ritterlichen Geſtalt ſtichſt du der Menge in die Augen und haſt auch mehr, oder wenigſtens einen edlern Muth als deine bäuriſchen Brüder. Wenn das Volk nach ſeiner raſenden Art

eigenem Entſchluſſe in die Welt zurückkehre. Schlauer Fuchs, wie viele Unzen Goldes hat dich dieſes Pergament gekoſtet?“

„Verhöhnſt du mich?“ heulte der Alte. „Was anderes blieb mir übrig nach dem Tode meines Zweiten und Dritten? Für wen hätte ich geſammelt und geſpeichert? für die Würmer? für dich? Willſt du mich berauben? . . . Nein? So hilf mir, Gevatter,“ — der noch ungebannte Ezzelin hatte den dritten Knaben Vicedominis aus der Taufe gehoben, denſelben, der ſich für ihn auf dem Schlachtfelde geopfert — „hilf mir den Mönch überwinden, daß er wieder weltlich werde und ein Weib nehme, befiehl es ihm, du Allgewaltiger, gieb ihn mir ſtatt des Sohnes, den du mir geſchlachtet haſt, halte mir den Daumen, wenn du mich liebſt!“

„Das geht mich nichts an,“ erwiderte der Tyrann ohne die geringſte Erregung. „Das mache er mit ſich ſelbſt aus. „Freiwillig“, ſagt das Breve. Warum ſollte er, wenn er ein guter Mönch iſt, wie ich glaube, ſeinen Stand wechſeln? Damit das Blut der Vicedomini nicht verſiege? Iſt das eine Lebensbedingung der Welt? Sind die Vicedomini eine Nothwendigkeit?“

Jetzt kreischte der Andere in rasender Wuth: „Du Böser, du Mörder meiner Kinder! Ich durchblicke dich! Du willst mich beerben und mit meinem Gelde deine wahnsinnigen Feldzüge führen!“ Da gewahrte er seine Schwiegertochter, welche vor dem zögernden Mönche durch das Gesinde und über die Schwelle getreten war. Trotz seiner Leibesschwachheit stürzte er ihr mit wankenden Schritten entgegen, ergriff und riß ihre Hände, als wollte er sie zur Verantwortung ziehen für das über sie Beide gekommene Unheil. „Wo hast du meinen Sohn, Diana?“ keuchte er.

„Er liegt in der Brenta,“ antwortete sie traurig und ihre blauen Augen dunkelten.

„Wo meine drei Enkel?“

„In der Brenta,“ wiederholte sie.

„Und dich bringst du mir als Geschenk? Dich behalte ich?“ lachte der Alte mißtönig.

„Wollte der Allmächtige,“ sagte sie langsam, „mich zögen die Wellen und die Andern stünden hier statt meiner!“

Sie schwieg. Dann gerieth sie in einen jähen Zorn. „Beleidigt dich mein Anblick und bin ich dir überlästig, so halte dich an Diesen: er hat mich, da ich

ſchon geſtorben war, an den Haaren aus dem Grabe geriſſen und ins Leben zurückgezogen!“

Jetzt erſt erblickte der Alte den Mönch, ſeinen Sohn, und ſein Geiſt ſammelte ſich mit einer Kraft und Schnelligkeit, welche der ſchwere Jammer eher geſtählt als gelähmt zu haben ſchien.

„Wirklich? Dieſer hat dich aus der Brenta geholt? Hm! Merkwürdig! Die Wege Gottes ſind doch wunderbar!“

Er ergriff den Mönch an Arm und Schulter, als wollte er ſich deſſelben, Leib und Seele, bemächtigen, und ſchleppte ihn und ſich gegen ſeinen Krankenſtuhl, auf welchen er hinfiel, ohne den gepreßten Arm des nicht Widerſtrebenden freizugeben. Diana folgte und kniete ſich auf der andern Seite des Seſſels nieder mit hangenden Armen und gefalteten Händen, das Haupt auf die Lehne legend, ſo daß nur der Knoten ihres blonden Haares wie ein lebloſer Gegenſtand ſichtbar blieb. Der Gruppe gegenüber ſaß Ezzelin, die Rechte auf das gerollte Breve wie auf einen Feldherrnſtab geſtützt.

„Söhnchen, Söhnchen,“ wimmerte der Alte mit einer aus Wahrheit und Liſt gemiſchten Zärtlichkeit, „mein letzter und einziger Troſt! Du Stab und

Stecken meines Alters wirſt mir nicht zwiſchen dieſen zitternden Händen zerbrechen! . . . Du begreifſt," fuhr er in einem ſchon trockenern, ſachlichen Tone fort, „daß, wie die Dinge einmal liegen, deines Bleibens im Kloſter nicht länger ſein kann. Iſt es doch kanoniſch, nicht wahr, Söhnchen, daß ein Mönch, deſſen Vater verarmt oder verſiecht, von ſeinem Prior beurlaubt wird, um das Erbgut zu bebauen und den Urheber ſeiner Tage zu ernähren. Ich aber brauche dich noch viel nothwendiger. Deine Brüder und Neffen ſind weg und jetzt biſt du es, der die Lebensfackel unſeres Hauſes trägt! Du biſt ein Flämmchen, das ich angezündet habe, und mir kann nicht dienen, daß es in einer Zelle verglimme und verrauche! Wiſſe Eines", — er hatte in den warmen braunen Augen ein aufrichtiges Mitgefühl geleſen und die ehrerbietige Haltung des Mönches ſchien einen blinden Gehorſam zu verſprechen — „ich bin kränker, als du denkſt. Nicht wahr, Iſaſchar?" Er wendete ſich rückwärts gegen eine ſchmale Geſtalt, welche mit Fläſchchen und Löffel in den Händen durch eine Nebenthür leiſe hinter den Stuhl des Alten getreten war und jetzt mit dem blaſſen Haupte beſtätigend nickte. „Ich fahre dahin, aber

ich ſage dir, Aſtorre: Läſſeſt du mich meines Wunſches ungewährt, ſo weigert ſich dein Väterchen, in den Kahn des Todtenführers zu ſteigen und bleibt zuſammengekauert am Dämmerſtrande ſitzen!“

Der Mönch ſtreichelte die fiebernde Hand des Alten zärtlich, antwortete aber mit Sicherheit zwei Worte: „Meine Gelübde!“

Ezzelin entfaltete das Breve.

„Deine Gelübde?“ ſchmeichelte der alte Vicedomini. „Loſe Stricke! Durchfeilte Feſſeln! Mache eine Bewegung und ſie fallen. Die heilige Kirche, welcher du Ehrfurcht und Gehorſam ſchuldig biſt, erklärt ſie für ungültig und nichtig. Da ſteht es geſchrieben.“ Sein dürrer Finger zeigte auf das Pergament mit dem päpſtlichen Siegel.

Der Mönch näherte ſich ehrerbietig dem Herrſcher, empfing die Schrift und las, von vier Augen beobachtet. Schwindelnd that er einen Schritt rückwärts, als ſtünde er auf einer Thurmhöhe und ſähe das Geländer plötzlich weichen.

Ezzelin griff dem Wankenden mit der kurzen Frage unter die Arme: „Wem haſt du dein Gelübde gegeben, Mönch? dir? oder der Kirche?“

„Natürlich Beiden!“ schrie der Alte erbost. „Das sind verfluchte Spitzfindigkeiten! Nimm dich vor Dem dort in Acht, Söhnchen! Er will uns Vicedomini an den Bettelstab bringen!“

Ohne Zorn legte Ezzelin die Rechte auf den Bart und schwur: „Stirbt Vicedomini, so beerbt ihn der Mönch hier, sein Sohn, und stiftet — sollte das Geschlecht mit ihm erlöschen und wenn er mich und seine Vaterstadt lieb hat — ein Hospital von einer gewissen Ausdehnung und Großartigkeit, um welches uns die hundert Städte“ — er meinte die Städte Italiens — „beneiden sollen. Nun, Gevatter, da ich mich von dem Vorwurfe der Raubgier gereinigt habe, darf ich an den Mönch ein paar weitere Fragen richten? Du gestattest?“

Jetzt packte den Alten ein solcher Ingrimm, daß er in Krämpfe fiel. Noch aber ließ er den Arm des Mönches, welchen er wieder ergriffen hatte, nicht fahren.

Isaschar näherte den vollen, mit einer stark duftenden Essenz gefüllten Löffel vorsichtig den fahlen Lippen. Der Gefolterte wendete mit einer Anstrengung den Kopf ab. „Laß mich in Ruhe!“ stöhnte er, „du bist auch der Arzt des Vogts!“ und schloß die Augen.

Der Jude wandte die seinigen, welche glänzend

ſchwarz und ſehr klug waren, gegen den Tyrannen, als flehe er um Verzeihung für dieſen Argwohn.

„Wird er zur Beſinnung zurückkehren?“ fragte Ezzelin.

„Ich glaube,“ antwortete der Jude. „Noch lebt er und wird wieder erwachen, aber nicht für lange, fürchte ich. Dieſe Sonne ſieht er nicht untergehen.“

Der Tyrann ergriff den Augenblick, mit Aſtorre zu ſprechen, der um den ohnmächtigen Vater beſchäftigt war.

„Stehe mir Rede, Mönch!“ ſagte Ezzelin und wühlte — ſeine Lieblingsgeberde — mit den geſpreizten Fingern der Rechten in dem Gewelle ſeines Bartes. „Wie viel haben dich die drei Gelübde gekoſtet, die du vor zehn und einigen Jahren, ich gebe dir dreißig“ — der Mönch nickte — „beſchworen haſt?“

Aſtorre ſchlug die lautern Augen auf und erwiderte ohne Bedenken: „Armuth und Gehorſam nichts. Ich habe keinen Sinn für Beſitz und gehorche leicht.“ Er hielt inne und erröthete.

Der Tyrann fand ein Wohlgefallen an dieſer männlichen Keuſchheit. „Hat dir Dieſer hier deinen Stand aufgenöthigt oder dich dazu beſchwatzt?“ lenkte er ab.

„Nein," erklärte der Mönch. „Seit langeher, wie der Stammbaum erzählt, wird in unſerm Hauſe von Dreien oder Vieren der letzte geiſtlich, ſei es damit wir Vicedomini einen Fürbitter beſitzen oder um das Erbe und die Macht des Hauſes zu wahren — gleichviel, der Brauch iſt alt und ehrwürdig. Ich kannte mein Loos, welches mir nicht zuwider war, von jung an. Mir wurde kein Zwang auferlegt."

„Und das dritte?" holte Ezzelin nach — er meinte das dritte Gelübde. Aſtorre verſtand ihn.

Mit einem neuen, aber dieſes Mal ſchwachen Erröthen erwiderte er: „Es iſt mir nicht leicht geworden, doch ich vermochte es wie andere Mönche, wenn ſie gut berathen ſind, und das war ich. Von dem heiligen Antonius," fügte er ehrfürchtig hinzu.

Dieſer verdienſtliche Heilige, wie ihr wiſſet, Herrſchaften, hat einige Jahre bei den Franziskanern in Padua gelebt," erläuterte Dante.

„Wie ſollten wir nicht?" ſcherzte einer unter den Zuhörern. „Haben wir doch die Reliquie verehrt, die in dem dortigen Kloſterteiche herumſchwimmt: ich meine den Hecht, welcher weiland der Predigt des Heiligen bei-

wohnte, sich bekehrte, der Fleischspeise entsagte, im Guten Stand hielt und jetzt noch in hohem Alter als strenger Vegetarier" — er verschluckte das Ende des Schwankes, denn Dante hatte gegen ihn die Stirn gerunzelt.

„Und was rieth er dir?" fragte Ezzelin.

„Meinen Stand einfach zu fassen, schlecht und recht," berichtete der Mönch, „als einen pünktlichen Dienst, etwa wie einen Kriegsdienst, welcher ja auch gehorsame Muskeln verlangt, und Entbehrungen, die ein wackerer Krieger nicht einmal als solche fühlen darf: die Erde im Schweiße meines Angesichtes zu graben, mäßig zu essen, mäßig zu fasten, weder Mädchen noch jungen Frauen Beichte zu sitzen, im Angesichte Gottes zu wandeln und seine Mutter nicht brünstiger anzubeten, als das Breviarium vorschreibt."

Der Tyrann lächelte. Dann streckte er die Rechte gegen den Mönch aus, ermahnend oder segnend, und sprach: „Glücklicher! Du hast einen Stern! Dein Heute entsteht leicht aus deinem Gestern und wird unversehens zu deinem Morgen! Du bist etwas und nichts Geringes; denn du übst das Amt der Barmherzigkeit, das ich gelten lasse, wiewohl ich ein anderes

bekleide. Würdeſt du in die Welt treten, die ihre eigenen Geſetze befolgt, welche zu lernen es für dich zu ſpät iſt, ſo würde dein klarer Stern zum lächerlichen Irrwiſch und zerplatzte ziſchend nach ein paar albernen Sprüngen unter dem Hohne der Himmliſchen!

Noch Eines, und dies rede ich als der, welcher ich bin: der Herr von Padua. Dein Wandel war meinem Volke eine Erbauung, ein Beiſpiel der Entſagung. Der Aermſte getröſtete ſich deiner, den er ſeine karge Koſt und ſein hartes Tagewerk theilen ſah. Wirfſt du die Kutte weg, freieſt du ein Vornehmer eine Vornehme, ſchöpfſt du mit vollen Händen aus dem Reichthume deines Hauſes, ſo begehſt du Raub an dem Volke, welches dich als einen ſeinesgleichen in Beſitz genommen hat, du machſt mir Unzufriedene und Ungenügſame, und entſtünde daraus Zorn, Ungehorſam, Empörung, mich ſollte es nicht wundern. Die Dinge verketten ſich!

Ich und Padua können dich nicht entbehren! Mit deiner ſchönen und ritterlichen Geſtalt ſtichſt du der Menge in die Augen und haſt auch mehr, oder wenigſtens einen edlern Muth als deine bäuriſchen Brüder. Wenn das Volk nach ſeiner raſenden Art

Diesen hier" — er deutete auf Isaschar — „ermorden will, weil er ihm Hilfe bringt, was dem Juden in der letzten Pestzeit — wenig fehlte — geschehen wäre, wer vertheidigt ihn, wie du thatest, gegen die wahnsinnige Menge, bis ich da bin und Halt gebiete? Isaschar, hilf mir den Mönch überzeugen!" wendete sich Ezzelin gegen den Arzt mit einem grausamen Lächeln. „Schon deinetwegen darf er sich nicht entkutten!"

„Herr," lispelte dieser, „unter deinem Scepter wird sich die unvernünftige Scene, welche du so gerecht wie blutig gestraft hast, kaum wiederholen, und meinethalb, dessen Glaube die Dauer des Stammes als Gottes höchsten Segen preist, darf der Erlauchte" — so und schon nicht mehr den Ehrwürdigen nannte er den Mönch — „nicht unvermählt bleiben."

Ezzelin lächelte über die Feinheit des Juden. „Und wohin gehen deine Gedanken, Mönch?" fragte er.

„Sie stehen und beharren! Doch ich wollte — Gott verzeihe mir die Sünde — der Vater erwachte nicht mehr, daß ich nicht hart gegen ihn sein muß! Hätte er nur schon die Zehrung empfangen!" Er küßte heftig die Wange des Ohnmächtigen, welcher darüber zur Besinnung kam.

Der wieder Belebte that einen schweren Seufzer, hob die müden Augenlider und richtete aus dem grauen Gebüsche seiner hangenden Brauen einen Blick des Flehens auf den Mönch. „Wie steht's?" fragte er. „Was hast du über mich verhängt, Geliebtester? Himmel oder Hölle?"

„Vater," bat Astorre mit bewegter Stimme, „deine Zeit ist um! Dein Stündlein ist gekommen! Entschlage dich der weltlichen Dinge und Sorgen! Denke an die Seele! Siehe, deine Priester" — er meinte die der Pfarrkirche — „sind nebenan versammelt und harren mit den hochheiligen Sterbesakramenten."

Es war so. Die Thüre des Nebengemaches hatte sich sachte geöffnet, aus demselben schimmerte schwaches, in der Tageshelle kaum sichtbares Kerzenlicht, ein Chor präludirte gedämpft und das leise Schüttern eines Glöckchens wurde hörbar.

Jetzt klammerte sich der Alte, der seine Kniee schon in die kalte Fluth der Lethe versinken fühlte, an den Mönch, wie weiland Sankt Petrus auf dem See Genezareth an den Heiland. „Du thust es mir!" lallte er.

„Könnte ich! Dürfte ich!" seufzte der Mönch. „Bei

allen Heiligen, Vater, denke an die Ewigkeit! Laß das Irdische! Deine Stunde ist da!"

Diese verhüllte Weigerung entzündete das letzte Leben des Vicedomini zur lodernden Flamme. „Ungehorsamer! Undankbarer!" zürnte er.

Astorre winkte den Priestern.

„Bei allen Teufeln," raste der Alte, „laßt mich zufrieden mit eurem Geknete und Gesalbe! Ich habe nichts zu verspielen, ich bin schon ein Verdammter und bliebe es mitten im himmlischen Reigen, wenn mein Sohn mich muthwillig verstößt und meinen Lebenskeim verdirbt!"

Der entsetzte Mönch, durch dieses grause Lästern im Tiefsten erschüttert, sah seinen Vater unwiderruflich der ewigen Unseligkeit anheimfallen. So meinte er und war fest davon überzeugt, wie ich es an seiner Stelle auch gewesen wäre. Er warf sich vor dem Sterbenden in dunkler Verzweiflung auf die Kniee und flehte unter stürzenden Thränen: „Herr, ich beschwöre Euch, habet Erbarmen mit Euch und mit mir!"

„Laß den Schlaukopf seiner Wege gehen!" raunte der Tyrann. Der Mönch vernahm es nicht.

Wieder gab er den erstaunten Priestern ein Zeichen und die Sterbelitanei wollte beginnen.

Da kauerte sich der Alte zusammen wie ein trotziges Kind und schüttelte das graue Haupt.

„Laß den Argliſtigen seine Straße ziehen!“ mahnte Ezzelin lauter.

„Vater, Vater!“ schluchzte der Mönch und seine Seele zerfloß in Mitleid.

„Erlauchter Herr und christlicher Bruder,“ fragte jetzt ein Priester mit unsicherer Stimme, „seid Ihr in der Verfassung, Euern Schöpfer und Heiland zu empfangen?“ Der Alte schwieg.

„Steht Ihr fest im Glauben an die heilige Dreifaltigkeit? Antwortet mir, Herr!“ fragte der Geistliche zum andern Male und wurde bleich wie ein Tuch, denn: „Geleugnet und gelästert sei sie!“ rief der Sterbende mit starker Stimme, „gelästert und —“

„Nicht weiter!“ schrie der Mönch und war aufgesprungen. „Ich bin Euch zu Willen, Herr! Machet mit mir, was Ihr wollt! Nur daß Ihr Euch nicht in die Flammen stürzet!“

Der Alte seufzte wie nach einer schweren Anstrengung. Dann blickte er erleichtert, ich hätte fast gesagt

vergnügt um sich. Er ergriff mit tastender Hand den blonden Schopf Dianas, zog das sich von den Knieen erhebende Weib in die Höhe, nahm ihre Hand, die sich nicht weigerte, öffnete die gekrampfte des Mönches und legte beide zusammen.

„Gültig! vor dem hochheiligen Sakramente!" frohlockte er und segnete das Paar. Der Mönch widersprach nicht und Diana schloß die Augen.

„Jetzt rasch, ehrwürdige Väter!" drängte der Alte, „es eilt, wie ich meine, und ich bin in christlicher Verfassung."

Der Mönch und seine Braut wollten hinter die priesterliche Schaar zurücktreten. „Bleibt," murmelte der Sterbende, „bleibt, daß euch meine getrösteten Augen zusammen sehen, bis sie brechen!" Astorre und Diana, kaum einige Schritte zurückweichend, mußten mit vereinigten Händen vor dem erlöschenden Blicke des hartnäckigen Greises verharren.

Dieser murmelte eine kurze Beichte, empfing die letzte Zehrung und verschied, während sie ihm die Sohlen salbten und der Priester den schon tauben Ohren jenes großartige: „Brich auf, christliche Seele!" zurief. Das gestorbene Antlitz trug den deutlichen Ausdruck triumphirender List.

Der Tyrann hatte, während ringsum Alles auf den Knieen lag, die heilige Handlung ſitzend und mit ruhiger Aufmerkſamkeit betrachtet, etwa wie man eine fremde Sitte beſchaut oder wie ein Gelehrter das auf einem Sarkophag abgebildete Opfer eines alten Volkes beſichtigt. Er näherte ſich dem Todten und drückte ihm die Augen zu.

Dann wendete er ſich gegen Diana. „Edle Frau," ſagte er, „ich denke, wir gehen nach Hauſe. Eure Eltern, wenn auch von Eurer Rettung unterrichtet, werden nach Euch verlangen. Auch traget Ihr ein Gewand der Niedrigkeit, das Euch nicht kleidet."

„Fürſt, ich danke und folge Euch," erwiderte Diana, ließ aber ihre Hand in der des Mönches ruhen, deſſen Blick ſie bis jetzt gemieden hatte. Nun ſchaute ſie dem Gatten voll ins Geſicht und ſprach mit einer tiefen, aber wohlklingenden Stimme, während ihre Wangen ſich mit dunkler Gluth bedeckten: „Mein Herr und Gebieter, wir durften die Seele des Vaters nicht umkommen laſſen. So wurde ich Euer. Haltet mir beſſere Treue als dem Kloſter. Euer Bruder hat mich nicht geliebt. Vergebet mir, wenn ich ſo rede: ich ſage die einfache Wahrheit. Ihr werdet an mir ein gutes und

gehorſames Weib beſitzen. Doch habe ich zwei Eigenſchaften, welche Ihr ſchonen müßt. Ich bin jähzornig, wenn man mir Recht oder Ehre antaſtet, und darin peinlich, daß man mir nichts verſprechen darf, ohne es zu halten. Schon als Kind habe ich das ſchwer oder nicht gelitten. Ich bin von wenig Wünſchen und verlange nichts über das Alltägliche hinaus; nur wo mir einmal etwas gezeigt und zugeſagt wurde, da bedarf ich der Erfüllung, ſonſt verliere ich den Glauben und kränke mich ſchwerer als andere Frauen über das Unrecht. Doch wie darf ich ſo zu Euch reden, mein Herr und Gebieter, den ich kaum kenne? Laßt mich verſtummen. Lebet wohl, mein Gemahl, und gebet mir neun Tage, Euern Bruder zu betrauern.“ Jetzt löſte ſie langſam die Hand aus der ſeinigen und verſchwand mit dem Tyrannen.

Inzwiſchen hatte die geiſtliche Schaar den Leichnam weggehoben, um ihn in der Hauskapelle aufzubahren und einzuſegnen.

Aſtorre ſtand allein in ſeinem verſcherzten Mönchsgewande, welches eine von Reue erfüllte Bruſt bedeckte. Ein Heer von Dienern, das den ſeltſamen Vorgang belauſcht und genügend begriffen hatte, näherte ſich in

unterwürfigen Stellungen und mit furchtſamen Geberden ſeinem neuen Herrn, verblüfft und eingeſchüchtert weniger noch durch den Wechſel der Herrſchaft, als durch das vermeintliche Sacrilegium der gebrochenen Gelübde — das leiſe geleſene Breve war nicht zu ihren Ohren gelangt — und durch die Verweltlichung des ehrwürdigen Mönches. Dieſem gelang es nicht, ſeinen Vater zu betrauern. Ihn beſchlich, jetzt da er ſeines Willens wieder mächtig war, der Argwohn, was ſage ich, ihn überkam die empörende Gewißheit, daß ein Sterbender ſeinen guten Glauben betrogen und ſeine Barmherzigkeit mißbraucht habe. Er entdeckte in der Verzweiflung des Alten den Schlupfwinkel der Liſt und in der wilden Läſterung das berechnete Spiel an der Schwelle des Todes. Unwillig, faſt feindſelig wandte ſich ſein Gedanke gegen das ihm zugefallene Weib. Ihn verſuchte der verzwickte mönchiſche Einfall, daſſelbe nicht aus eigenem Herzen, ſondern nur als Stellvertreter ſeines entſeelten Bruders zu lieben; aber ſein geſunder Sinn und ſein redliches Gemüth verwarfen die ſchmähliche Auskunft. Da er ſie nun als die Seinige betrachtete, erwehrte er ſich einer gewiſſen Verwunderung nicht, daß ihm ſein Weib mit ſo bün-

diger Rede und harter Wahrheitsliebe entgegengetreten und so sachlich mit ihm sich auseinandergesetzt habe, ohne Schleier und Wolke, eine viel derbere und wirklichere Gestalt als die zarten Erscheinungen der Legende. Er hatte sich die Frauen weicher gedacht.

Jetzt gewahrte der Mönch plötzlich sein Ordenskleid und den Widerspruch seiner Gefühle und Betrachtungen mit demselben. Er schämte sich vor seiner Kutte und sie wurde ihm lästig. „Gebt mir weltliches Gewand!“ befahl er. Geschäftige Diener umringten ihn, aus welchen er bald in der Tracht seines ertrunkenen Bruders, mit dem er ungefähr von gleichem Wuchse war, hervortrat.

In demselben Augenblicke warf sich ihm der Narr seines Vaters, mit Namen Gocciola, zu Füßen und huldigte ihm, nicht um wie die Andern Verlängerung seines Dienstes sich zu erbitten, sondern seinen Abschied und die Erlaubniß, den Stand zu wechseln, denn er sei der Welt überdrüssig, seine Haare ergrauen und es stünde ihm schlecht an, mit der läutenden Schellenkappe ins Jenseits zu gehen. Mit diesen weinerlichen Worten bemächtigte er sich der abgeworfenen Kutte, welche das Gesinde zu berühren sich gescheut

hatte. Aber sein buntscheckiges Gehirn schlug einen Purzelbaum und er fügte lüstern bei: „Einmal möchte ich noch Amarellen essen, ehe ich der Welt und ihren Täuschungen Valet sage! Hochzeit läßt hier nicht auf sich warten, glaub' ich." Er beleckte sich die Mundwinkel mit seiner fahlen Zunge. Dann bog er ein Knie vor dem Mönche, schüttelte seine Schellen und entsprang, die Kutte hinter sich herschleifend.

Amarelle oder Amare," erläuterte Dante, „heißt das paduanische Hochzeitsgebäck wegen seines bittern Mandelgeschmackes und zugleich mit anmuthiger Anspielung auf das Verbum der ersten Konjugation." Hier machte der Erzähler eine Pause und verschattete Stirn und Augen mit der Hand, den weitern Gang seiner Fabel übersinnend.

Inzwischen trat der Majordom des Fürsten, ein Alsatier, Namens Burcardo, mit abgemessenen Schritten, umständlichen Bücklingen und weitläufigen Entschuldigungen, daß er die Unterhaltung stören müsse, vor Cangrande, welchen er in irgend einer häuslichen Angelegenheit um Befehl bat. Deutsche waren dazumal

an den ghibellinischen Höfen Italiens keine eben seltene Erscheinung, ja sie wurden gesucht und den Einheimischen vorgezogen wegen ihrer Redlichkeit und ihres angeborenen Verständnisses für Ceremonien und Gebräuche.

Als Dante das Haupt wieder hob, gewahrte er den Elsässer und hörte sein Welsch, das Weich und Hart beharrlich verwechselte, den Hof ergötzend, das feine Ohr des Dichters aber empfindlich beleidigend. Sein Blick verweilte dann mit sichtlichem Wohlgefallen auf den zwei Jünglingen, Ascanio und dem bepanzerten Krieger. Zuletzt ließ er ihn sinnend ruhen auf den beiden Frauen, der Herrin Diana, die sich belebt und deren marmorne Wange sich leicht gerötheт hatte, und auf Antiope, der Freundin Cangrandes, einem hübschen und natürlichen Wesen. Dann fuhr er fort.

Hinter der Stadtburg der Vicedomini dehnte sich vormals — jetzt da das erlauchte Geschlecht längst erloschen ist, hat sich jener Platz völlig verändert — ein geräumiger Bezirk bis an den Fuß der festen und breiten Stadtmauer aus, so geräumig, daß er Weide-

plätze für Herden, Gehege für Hirsche und Rehe, mit Fischen gefüllte Teiche, tiefe Waldschatten und sonnige Weinlauben enthielt. An einem leuchtenden Morgen, sieben Tage nach der Todtenfeier, saß im schwarzen Schatten einer Ceder, den Rücken an den Stamm gelehnt und die Schnäbel seiner Schuhe in das brennende Sonnenlicht streckend, der Mönch Astorre; denn diesen Namen behielt er unter den Paduanern, obwohl er weltlich geworden war, während seines kurzen Wandels auf der Erde. Er saß oder lag einem Brunnen gegenüber, der aus dem Mund einer gleichgültigen Maske eine kühle Fluth sprudelte, unfern einer Steinbank, welcher er das weiche Polster des schwellenden Rasens vorgezogen hatte.

Während er sann oder träumte, ich weiß nicht was, sprangen auf dem beinahe schon mittäglich übersonnten Platze vor dem Palast zwei junge Leute von staubbedeckten Gäulen, der eine gepanzert, der andere mit Wahl gekleidet, obschon im Reisegewand. Ascanio und Germano, so hießen die Reiter, waren die Günstlinge des Vogtes und zugleich die Jugendgespielen des Mönches, mit welchen er brüderlich gelernt und sich ergötzt hatte bis zu seinem fünfzehnten Jahre, dem Beginne

seines Noviziates. Ezzelin hatte sie an seinen Schwieger, Kaiser Friedrich gesendet.

Dante hielt inne und verneigte sich vor dem großen Schatten.

Mit beantworteten Aufträgen kehrten die Zweie zu dem Tyrannen zurück, welchem sie noch überdies die Neuigkeit des Tages mitbrachten: eine in der kaiserlichen Kanzlei verfertigte Abschrift des an den christlichen Klerus gerichteten Hirtenbriefes, worin der heilige Vater den geistvollen Kaiser vor dem Angesichte der Welt der äußersten Gottlosigkeit anklagt.

Obwohl mit wichtigen, vielleicht Eile heischenden Aufträgen und dem unheilschweren Dokumente betraut, brachten die Beiden es nicht über sich, an dem Heim ihres Jugendgespielen vorbei nach dem Stadtthurm des Tyrannen zu sprengen. Sie hatten in der letzten Herberge vor Padua, wo sie, ohne den Bügel zu verlassen, ihre Pferde fressen und saufen ließen, von dem geschwätzigen Schenkwirth das große Stadtunglück und das größere Stadtärgerniß, den Untergang der Hochzeitsbarke und die weggeschleuderte Kutte des Mönches, er-

fahren, ſo ziemlich mit allen Umſtänden, ohne die vereinigten Hände Dianas und Aſtorres jedoch, welche noch nicht offenbar geworden waren. Unzerſtörliche Bande, die uns an die Geſpielen unſerer Kindheit feſſeln! Von dem ſeltſamen Schickſale Aſtorres betroffen, konnten die Beiden keine Ruhe finden, bis ſie ihn mit Augen geſehen, den Wiedergewonnenen. Während langer Jahre waren ſie nur dem Mönche begegnet, zufällig auf der Straße, ihn mit einem zwar freundlichen, aber durch aufrichtige Ehrfurcht vertieften und etwas fremden Kopfnicken begrüßend.

Gocciola, den ſie im Hofe des Palaſtes fanden, wie er mit einer Semmel beſchäftigt auf einem Mäuerlein ſaß und die Beine baumeln ließ, führte ſie in den Garten. Ihnen voranwandelnd unterhielt der Narr die Jünglinge nicht von dem tragiſchen Schickſale des Hauſes, ſondern nur von ſeinen eigenen Angelegenheiten, welche ihm als das weit Wichtigere erſchienen. Er erzählte, daß er brünſtig nach einem ſeligen Ende ſtrebe und verſchluckte darüber den Reſt der Semmel, ohne ihn mit ſeinen wackligen Zähnen gekaut zu haben, ſodaß er faſt daran erſtickte. Ueber die Geſichter, die er ſchnitt und über ſeine Sehnſucht nach der Zelle

brach Ascanio in ein so lustiges Gelächter aus, daß er damit den Himmel entwölkte, wenn dieser heute nicht schon aus eigener Freude in leuchtenden Farben geschwelgt hätte.

Ascanio versagte sich nicht das Tröpfchen zu foppen, schon um den lästigen Begleiter los zu werden. „Aermster," begann er, „du wirst die Zelle nicht erreichen, denn, unter uns, im tiefsten Vertrauen, mein Ohm der Tyrann hat ein begehrliches Auge auf dich geworfen. Laß dir sagen: er besitzt vier Narren, den Stoiker, den Epikuräer, den Platoniker, den Skeptiker, wie er sie benennt. Diese Viere stellen sich, wann der Ernste spaßen will, auf seinen Wink in die vier Ecken eines Saales, an dessen Wölbung der gestirnte Himmel und die Planetenbilder prangen. Der Ohm, im Hauskleide, tritt in die Mitte des Raumes, klatscht in die Hände und die Philosophen wechseln hopsend die Winkel. Vorgestern ist der Stoiker heulend und winselnd verendet, weil der Unersättliche viele Pfunde Nudeln auf einmal verschlang. Der Ohm hat mir flüchtig angedeutet, er gedenke ihn zu ersetzen, und werde sich von dem Mönche, deinem neuen Herrn, als Erbsteuer dich, o Gocciola, erbitten. So steht es.

Ezzelin fahndet nach dir. Wer weiß, ob er nicht hinter dir geht.“ Dieſes war eine Anſpielung auf die Allgegenwart des Tyrannen, welche die Paduaner in Furcht und beſtändigem Zittern hielt. Gocciola ſtieß einen Schrei aus, als falle die Hand des Gewaltigen auf ſeine Schulter, blickte ſich um, und obwohl niemand hinter ihm ging als ſein kurzer Schatten, flüchtete er ſich zähneklappernd in irgend ein Verſteck.

Ich ſtreiche die Narren Ezzelins,“ unterbrach ſich Dante mit einer griffelhaltenden Geberde, als ſchriebe er ſeine Fabel, ſtatt ſie zu ſprechen, wie er that. „Der Zug iſt unwahr, oder dann log Ascanio. Es iſt durchaus undenkbar, daß ein ſo ernſter und urſprünglich edler Geiſt wie Ezzelin Narren gefüttert und ſich an ihrem Blödſinn ergötzt habe.“ Dieſen geraden Stich führte der Florentiner gegen ſeinen Gaſtfreund, auf deſſen Mantel Gocciola ſaß, den Dichter angrinſend.

Cangrande that nicht dergleichen. Er verſprach ſich im ſtillen, bei erſter Gelegenheit mit Wucher heimzuzahlen.

Befriedigt, faſt heiter ſetzte Dante ſeine Erzählung fort.

brach Ascanio in ein so lustiges Gelächter aus, daß er damit den Himmel entwölkte, wenn dieser heute nicht schon aus eigener Freude in leuchtenden Farben geschwelgt hätte.

Ascanio versagte sich nicht das Tröpfchen zu foppen, schon um den lästigen Begleiter los zu werden. „Aermster," begann er, „du wirst die Zelle nicht erreichen, denn, unter uns, im tiefsten Vertrauen, mein Ohm der Tyrann hat ein begehrliches Auge auf dich geworfen. Laß dir sagen: er besitzt vier Narren, den Stoiker, den Epikuräer, den Platoniker, den Skeptiker, wie er sie benennt. Diese Viere stellen sich, wann der Ernste spaßen will, auf seinen Wink in die vier Ecken eines Saales, an dessen Wölbung der gestirnte Himmel und die Planetenbilder prangen. Der Ohm, im Hauskleide, tritt in die Mitte des Raumes, klatscht in die Hände und die Philosophen wechseln hopsend die Winkel. Vorgestern ist der Stoiker heulend und winselnd verendet, weil der Unersättliche viele Pfunde Nudeln auf einmal verschlang. Der Ohm hat mir flüchtig angedeutet, er gedenke ihn zu ersetzen, und werde sich von dem Mönche, deinem neuen Herrn, als Erbsteuer dich, o Gocciola, erbitten. So steht es.

Ezzelin fahndet nach dir. Wer weiß, ob er nicht hinter dir geht.“ Dieſes war eine Anſpielung auf die Allgegenwart des Tyrannen, welche die Paduaner in Furcht und beſtändigem Zittern hielt. Gocciola ſtieß einen Schrei aus, als falle die Hand des Gewaltigen auf ſeine Schulter, blickte ſich um, und obwohl niemand hinter ihm ging als ſein kurzer Schatten, flüchtete er ſich zähneklappernd in irgend ein Verſteck.

Ich ſtreiche die Narren Ezzelins,“ unterbrach ſich Dante mit einer griffelhaltenden Geberde, als ſchriebe er ſeine Fabel, ſtatt ſie zu ſprechen, wie er that. „Der Zug iſt unwahr, oder dann log Ascanio. Es iſt durchaus undenkbar, daß ein ſo ernſter und urſprünglich edler Geiſt wie Ezzelin Narren gefüttert und ſich an ihrem Blödſinn ergötzt habe.“ Dieſen geraden Stich führte der Florentiner gegen ſeinen Gaſtfreund, auf deſſen Mantel Gocciola ſaß, den Dichter angrinſend.

Cangrande that nicht dergleichen. Er verſprach ſich im ſtillen, bei erſter Gelegenheit mit Wucher heimzuzahlen.

Befriedigt, faſt heiter ſetzte Dante ſeine Erzählung fort.

Endlich entdeckten die Beiden den entmönchten Mönch, welcher, wie gesagt, den Rücken an den Stamm einer Pinie lehnte —

„An den Stamm einer Ceder, Dante," verbesserte die aufmerksam gewordene Fürstin.

— einer Ceder lehnte und sich die Fußspitzen sonnte. Er bemerkte die sich ihm von beiden Seiten Nähernden nicht, so tief war er in sein leeres oder volles Träumen versunken. Jetzt bückte sich der muthwillige Ascanio nach einem Grashalm, brach denselben und kitzelte damit die Nase des Mönches, daß dieser dreimal kräftig nieste. Astorre ergriff freundlich die Hände seiner Jugendgespielen und zog sie rechts und links neben sich auf den Rasen nieder. „Nun, was saget ihr dazu?" fragte er in einem Tone, der eher schüchtern als herausfordernd klang.

„Zuerst mein aufrichtiges Lob deines Priors und deines Klosters!" scherzte Ascanio. „Sie haben dich frisch bewahrt. Du schaust jugendlicher als wir Beide. Freilich die knappe weltliche Tracht und das glatte Kinn mögen dich auch verjüngen. Weißt du, daß du

ein schöner Mann bist? Du liegst unter deiner Riesenceder gleich dem ersten Menschen, den Gott, wie die Gelehrten behaupten, als einen Dreißigjährigen erschuf, und ich," fuhr er mit einer unschuldigen Miene fort, da er den Mönch über seinen Muthwillen erröthen sah, „bin wahrlich der Letzte dich zu tadeln, daß du dich aus der Kutte befreitest, denn sein Geschlecht zu erhalten, ist der Wunsch alles Lebenden."

„Es war nicht mein Wunsch noch freier Entschluß," bekannte der Mönch wahrhaft. „Widerstrebend that ich den Willen eines sterbenden Vaters."

„Wirklich?" lächelte Ascanio. „Erzähle das niemandem, Astorre, als uns, die dich lieben. Andern würde dich diese Unselbständigkeit lächerlich oder gar verächtlich machen. Und, weil wir vom Lächerlichen reden, gieb acht, ich bitte dich, Astorre, daß du den Menschen aus dem Mönche entwickelst, ohne den guten Geschmack zu beleidigen! Der heikle Uebergang will sorgfältig geschont und abgestuft sein. Nimm Rath an! Du reisest ein Jährchen, zum Beispiel an den Hof des Kaisers, von wo nach Padua und zurück die Boten nicht zu laufen aufhören. Du lässest dich von Ezzelin nach Palermo senden! Dort lernst du neben dem voll-

kommenſten Ritter und dem vorurtheilsloſeſten Menſchen — ich meine unſern zweiten Friedrich — auch die Weiber kennen und gewöhnſt dir die Mönchsart ab, ſie zu vergöttern oder gering zu ſchätzen. Das Gemüth des Herrſchers färbt Hof und Stadt. Wie das Leben hier in Padua geworden iſt, unter meinem Ohm, dem Tyrannen, wild und übertrieben und gewaltthätig, giebt es dir ein falſches Weltbild. Palermo, wo ſich unter dem menſchlichſten aller Herrſcher Spiel und Ernſt, Tugend und Luſt, Treue und Unbeſtand, guter Glaube und kluges Mißtrauen in den richtigen Verhältniſſen miſchen, bietet das wahrere. Dort vertändelſt du den Reigen eines Jahres mit unſern Freundinnen und Feindinnen in erlaubter oder läßlicher Weiſe" — der Mönch furchte die Stirn — „machſt etwa einen Feldzug mit, ohne jedoch unbeſonnen dich auszuſetzen — denke an deine Beſtimmung — nur daß du dich wieder erinnerſt, wie Pferd und Klinge geführt wird — als Knabe verſtundeſt du das — behältſt deine muntern braunen Augen, die — bei der Fackel der Aurora! — leuchten und ſprühen, ſeit du das Kloſter verlaſſen haſt, überall offen und kehrſt uns als ein Mann zurück, der ſich und Andere beſitzt."

„Er muß dort beim Kaiser eine Schwäbin heirathen," rieth der Gepanzerte gutmüthig. „Sie sind frömmer und verläßlicher als unsere Weiber."

„Schweigst du wohl?" drohte ihm Ascanio mit dem Finger. „Mache mir keine Langeweile mit semmelblonden Zöpfen!" Der Mönch aber drückte die Rechte Germanos, welche er noch nicht hatte fahren lassen.

„Aufrichtig, Germano," forschte er, „was sagst du dazu?"

„Wozu?" fragte dieser barsch.

„Nun, zu meinem neuen Stande?"

„Astorre, mein Freund," antwortete der Schnurrbärtige etwas verlegen, „ist es gethan, frägt man nicht mehr herum nach Beirath und Urtheil. Man behauptet sich, wo man steht. Willst du aber meine Meinung durchaus wissen, nun, schau, Astorre, verletzte Treue, gebrochenes Wort, Fahnenflucht und so weiter, dem giebt man in Germanien grobe Namen. Natürlich bei dir ist's etwas ganz anderes, das läßt sich gar nicht vergleichen — und dann der sterbende Vater — Astorre, mein lieber Freund, du hast ganz hübsch gehandelt, nur wäre das Gegentheil noch hübscher gewesen. Das ist meine Meinung," schloß er treuherzig.

„So hätteſt du mir, wäreſt du dageweſen, die Hand deiner Schweſter verweigert, Germano?“

Dieſer fiel aus den Wolken. „Die Hand meiner Schweſter? der Diana? derſelben, die deinen Bruder betrauert?“

„Derſelben. Sie iſt meine Verlobte.“

„O herrlich!“ rief jetzt der weltkluge Ascanio, und: „Erfreulich!“ fiel Germano bei. „Laß dich umarmen, Schwager!“ Der Gepanzerte hatte trotz ſeiner Geradheit gute Lebensart. Aber er unterdrückte einen Seufzer. So herzlich er die herbe Schweſter achtete, dem Mönche, wie dieſer neben ihm ſaß, hätte er, nach ſeinem natürlichen Gefühle, ein anderes Weib gegeben.

So drehte er den Schnurrbart und Ascanio das Steuerruder des Geſpräches. „Eigentlich, Aſtorre,“ plauderte der Heitere, „müſſen wir damit anfangen, uns wieder kennen zu lernen; nicht weniger als deine fünfzehn beſchaulichen Kloſterjahre liegen zwiſchen unſerer Kindheit und heute. Nicht daß wir inzwiſchen unſer Weſen geändert hätten, wer ändert es? doch wir haben uns ausgewachſen. Dieſer zum Beiſpiel“ — er deutete gegen Germano — „freut ſich jetzt eines ſchönen Waffenruhmes; aber ich habe ihn zu verklagen, daß er

ein halber Deutscher geworden ist. Er" — Ascanio krümmte den Arm, als leere er den Becher — „und hernach wird er tiefsinnig oder händelsüchtig. Auch verachtet er unser süßes Italienisch. „Ich werde deutsch mit euch reden!" prahlt er und brummt die Bärenlaute einer unmenschlichen Sprache. Dann erbleicht sein Gesinde, seine Gläubiger fliehen und unsere Paduanerinnen kehren ihm die stattlichen Rücken zu. Dergestalt ist er vielleicht so jungfräulich geblieben als du, Astorre," und er legte dem Mönch traulich die Hand auf die Schulter.

Germano lachte herzlich und erwiderte auf Ascanio zeigend: „Und Dieser hier hat seine Bestimmung gefunden, indem er der perfekte Höfling wurde."

„Da irrst du dich, Germano," widersprach der Günstling Ezzelins. „Meine Bestimmung war, das Leben leicht und heiter zu genießen." Und zum Beweise dessen rief er freundlich gebietend das Kind des Gärtners herbei, das er in einiger Entfernung sich vorüberstehlen und nach seiner neuen Herrschaft, dem Mönche schielen sah. Das hübsche Ding trug einen mit Trauben und Feigen überhäuften Korb auf dem lachenden Haupte und schaute eher schelmisch als schüchtern.

Ascanio war aufgesprungen. Er legte die Linke um die schlanke Seite des Mädchens und holte sich mit der Rechten aus dem Korb eine Traube. Zugleich suchte sein Mund die schwellenden Lippen. „Mich durstet," sagte er. Das Mädchen that schämig, hielt aber stille, weil es seine Früchte nicht verschütten wollte. Unmuthig wendete sich der Mönch von den zwei Leichtsinnigen ab, und das erschreckende Dirnchen entrann, da es die harte mönchische Geberde erblickte, den Pfad ihrer Flucht mit rollenden Früchten bestreuend. Ascanio, der seine Traube in der Hand hielt, hob hinter den flüchtigen Stapfen noch zwei andere auf, deren eine er Germano bot, welcher aber die ungekelterte verächtlich ins Gras warf. Die andere reichte der Muthwillige dem Mönche, der sie eine Weile ebenfalls unberührt ließ, dann aber gedankenlos eine saftige Beere und bald noch eine zweite und die dritte kostete.

„Ein Höfling?" fuhr Ascanio fort, der sich, belustigt durch die Zimperlichkeit des dreißigjährigen Mönches, wieder neben ihn auf den Rasen geworfen hatte. „Glaube das nicht, Astorre! Glaube das Gegentheil! Ich bin der Einzige, welcher meinem Ohm leise, aber

verständlich zuredet, daß er nicht unbarmherzig werde, daß er ein Mensch bleibe."

„Er ist nur gerecht und sich selbst getreu!" meinte Germano.

„Ueber seine Gerechtigkeit!" jammerte Ascanio, „und über seine Logik! Padua ist Reichslehen. Ezzelin ist Vogt. Wer ihm mißfällt, lehnt sich gegen das Reich auf. Hochverräther werden —" Er brachte es nicht über die Lippen. „Abscheulich!" murmelte er. „Und überhaupt: warum dürfen wir Welsche kein eigenes Leben unter unserer warmen Sonne führen? warum dieses Nebelphantom des Reiches, das uns den Athem beengt? Ich rede nicht für mich. Ich bin an den Ohm gefesselt. Stirbt der Kaiser, den Gott erhalte, so wirft sich ganz Italien mit Flüchen und Verwünschungen über den Tyrannen Ezzelin und den Neffen erwürgen sie so nebenbei." Ascanio betrachtete über der üppigen Erde den strahlenden Himmel und stieß einen Seufzer aus.

„Uns Beide," ergänzte Germano kaltblütig. „Das aber hat Weile. Der Gebieter besitzt eine feste Prophezeiung. Der gelehrte Guido Bonatti und Paul von Bagdad, welcher mit seinem langen Barte den

Staub der Gasse zusammenfegt, haben ihm, so sehr sich die auf einander Eifersüchtigen gewöhnlich widersprechen, ein neues seltsames Sternbild einmüthig folgendergestalt enträthselt: in einer Kürze oder Länge wird ein Sohn der Halbinsel die ungetheilte Krone derselben erringen mit Hilfe eines germanischen Kaisers, der für sein Theil jenseits der Gebirge alles Deutsche in einen harten Reichsapfel zusammenballt. Ist Friedrich dieser Kaiser? Ist dieser König Ezzelin? Das weiß Gott, der Zeit und Stunde kennt, aber der Gebieter hat darauf seinen Ruhm und unsere Köpfe verwettet."

„Geflechte von Vernunft und Wahn!" ärgerte sich Ascanio, während der Mönch erstaunte über die Macht der Sterne, den weiten Ehrgeiz der Herrscher und den alles mitreißenden Strom der Welt. Auch erschreckte ihn das Gespenst der beginnenden Grausamkeit Ezzelins, in welchem der Unschuldige die verkörperte Gerechtigkeit gesehen hatte.

Ascanio beantwortete seine schweigenden Zweifel, indem er fortfuhr: „Mögen sie Beide einen bösen Tod finden, der stirnrunzelnde Guido und der bärtige Heide! Sie verleiten den Ohm, seinen Launen und Lüsten zu

gehorchen, indem er das Nothwendige zu thun glaubt. Hast du ihm schon zugeschaut, Germano, wie er bei seinem kargen Mahle in dem durchsichtigen Krystall des Bechers sein Wasser mit den drei oder vier blutrothen Tropfen Sicilianers färbt, welche er sich gönnt? wie sein aufmerksamer Blick das Blut verfolgt, das sich langsam wölkt und durch den lautern Quell verbreitet? oder wie er den Todten die Lider zuzudrücken liebt, so daß es zur Höflichkeit geworden ist, den Vogt wie zu einem Fest an die Sterbelager zu bitten und ihm diese traurige Handlung zu überlassen? Ezzelin, mein Fürst, werde mir nicht grausam!" rief der Jüngling aus, von seinem Gefühl überwältigt.

„Ich denke nicht, Neffe," sprach es hinter ihm. Es war Ezzelin, welcher ungesehen herangetreten war und, obwohl kein Lauscher, den letzten schmerzlichen Ausruf Ascanios vernommen hatte.

Die drei Jünglinge erhoben sich rasch und begrüßten den Herrscher, der sich auf die Bank niederließ. Sein Gesicht war ruhig wie die Maske des Brunnens.

„Ihr meine Boten," stellte er Ascanio und Germano zur Rede, „was kam euch an, Diesen hier" —

er nickte leicht gegen den Mönch — „vor mir aufzusuchen?“

„Er ist unser Jugendgespiele und hat Seltsames erfahren,“ entschuldigte der Neffe und Ezzelin ließ es gelten. Er empfing die Briefschaften, die ihm Ascanio das Knie biegend überreichte. Alles schob er in den Busen außer der Bulle. „Siehe da,“ sagte er, „das Neueste! Lies vor, Ascanio! Du hast jüngere Augen als ich.“

Ascanio recitirte den apostolischen Brief, während Ezzelin die Rechte in den Bart vergrub und mit dämonischem Vergnügen zuhörte.

Zuerst gab der dreigekrönte Schriftsteller dem geistreichen Kaiser den Namen eines apokalyptischen Ungeheuers. „Ich kenne das, es ist absurd,“ sagte der Tyrann. „Auch mich hat der Pontifex in seinen Briefen ausschweifend betitelt, bis ich ihn ermahnte, mich, welcher Ezzelin der Römer heißt, fortan in klassischer Sprache zu schelten. Wie nennt er mich diesesmal? Ich bin neugierig. Suche nur die Stelle, Ascanio, — es wird sich eine finden — wo er meinem Schwieger seinen bösen Umgang vorhält. Gieb her!“ Er ergriff das Schreiben und fand bald den Ort: hier

beſchuldigte der Papſt den Kaiſer, daß er den Gatten ſeiner Tochter liebe, „Ezzelino da Romano, den größten Verbrecher der bewohnten Erde".

„Korrekt!" lobte Ezzelin und gab Ascanio das Schreiben zurück. „Lies mir die Gottloſigkeiten des Kaiſers, Neffe," lächelte er.

Ascanio las, Friedrich habe geäußert, es gebe neben vielem Wahn nur zwei wahre Götter: Natur und Vernunft. Der Tyrann zuckte die Achſeln.

Ascanio las ferner, Friedrich habe geredet: drei Gaukler, Moſes, Mohammed und — er ſtockte — hätten die Welt betrogen. „Oberflächlich," tadelte Ezzelin, „ſie hatten ihre Sterne; aber, geſagt oder nicht, der Spruch gräbt ſich ein und wiegt für den unter der Tiara ein Heer und eine Flotte. Weiter."

Nun kam eine wunderliche Mär an die Reihe: Friedrich hätte, durch ein wogendes Kornfeld reitend, mit ſeinem Gefolge geſcherzt und in läſterlicher Anſpielung auf die heilige Speiſe den Dreireim zum beſten gegeben:

So viele Aehren, ſo viele Götter ſind,
Sie ſchießen empor in der Sonne geſchwind
Und wiegen die goldenen Häupter im Wind —

Ezzelin besann sich. „Seltsam!“ flüsterte er. „Mein Gedächtniß hat dieses Verschen aufbewahrt. Es ist durchaus authentisch. Der Kaiser hat es mir mit fröhlich lachendem Munde zugerufen, da wir zusammen im Angesichte der Tempeltrümmer von Enna jene strotzenden Aehrenfelder durchritten, mit welchen Göttin Ceres die sicilische Scholle gesegnet hat. Darauf besinne ich mich mit derselben Klarheit, welche an jenem Sommertage über der Insel glänzte. Ich bin es nicht, der diesen heitern Scherz dem Pontifex mitgetheilt hat. Dazu bin ich zu ernsthaft. Wer that es? Ich mache euch zu Richtern, Jünglinge. Wir ritten zu Dreien und der Dritte — auch dessen bin ich gewiß, wie dieser leuchtenden Sonne“ — sie warf gerade einen Strahl durch das Laub — „war Petrus de Vinea, der Unzertrennliche des Kaisers. Hätte der fromme Kanzler für seine Seele gebangt und sein Gewissen durch einen Brief nach Rom erleichtert? Reitet ein Sarazene heute? Ja? Rasch, Ascanio. Ich diktire dir eine Zeile.“

Dieser zog Täfelchen und Stift hervor, ließ sich auf das rechte Knie nieder und schrieb, das gebogene linke als Pult gebrauchend:

„Erhabener Herr und geliebter Schwieger! Ein ſchnelles Wort. Das Verſchen in der Bulle — Ihr ſeid zu geiſtreich, um Euch zu wiederholen — haben nur vier Ohren gehört, die meinigen und die Eures Petrus, in den Kornfeldern von Enna, vor einem Jahre, da Ihr mich an Euern Hof beriefet und ich mit Euch die Inſel durchritt. Kein Hahn kräht danach, wenn nicht der im Evangelium, welcher den Verrath des Petrus bekräftigte. Wenn Ihr mich und Euch liebet, Herr, ſo verſuchet Euern Kanzler mit einer ſcharfen Frage."

„Blutiges Wortſpiel! Das ſchreibe ich nicht! Die Hand zittert mir!" rief der erblaſſende Ascanio. „Ich bringe den Kanzler nicht auf die Folter!" und er warf den Stift weg.

„Dienſtſache," bemerkte Germano trocken, hob den Stift auf und beendigte das Schreiben, welches er unter ſeine Eiſenhaube ſchob. „Es läuft noch heute," ſagte er. „Mir für meine einfache Perſon hat der Capuaner nie gefallen: er hat einen verhüllten Blick."

Der Mönch Aſtorre ſchauderte zuſammen trotz der Mittagsſonne. Zum erſten Male griff der aus dem Kloſterfrieden Geſchiedene, gleichſam mit Händen, wie

[illegible]

„[illegible] Du [illegible] Haus? [illegible] Du [illegible] Weibe [illegible] Du [illegible] Meinung? [illegible] Du aber eine Bewegung der Flucht, so [illegible] an deine Sohle wie eine [illegible] Meute. Hast du deine Braut Diana besucht? Die Trauerwoche ist vorüber. Ich rathe dir: heute noch lade deine Sippen, und heute noch vermähle dich mit Diana!"

„Und dann rasch mit euch auf dein entlegenstes Schloß!" beendigte Ascanio.

„Das rathe ich nicht," verbot der Tyrann. „Keine Furcht. Keine Flucht. Heute vermählst du dich, und morgen hältst du Hochzeit mit Masken. Valete!" Er schied, Germano winkend ihm zu folgen.

„Darf ich unterbrechen?" fragte Cangrande, der höflich genug gewesen war, eine natürliche Pause der Erzählung abzuwarten.

„Du bist der Herr," versetzte der Florentiner kurz.

„Traust du dem unsterblichen Kaiser jenes Wort von den drei großen Gauklern zu?"

„Non liquet."

„Ich meine: in deinem innersten Gefühle?"

Dante verneinte mit einer deutlichen Bewegung des Hauptes.

„Und doch hast du ihn als einen Gottlosen in den sechsten Kreis deiner Hölle gebannt. Wie durftest du das? Rechtfertige dich!"

„Herrlichkeit," antwortete der Florentiner, „die Komödie spricht zu meinem Zeitalter. Dieses aber liest die fürchterlichste der Lästerungen mit Recht oder Unrecht auf jener erhabenen Stirne. Ich vermag nichts gegen die fromme Meinung. Anders vielleicht urtheilen die Künftigen."

„Mein Dante," fragte Cangrande zum andern Mal, „glaubst du Petrus de Vinea unschuldig des Verrathes an Kaiser und Reich?"

„Non liquet."

„Ich meine: in deinem innersten Gefühle?"

Dante verneinte mit derselben Geberde.

„Und du lässest den Verräther in deiner Komödie seine Unschuld betheuern?"

„Herr," rechtfertigte sich der Florentiner, „werde ich, wo klare Beweise fehlen, einen Sohn der Halbinsel mehr des Verrathes bezichtigen, da schon so viele Argistige und Zweideutige unter uns sind?"

„Dante, mein Dante," sagte der Fürst, „du glaubst nicht an die Schuld und du verdammst! Du glaubst an die Schuld und du sprichst frei!" Dann führte er die Erzählung in spielendem Scherze weiter:

„Auch der Mönch und Ascanio verließen jetzt den Garten und betraten die Halle." Doch Dante nahm ihm das Wort.

Keineswegs, sondern sie stiegen in eine Thurmstube, dieselbe, die Astorre als Knabe mit ungeschorenen Locken bewohnt: denn dieser mied die großen und prunkenden Gemächer, welche er sich erst gewöhnen mußte als sein Eigenthum zu betrachten, wie er auch den ihm hinterlassenen goldenen Hort noch mit keinem Finger berührt hatte. Den Beiden folgte, auf einen gebietenden Wink Ascanios, der Majordom Burcardo

in gemeſſener Entfernung mit ſteifen Schritten und verdrießlichen Mienen.

Der gleichnamige Haushofmeiſter Cangrandes war nach verrichtetem Geſchäfte neugierig lauſchend in den Saal zurückgetreten, denn er hatte gemerkt, daß es ſich um wohlbekannte Perſonen handle; da er nun ſich ſelbſt nennen hörte und unverſehens und lebensgroß im Spiegel der Novelle erblickte, fand er dieſen Mißbrauch ſeiner Ehrenperſon verwegen und durchaus unziemlich im Munde des beherbergten Gelehrten und geduldeten Flüchtlings, welchem er in gerechter Erwägung der Verhältniſſe und Unterſchiede auf dem obern Stockwerke des fürſtlichen Hauſes eine denkbar einfache Kammer eingeräumt hatte. Was die Andern lächelnd gelitten, empfand er als ein Aergerniß. Er runzelte die Brauen und rollte die Augen. Der Florentiner weidete ſich mit ernſthaftem Geſichte an der Entrüſtung des Pedanten und ließ ſich in ſeiner Fabel nicht ſtören.

„Würdiger Herr," befragte Ascanio den Majordom — habe ich geſagt, daß dieſer von Geburt ein Alſa-

tier war? — „wie heirathet man in Padua? Astorre und ich sind unerfahrene Kinder in dieser Wissenschaft.“

Der Haushofmeister warf sich in Positur, starr seinen Herrn anschauend, ohne Ascanio, der ihm nach seinen Begriffen nichts zu befehlen hatte, eines Blickes zu würdigen.

„Distingendum est,“ sagte er feierlich. „Es ist auseinander zu halten: Werbung, Vermählung und Hochzeit.“

„Wo steht das geschrieben?“ scherzte Ascanio.

„Ecce!“ antwortete der Majordom, indem er ein großes Buch entfaltete, das ihn niemals verließ. „Hier!“ und er wies mit dem gestreckten Finger der linken Hand auf den Titel, welcher lautete: „Die Ceremonien von Padova nach genauer Erforschung zu Nutz und Frommen aller Ehrbaren und Anständigen zusammengestellt von Messer Godoscalco Burcardo.“ Er blätterte und las: „Erster Abschnitt: Die Werbung. Paragraph eins: Der ernsthafte Werber bringt einen Freund gleichen Standes als gültigen Zeugen mit —“

„Bei den überflüssigen Verdiensten meines Schutzheiligen,“ unterbrach ihn Ascanio ungeduldig, „laß uns zufrieden mit ante und post, mit Werbung und Hoch-

zeit, servire uns das Mittelstück: wie vermählt man sich in Padua?"

„In Batova," krähte der gereizte Alsatier, dessen barbarische Aussprache in der Gemüthsbewegung noch mehr als gewöhnlich hervortrat, „werden zu den adeligen Sbosalizien geladen die zwölf großen Geschlechter" — er zählte sie aus dem Gedächtnisse her — „zehn Tage voraus, nicht früher, nicht später, von dem Majordome des Bräutigams, gefolgt von sechs Dienern. In dieser erlauchten Versammlung werden die Ringe gewechselt. Man schlürft Cybrier und verzehrt als Hochzeitsgepäcke die Amarellen —"

„Gott gebe, daß wir uns nicht die Zähne ausbeißen!" lachte Ascanio, und dem Majordom das Buch entreißend, durchlief er die Namen, von welchen sechs Familienhäupter — sechse von zwölfen — und einige Jünglinge mit breiten Strichen ausgelöscht waren. Sie mochten sich in irgend eine Verschwörung gegen den Tyrannen verwickelt und darin den Untergang gefunden haben.

„Merk' auf, Alter!" befahl Ascanio, für den Mönch handelnd, welcher in einen Sessel gesunken war und in Gedanken verloren die freundliche Bevormundung

sich gefallen ließ. „Du hältst deinen Umgang mit den sechs Tagedieben zur Stunde, jetzt gleich, ohne Verzug, verstehst du? und ladest auf heute zur Vesperzeit."

„Zehn Tage voraus," wiederholte Herr Burcardo majestätisch, als verkünde er ein Reichsgesetz.

„Heute und auf heute, Starrkopf!"

„Unmöglich," sprach der Majordom ruhig. „Aendert Ihr den Lauf der Gestirne und Jahreszeiten?"

„Du rebellirst? Jückt dich der Hals, Alter?" warnte Ascanio mit einem sonderbaren Lächeln.

Das genügte. Herr Burcardo errieth. Ezzelin hatte befohlen und der hartnäckigste der Pedanten fügte sich ohne Murren, so eisern war die Ruthe des Tyrannen.

„Dann ladest du die beiden Herrinnen Canossa nicht, die Olympia und die Antiope."

„Warum diese nicht?" fragte der Mönch plötzlich, wie von einem Zauberstabe berührt. Die Luft färbte sich vor seinem Blicke und ein Bild entstand, dessen erster Umriß schon seine ganze Seele fesselte.

„Weil die Gräfin Olympia eine Thörin ist, Astorre. Kennst du die Geschichte des armen Weibes nicht? Doch du stakest ja damals noch in den Windeln, will

ſagen in der Kutte. Es war vor drei Jahren, da die Blätter gilbten.“

„Im Sommer, Ascanio. Eben jährt es ſich,“ widerſprach der Mönch.

„Du haſt Recht — kennſt du denn die Geſchichte? Doch wie ſollteſt du? Zu jener Zeit munkelte der Graf Canoſſa mit dem Legaten, wurde belauſcht, ergriffen und verurtheilt. Die Gräfin that einen Fußfall vor dem Ohm, der ſich in ſein Schweigen hüllte. Sie wurde dann auf die ſträflichſte Weiſe von einem habgierigen Kämmerer getäuſcht, welcher ihr Gewinnes wegen vorſpiegelte, der Graf werde vor dem Blocke begnadigt werden. Das ging nicht in Erfüllung, und da man der Gräfin einen Enthaupteten brachte, warf ſich ihm die (aus der Hoffnung kopfüber in die Verzweiflung) Geſchleuderte durch das Fenſter entgegen, wunderbarerweiſe ohne ſich zu verletzen, außer daß ſie ſich den Fuß verſtauchte. Aber von jenem Tage an war ihr Geiſt zerrüttet. Wenn natürliche Stimmungen ſich unmerklich in einander verlieren wie das erlöſchende Licht in die wachſende Dämmerung, wechſeln die ihrigen in raſendem Umſchwung von Hell und Dunkel zwölfmal in zwölf Stunden. Von beſtändiger

die schlüpfrigen Windungen einer Natter, den Argwohn oder den Verrath der Welt. Aus seinem Brüten weckte ihn ein strenges Wort Ezzelins, das dieser, von seiner Steinbank sich erhebend, an ihn richtete.

„Sprich, Mönch, warum vergräbst du dich in dein Haus? Du hast es noch nie verlassen, seit du weltliches Gewand trägst. Du scheust die öffentliche Meinung? Tritt ihr entgegen! Sie weicht zurück. Machst du aber eine Bewegung der Flucht, so heftet sie sich an deine Sohle wie eine heulende Meute. Hast du deine Braut Diana besucht? Die Trauerwoche ist vorüber. Ich rathe dir: heute noch lade deine Sippen, und heute noch vermähle dich mit Diana!"

„Und dann rasch mit euch auf dein entlegenstes Schloß!" beendigte Ascanio.

„Das rathe ich nicht," verbot der Tyrann. „Keine Furcht. Keine Flucht. Heute vermählst du dich, und morgen hältst du Hochzeit mit Masken. Valeto!" Er schied, Germano winkend ihm zu folgen.

„Darf ich unterbrechen?" fragte Cangrande, der höflich genug gewesen war, eine natürliche Pause der Erzählung abzuwarten.

„Du bist der Herr," versetzte der Florentiner kurz.

„Traust du dem unsterblichen Kaiser jenes Wort von den drei großen Gauklern zu?"

„Non liquet."

„Ich meine: in deinem innersten Gefühle?"

Dante verneinte mit einer deutlichen Bewegung des Hauptes.

„Und doch hast du ihn als einen Gottlosen in den sechsten Kreis deiner Hölle gebannt. Wie durftest du das? Rechtfertige dich!"

„Herrlichkeit," antwortete der Florentiner, „die Komödie spricht zu meinem Zeitalter. Dieses aber liest die fürchterlichste der Lästerungen mit Recht oder Unrecht auf jener erhabenen Stirne. Ich vermag nichts gegen die fromme Meinung. Anders vielleicht urtheilen die Künftigen."

„Mein Dante," fragte Cangrande zum andern Mal, „glaubst du Petrus de Vinea unschuldig des Verrathes an Kaiser und Reich?"

„Non liquet."

„Ich meine: in deinem innersten Gefühle?"

Dante verneinte mit derselben Geberde.

„Und du lässest den Verräther in deiner Komödie seine Unschuld betheuern?“

„Herr,“ rechtfertigte sich der Florentiner, „werde ich, wo klare Beweise fehlen, einen Sohn der Halbinsel mehr des Verrathes bezichtigen, da schon so viele Argliſtige und Zweideutige unter uns sind?“

„Dante, mein Dante,“ sagte der Fürst, „du glaubst nicht an die Schuld und du verdammst! Du glaubst an die Schuld und du sprichst frei!“ Dann führte er die Erzählung in spielendem Scherze weiter:

„Auch der Mönch und Ascanio verließen jetzt den Garten und betraten die Halle.“ Doch Dante nahm ihm das Wort.

Keineswegs, sondern sie stiegen in eine Thurmstube, dieselbe, die Astorre als Knabe mit ungeschorenen Locken bewohnt: denn dieser mied die großen und prunkenden Gemächer, welche er sich erst gewöhnen mußte als sein Eigenthum zu betrachten, wie er auch den ihm hinterlassenen goldenen Hort noch mit keinem Finger berührt hatte. Den Beiden folgte, auf einen gebietenden Wink Ascanios, der Majordom Burcardo

in gemeſſener Entfernung mit ſteifen Schritten und verdrießlichen Mienen.

Der gleichnamige Haushofmeiſter Cangrandes war nach verrichtetem Geſchäfte neugierig lauſchend in den Saal zurückgetreten, denn er hatte gemerkt, daß es ſich um wohlbekannte Perſonen handle; da er nun ſich ſelbſt nennen hörte und unverſehens und lebensgroß im Spiegel der Novelle erblickte, fand er dieſen Mißbrauch ſeiner Ehrenperſon verwegen und durchaus unziemlich im Munde des beherbergten Gelehrten und geduldeten Flüchtlings, welchem er in gerechter Erwägung der Verhältniſſe und Unterſchiede auf dem obern Stockwerke des fürſtlichen Hauſes eine denkbar einfache Kammer eingeräumt hatte. Was die Andern lächelnd gelitten, empfand er als ein Aergerniß. Er runzelte die Brauen und rollte die Augen. Der Florentiner weidete ſich mit ernſthaftem Geſichte an der Entrüſtung des Pedanten und ließ ſich in ſeiner Fabel nicht ſtören.

„Würdiger Herr," befragte Ascanio den Majordom — habe ich geſagt, daß dieſer von Geburt ein Alſa-

tier war? — „wie heirathet man in Padua? Astorre und ich sind unerfahrene Kinder in dieser Wissenschaft.“

Der Haushofmeister warf sich in Positur, starr seinen Herrn anschauend, ohne Ascanio, der ihm nach seinen Begriffen nichts zu befehlen hatte, eines Blickes zu würdigen.

„Distingendum est,“ sagte er feierlich. „Es ist auseinander zu halten: Werbung, Vermählung und Hochzeit.“

„Wo steht das geschrieben?“ scherzte Ascanio.

„Ecce!“ antwortete der Majordom, indem er ein großes Buch entfaltete, das ihn niemals verließ. „Hier!“ und er wies mit dem gestreckten Finger der linken Hand auf den Titel, welcher lautete: „Die Ceremonien von Padova nach genauer Erforschung zu Nutz und Frommen aller Ehrbaren und Anständigen zusammengestellt von Messer Godoscalco Burcardo.“ Er blätterte und las: „Erster Abschnitt: Die Werbung. Paragraph eins: Der ernsthafte Werber bringt einen Freund gleichen Standes als gültigen Zeugen mit —“

„Bei den überflüssigen Verdiensten meines Schutzheiligen,“ unterbrach ihn Ascanio ungeduldig, „laß uns zufrieden mit ante und post, mit Werbung und Hoch-

zeit, servire uns das Mittelstück: wie vermählt man sich in Padua?"

„In Batova," krähte der gereizte Alsatier, dessen barbarische Aussprache in der Gemüthsbewegung noch mehr als gewöhnlich hervortrat, „werden zu den adeligen Sbosalizien geladen die zwölf großen Geschlechter" — er zählte sie aus dem Gedächtnisse her — „zehn Tage voraus, nicht früher, nicht später, von dem Majordome des Bräutigams, gefolgt von sechs Dienern. In dieser erlauchten Versammlung werden die Ringe gewechselt. Man schlürft Cybrier und verzehrt als Hochzeitsgepäcke die Amarellen —"

„Gott gebe, daß wir uns nicht die Zähne ausbeißen!" lachte Ascanio, und dem Majordom das Buch entreißend, durchlief er die Namen, von welchen sechs Familienhäupter — sechse von zwölfen — und einige Jünglinge mit breiten Strichen ausgelöscht waren. Sie mochten sich in irgend eine Verschwörung gegen den Tyrannen verwickelt und darin den Untergang gefunden haben.

„Merk' auf, Alter!" befahl Ascanio, für den Mönch handelnd, welcher in einen Sessel gesunken war und in Gedanken verloren die freundliche Bevormundung

sich gefallen ließ. „Du hältst deinen Umgang mit den sechs Tagedieben zur Stunde, jetzt gleich, ohne Verzug, verstehst du? und ladest auf heute zur Vesperzeit."

„Zehn Tage voraus," wiederholte Herr Burcardo majestätisch, als verkünde er ein Reichsgesetz.

„Heute und auf heute, Starrkopf!"

„Unmöglich," sprach der Majordom ruhig. „Aendert Ihr den Lauf der Gestirne und Jahreszeiten?"

„Du rebellirst? Jückt dich der Hals, Alter?" warnte Ascanio mit einem sonderbaren Lächeln.

Das genügte. Herr Burcardo errieth. Ezzelin hatte befohlen und der hartnäckigste der Pedanten fügte sich ohne Murren, so eisern war die Ruthe des Tyrannen.

„Dann ladest du die beiden Herrinnen Canossa nicht, die Olympia und die Antiope."

„Warum diese nicht?" fragte der Mönch plötzlich, wie von einem Zauberstabe berührt. Die Luft färbte sich vor seinem Blicke und ein Bild entstand, dessen erster Umriß schon seine ganze Seele fesselte.

„Weil die Gräfin Olympia eine Thörin ist, Astorre. Kennst du die Geschichte des armen Weibes nicht? Doch du stakest ja damals noch in den Windeln, will

ſagen in der Kutte. Es war vor drei Jahren, da die Blätter gilbten."

„Im Sommer, Ascanio. Eben jährt es ſich," widerſprach der Mönch.

„Du haſt Recht — kennſt du denn die Geſchichte? Doch wie ſollteſt du? Zu jener Zeit munkelte der Graf Canoſſa mit dem Legaten, wurde belauſcht, ergriffen und verurtheilt. Die Gräfin that einen Fußfall vor dem Ohm, der ſich in ſein Schweigen hüllte. Sie wurde dann auf die ſträflichſte Weiſe von einem habgierigen Kämmerer getäuſcht, welcher ihr Gewinnes wegen vorſpiegelte, der Graf werde vor dem Blocke begnadigt werden. Das ging nicht in Erfüllung, und da man der Gräfin einen Enthaupteten brachte, warf ſich ihm die (aus der Hoffnung kopfüber in die Verzweiflung) Geſchleuderte durch das Fenſter entgegen, wunderbarerweiſe ohne ſich zu verletzen, außer daß ſie ſich den Fuß verſtauchte. Aber von jenem Tage an war ihr Geiſt zerrüttet. Wenn natürliche Stimmungen ſich unmerklich in einander verlieren wie das erlöſchende Licht in die wachſende Dämmerung, wechſeln die ihrigen in raſendem Umſchwung von Hell und Dunkel zwölfmal in zwölf Stunden. Von beſtändiger

Unruhe gestachelt, eilt das elende Weib aus ihrem verödeten Stadtpalast auf ihr Landgut und aus diesem in die Stadt zurück, in ewigem Irrgange. Heute will sie ihr Kind einem Pächterssohn vermählen, weil nur Niedrigkeit Schutz und Frieden gewähre, morgen wäre ihr der edelste Freier, der übrigens aus Scheu vor einer solchen Mutter sich nicht einstellt, kaum vornehm genug —"

Hätte Ascanio, während seine Rede floß, den flüchtigsten Blick auf den Mönch geworfen, er hätte staunend inne gehalten, denn das Antlitz des Mönches verklärte sich vor Mitleid und Erbarmen.

„Wenn der Tyrann," fuhr der Achtlose fort, „an der Behausung Olympias vorüber auf die Jagd reitet, stürzt sie ans Fenster und erwartet, er werde an ihrer Schwelle vom Pferde steigen und die in Ungnade Gerathene, aber nun genug Geprüfte günstig und gnädig an seinen Hof zurückführen, wozu er wahrlich keine Lust hat. Eines andern Tages, oder noch an demselben, wähnt sie sich von Ezzelin, welcher sich nicht um sie bekümmert, verfolgt und geächtet. Sie glaubt sich verarmt und ihre Güter, die er unberührt ließ, eingezogen. So brennt und friert sie im Wechselfieber

der schroffsten Gegensätze, ist nicht nur selbst verrückt, sondern verrückt auch, was sie in die wirbelnden Kreise ihres Kopfes zieht, und stiftet — denn sie ist nur eine halbe Thörin und redet mitunter treffend und witzig — überall Unheil, wo ihr geglaubt wird. Es kann nicht die Rede davon sein, sie unter die Leute und an ein Fest zu bringen. Ein Wunder ist, daß ihr Kind, die Antiope, das von ihr vergöttert wird und dessen Verheiratung sich im Mittelpunkte ihrer Phantasien dreht, auf diesem schwanken Boden den Verstand behält. Aber das Mädchen, das in seiner Frühblüthe steht und leidlich hübsch ist, hat eine gute Natur . . ." So ging es noch eine Weile fort.

Astorre aber versank in seinem Traume. So sage ich, weil das Vergangene Traum ist. Denn der Mönch sah, was er vor drei Jahren erlebt hatte: einen Block, den Henker daneben, und sich selbst an der Stelle eines erkrankten Mitmönches als geistlichen Tröster, der einen armen Sünder erwartet. Dieser — der Graf Canossa — erschien gefesselt, wollte aber durchaus nicht herhalten, sei es weil er wähnte, seine Begnadigung werde, jetzt da er vor dem Blocke stehe, nicht säumen, sei es einfach, weil er die Sonne liebte

und die Gruft verabscheute. Er ließ den Mönch hart an und verschmähte seine Gebete. Ein entsetzliches Ringen stand bevor, wenn er fortfuhr, sich zu sträuben und zu stemmen; denn er hielt sein Kind an der Hand, welches ihm — von den Wachen unbemerkt — zugesprungen war und ihn umklammerte, die ausdrucksvollsten Augen und die flehendsten Blicke auf den Mönch heftend. Der Vater drückte das Mädchen fest an seine Brust und schien sich mit diesem jungen Leben gegen die Vernichtung decken zu wollen, wurde aber von dem Henker nieder und mit dem Haupte auf den Block gedrückt. Da legte das Kind Kopf und Nacken neben den väterlichen. Wollte es das Mitleid des Henkers erwecken? Wollte es den Vater ermuthigen, das Unabwendbare zu leiden? Wollte es dem Unversöhnten den Namen eines Heiligen ins Ohr murmeln? That es das Unerhörte ohne Besinnen und Ueberlegung, aus überströmender kindlicher Liebe? Wollte es einfach mit ihm sterben?

Jetzt leuchteten die Farben so kräftig, daß der Mönch die zwei neben einander liegenden Hälse, den ziegelrothen Nacken des Grafen und den schneeweißen des Kindes mit dem gekräuselten goldbraunen Flaume

wenige Schritte vor sich in voller Lebenswahrheit erblickte. Das Hälschen war von der schönsten Bildung und ungewöhnlicher Schlankheit. Astorre bebte, das fallende Beil möchte sich irren, und fühlte sich in tiefster Seele erschüttert, nicht anders als das erste Mal, nur daß ihm die Sinne nicht schwanden, wie sie ihm damals geschwunden waren, als die schreckliche Scene in Wahrheit und Wirklichkeit sich ereignete, und er erst wieder zu sich kam, als alles vorüber war.

„Hat mir mein Gebieter einen Auftrag zu geben?" störte den Verzückten die schnarrende Stimme des Majordoms, der es schwer ertrug, von Ascanio gemeistert zu werden.

„Burcardo," antwortete Astorre mit weicher Stimme, „vergiß nicht, die zwei Frauen Canossa, Mutter und Tochter zu laden. Es sei nicht gesagt, daß der Mönch die von der Welt Gemiedenen und Verlassenen von sich fernhält. Ich ehre das Recht einer Unglücklichen" — hier stimmte der Majordom mit eifrigem Nicken bei — „von mir geladen und empfangen zu werden. Würde sie übergangen, es dürfte sie schwer kränken, wie sie beschaffen ist."

„Beileibe nicht!" warnte Ascanio. „Thu dir doch das

nicht zuleide! Dein Verlöbniß ist schon abenteuerlich genug! Und das Abenteuerliche begeistert die Thörichten. Sie wird nach ihrer Art etwas Unglaubliches beginnen und irgend ein tolles Wort in die Feier schleudern, welche sonst schon alle Paduanerinnen aufregt."

Herr Burcardo aber, der die Berechtigung einer Canossa, ob sie bei Verstande sei oder nicht, sich zu den Zwölfen zu versammeln, mit den Zähnen festhielt und seinen Gehorsam dem Vicedomini und keinem Andern verpflichtet glaubte, verbeugte sich tief vor dem Mönche. „Deiner Herrlichkeit allein wird gehorcht," sprach er und entfernte sich.

„O Mönch, Mönch," rief Ascanio, „der die Barmherzigkeit in eine Welt trägt, wo kaum die Güte ungestraft bleibt!"

Doch wie wir Menschen sind," flocht Dante ein, „oft zeigt uns ein prophetisches Licht den Rand eines Abgrundes, aber dann kommt der Witz und klügelt und lächelt und redet uns die Gefahr aus.

Dergestalt fragte und beruhigte sich der Leicht-

sinnige: Welche Beziehung auf der Welt hat die Närrin zu dem Mönche, in dessen Leben sie nicht die geringste Rolle spielt? Und am Ende — wenn sie zu lachen giebt, so würzt sie uns die Amarellen! Er ahnte nicht von ferne, was sich in der Seele Astorres begab, aber auch wenn er gerathen und geforscht, dieser hätte sein keusches Geheimniß dem Weltkinde nicht preisgegeben.

So ließ Ascanio es gut sein, und sich des andern Befehles des Tyrannen erinnernd, den Mönch unter die Leute zu bringen, fragte er lustig: „Ist für den Ehereif gesorgt, Astorre? Denn es steht in den Ceremonien geschrieben, Abschnitt zwei, Paragraph so und so: Die Reife werden gewechselt.“ Dieser erwiderte, es werde sich dergleichen in dem Hausschatze finden.

„Nicht so, Astorre,“ meinte Ascanio. „Wenn du mir folgst, kaufst du deiner Diana einen neuen. Wer weiß, was für Geschichten an den gebrauchten Ringen kleben. Wirf das Alte hinter dich. Auch schickt es sich ganz allerliebst: du kaufst ihr einen Ring bei dem Florentiner auf der Brücke. Kennst du den Mann? Doch wie solltest du! Höre: als ich heute in der Frühstunde mit Germano in die Stadt zurückkehrend unsere einzige Brücke über den Kanal beschritt — wir

mußten absitzen und die Pferde führen, so dicht war dort das Gedränge — hatte, meiner Treu, auf dem verwitterten Kopfe des Brückenpfeilers ein Goldschmied seinen Laden aufgethan, und ganz Padua kramte und feilschte vor demselben. Warum auf der engen Brücke, Astorre, da wir so viele Plätze haben? Weil in Florenz die Schmuckläden auf der Arnobrücke stehen. Denn — bewundere die Logik der Mode! — wo kauft man feinen Schmuck, als bei einem Florentiner, und wo legt ein Florentiner aus, wenn nicht auf einer Brücke? Er thut es einmal nicht anders. Sonst wäre seine Waare ein plumpes Zeug und er selbst kein echter Florentiner. Doch dieser, ich meine, ist es. Hat er doch mit riesigen Buchstaben über seine Bude geschrieben: Niccolò Lippo dei Lippi der Goldschmied, durch einen feilen und ungerechten Urtheilsspruch, wie sie am Arno gebräuchlich sind, aus der Heimath vertrieben. Auf, Astorre! gehen wir nach der Brücke!"

Dieser weigerte sich nicht, da er selbst das Bedürfniß fühlen mochte, den Bann des Hausbezirkes zu brechen, welchen er, seit er seine Kutte niedergestreift, nicht mehr verlassen hatte.

„Haſt du Geld zu dir geſteckt, Freund Mönch?“ ſcherzte Ascanio. „Dein Gelübde der Armuth iſt hinfällig und der Florentiner wird dich überfordern.“ Er pochte an das Schiebfenſterchen des im untern Flure, welchen die Jünglinge eben durchſchritten, gelegenen Hauskontors. Es zeigte ſich ein verſchmitztes Geſicht, jede Falte ein Betrug, und der Verwalter der Vicedomini — ein Genueſe, wenn ich recht berichtet bin — reichte ſeinem Herrn mit kriechender Verbeugung einen mit Goldbyzantinern gefüllten Beutel. Dann wurde der Mönch von einem Diener in den bequemen paduaniſchen Sommermantel mit Kapuze gehüllt.

Auf der Straße zog ſich Aſtorre dieſelbe tief ins Geſicht, weniger gegen die brennenden Strahlen der Sonne, als aus langer Gewöhnung, und wandte ſich freundlich gegen ſeinen Begleiter. „Nicht wahr, Ascanio,“ ſagte er, „dieſen Gang thue ich allein? Einen einfachen Goldring zu kaufen, überſteigt meinen Mönchsverſtand nicht? Das traust du mir noch zu? Auf Wiederſehen bei meiner Vermählung, wann es Veſper läutet!“ Ascanio ging und rief noch über die Schulter zurück: „Einen, nicht zweie! Den deinigen giebt dir Diana! Merke dir das, Aſtorre!“ Es war eine

jener farbigen Seifenblasen, deren der Lustige mehr als eine täglich von den Lippen in die Luft jagte.

Fraget ihr mich, Herrschaften, warum der Mönch den Freund beurlaubte, so sage ich: er wollte den himmlischen Ton, welchen die junge Märtyrerin der Kindesliebe in seinem Gemüthe geweckt hatte, rein ausklingen lassen.

Astorre hatte die Brücke erreicht, welche trotz des Sonnenbrandes randvoll war und von den nahen zwei Ufern ein doppeltes Menschengedränge vor den Laden des Florentiners führte. Der Mönch blieb unter seinem Mantel unerkannt, ob auch hin und wieder ein Auge fragend auf dem unbedeckten Theile seines Gesichtes ruhte. Adel und Bürgerschaft suchte sich den Vortritt abzugewinnen. Vornehme Weiber stiegen aus ihren Sänften und ließen sich drängen und drücken, um ein Paar Armringe oder ein Stirnband von neuester Mache zu erhandeln. Der Florentiner hatte auf allen Plätzen mit der Schelle verkündigen lassen, er schließe heute nach dem Ave Maria. Er dachte nicht daran. Doch was kostet einen Florentiner die Lüge!

Endlich ſtand der Mönch, von Menſchen eingeengt, vor der Bude. Der beſtürmte Händler, der ſich verzehnfachte, ſtreifte ihn mit einem erfahrenen Seitenblick und errieth ſofort den Neuling. „Womit diene ich dem gebildeten Geſchmacke der Herrlichkeit?“ fragte er. „Gieb mir einen einfachen Goldreif,“ antwortete der Mönch. Der Kaufmann ergriff einen Becher, auf welchem, nach florentiniſcher Kunſt und Art, in erhabener Arbeit irgend etwas Ueppiges zu ſehen war. Er ſchüttelte den Kelch, in deſſen Bauche hundert Reife wimmelten, und bot ihn Aſtorre.

Dieſer gerieth in eine peinliche Verlegenheit. Er kannte den Umfang des Fingers nicht, welchen er mit einem Reife bekleiden ſollte, und deren mehrere herausheben, zauderte er ſichtlich zwiſchen einem weitern und einem engern. Der Florentiner konnte den Spott nicht laſſen, wie denn ein verſteckter Hohn aus aller Rede am Arno hervorkichert. „Kennt der Herr die Geſtalt des Fingers nicht, welchen er doch wohl zuweilen gedrückt hat?“ fragte er mit einem unſchuldigen Geſichte, aber als ein kluger Mann verbeſſerte er ſich alſobald und in der heimiſchen Meinung, der Verdacht der Unwiſſenheit ſei beleidigend, derjenige der Sünde

jener farbigen Seifenblasen, deren der Lustige mehr als eine täglich von den Lippen in die Luft jagte.

Fraget ihr mich, Herrschaften, warum der Mönch den Freund beurlaubte, so sage ich: er wollte den himmlischen Ton, welchen die junge Märtyrerin der Kindesliebe in seinem Gemüthe geweckt hatte, rein ausklingen lassen.

Astorre hatte die Brücke erreicht, welche trotz des Sonnenbrandes randvoll war und von den nahen zwei Ufern ein doppeltes Menschengedränge vor den Laden des Florentiners führte. Der Mönch blieb unter seinem Mantel unerkannt, ob auch hin und wieder ein Auge fragend auf dem unbedeckten Theile seines Gesichtes ruhte. Adel und Bürgerschaft suchte sich den Vortritt abzugewinnen. Vornehme Weiber stiegen aus ihren Sänften und ließen sich drängen und drücken, um ein Paar Armringe oder ein Stirnband von neuester Mache zu erhandeln. Der Florentiner hatte auf allen Plätzen mit der Schelle verkündigen lassen, er schließe heute nach dem Ave Maria. Er dachte nicht daran. Doch was kostet einen Florentiner die Lüge!

Endlich stand der Mönch, von Menschen eingeengt, vor der Bude. Der bestürmte Händler, der sich verzehnfachte, streifte ihn mit einem erfahrenen Seitenblick und errieth sofort den Neuling. „Womit diene ich dem gebildeten Geschmacke der Herrlichkeit?“ fragte er. „Gieb mir einen einfachen Goldreif,“ antwortete der Mönch. Der Kaufmann ergriff einen Becher, auf welchem, nach florentinischer Kunst und Art, in erhabener Arbeit irgend etwas Ueppiges zu sehen war. Er schüttelte den Kelch, in dessen Bauche hundert Reife wimmelten, und bot ihn Astorre.

Dieser gerieth in eine peinliche Verlegenheit. Er kannte den Umfang des Fingers nicht, welchen er mit einem Reife bekleiden sollte, und deren mehrere heraushebend, zauderte er sichtlich zwischen einem weitern und einem engern. Der Florentiner konnte den Spott nicht lassen, wie denn ein versteckter Hohn aus aller Rede am Arno hervorkichert. „Kennt der Herr die Gestalt des Fingers nicht, welchen er doch wohl zuweilen gedrückt hat?“ fragte er mit einem unschuldigen Gesichte, aber als ein kluger Mann verbesserte er sich alsobald und in der heimischen Meinung, der Verdacht der Unwissenheit sei beleidigend, derjenige der Sünde

aber schmeichle, gab er Astorre zwei Ringe, einen größern und einen kleinern, die er aus Daumen und Zeigefinger seiner beiden Hände geschickt zwischen die Daumen und Zeigefinger des Mönches hinübergleiten ließ. „Für die zwei Liebchen der Herrlichkeit," wisperte er sich verneigend.

Ehe noch der Mönch über diese lose Rede ungehalten werden konnte, erhielt er einen harten Stoß. Es war das Schulterblatt eines Roßpanzers, das ihn so unsanft streifte, daß er den kleinern Ring fallen ließ. In demselben Augenblicke schmetterte ihm der betäubende Ton von acht Tuben ins Ohr. Die Feldmusik der germanischen Leibwache des Vogtes ritt in zwei Reihen, beide vier Rosse hoch, über die Brücke, den ganzen Menscheninhalt derselben auseinander werfend und gegen die steinernen Geländer pressend.

Sobald die Bläser vorüber waren, stürzte der Mönch, den festgehaltenen größern Ring rasch in seinem Gewande bergend, dem kleinern nach, welcher unter den Hufen der Gäule weggerollt war.

Das alte Bauwerk der Brücke war in der Mitte ausgefahren und vertieft, so daß der Reif die Höhlung hinab und dann durch seine eigene Bewegung getrieben

die andere Seite hinanrollte. Hier hatte eine junge Zofe, Namens Iſotta oder, wie man in Padua den Namen kürzt, Sotte, das rollende und blitzende Ding gehaſcht, auf die Gefahr hin, von den Pferden zerſtampft zu werden. „Ein Glücksring!“ jubelte das unkluge Geſchöpf und ſteckte einer jugendlichen Herrin, welcher ſie das Begleite gab, mit kindiſchem Frohlocken den Fund an den ſchlanken Finger, den vierten der linken Hand, welcher ihr durch ſeine zierliche Bildung des engen Schmuckes beſonders würdig und fähig ſchien. In Padua aber, wie auch hier in Verona, wenn mir recht iſt, pflegt man den Trauring an der linken Hand zu tragen.

Das Edelfräulein zeigte ſich unwillig über die Poſſe der Magd, war aber doch auch ein bischen beluſtigt davon. Sie bemühte ſich eifrig, den fremden Ring, der ihr wie angegoſſen ſaß, dem Finger wieder abzuziehen. Da ſtand unverſehens der Mönch vor ihr und hob die Arme in freudiger Verwunderung. Seine Geberde aber war, daß er die geöffnete rechte Hand vor ſich hin ſtreckte, die linke in der Höhe des Herzens hielt; denn er hatte, trotz der entfalteten Blüthe, an der auffallenden Schlankheit des Halſes und

wohl mehr noch an der Bewegung seiner Seele das Kind wieder erkannt, dessen zartes Haupt er auf dem Blocke gesehen hatte.

Während das Mädchen bestürzte, fragende Augen auf den Mönch richtete und immerfort an dem widerspenstigen Ringe drehte, zauderte Astorre, denselben zurückzuverlangen. Doch es mußte geschehen. Er öffnete den Mund. „Junge Herrin," begann er — und fühlte sich von zwei starken gepanzerten Armen umfaßt, die sich seiner bemächtigten und ihn emporzogen. Im Augenblicke sah er sich, mit Hilfe eines andern Gepanzerten, ein Bein rechts, ein Bein links, auf ein stampfendes Roß gesetzt. „Laß schauen," schallte ein gutmüthiges Gelächter, „ob du das Reiten nicht verlernt hast!" Es war Germano, welcher an der Spitze der von ihm befehligten deutschen Kohorte ritt, die der Vogt auf eine Ebene unweit Padua zur Musterung befohlen hatte. Da er unvermuthet den Freund und Schwager im Freien erblickte, hatte er sich den unschuldigen Spaß gemacht, denselben neben sich auf ein Pferd zu heben, von welchem ein junger Schwabe auf seinen Wink abgesprungen war. Das feurige Thier, welches den veränderten Reiter spürte, that ein paar

wilde Sprünge, es entstand ein Rossegedräng auf der nicht geräumigen Brücke und Astorre, dem die Kapuze zurückgefallen war und der sich mit Mühe im Bügel hielt, wurde von dem entsetzt ausweichenden Volke erkannt. „Der Mönch! der Mönch!“ rief und deutete es von allen Seiten, aber schon hatte der kriegerische Tumult die Brücke hinter sich und verschwand um eine Straßenecke. Der unbezahlt gebliebene Florentiner rannte nach, aber kaum zwanzig Schritte, denn ihm wurde bange um seine unter der schwachen Hut eines Jüngelchens gelassene Waare, und dann belehrte ihn der Zuruf der Menge, daß er es mit einer bekannten und leicht aufzufindenden Persönlichkeit zu thun habe. Er ließ sich den Palast Astorres bezeichnen und meldete sich dort heute, morgen, übermorgen. Die zwei ersten Male richtete er nichts aus, weil in der Behausung des Mönches alles drunter und drüber ging, das dritte Mal fand er die Siegel des Tyrannen an das verschlossene Thor geheftet. Mit diesem wollte der Feigling nichts zu schaffen haben und so ging er der Bezahlung verlustig.

Die Frauen aber — zu Antiope und der leichtfertigen Zofe hatte sich noch eine dritte, durch den

Brückentumult von ihnen abgedrängte wiedergefunden — schritten in der entgegengesetzten Richtung. Diese war ein seltsam blickendes, vorzeitig wie es schien gealtertes Weib mit tiefen Furchen, grauen Haarbüscheln, aufgeregten Mienen, und schleppte ihr vernachlässigtes, aber vornehmes Gewand mitten durch den Straßenstaub.

Sotte erzählte eben der Alten, offenbar der Mutter des Fräuleins, mit dummem Jubel den Vorgang auf der Brücke: Astorre — auch ihr hatte der Zuruf des Volkes ihn genannt — Astorre der Mönch, der stadtkundig freien müsse, habe Antiope verstohlener Weise einen Goldring zugerollt, und als sie — Sotte — den Wink der Vorsehung und die Schlauheit des Mönches verstehend, ihn dem lieben Mädchen angesteckt, sei der Mönch selbst vor dasselbe hingetreten und da Antiope ihm den Ring in Züchten habe zurückgeben wollen, habe er — sie ahmte den Mönch nach — die Linke zärtlich auf das Herz gelegt, so! die Rechte aber zurückweisend ausgestreckt mit einer Geberde, die in ganz Italien nichts anderes sage und bedeute als: Behalte, Schatz!

Endlich kam die erstaunte Antiope zu Worte und

beſchwor die Mutter, auf das alberne Geſchwätz Iſottens nichts zu geben, aber umſonſt. Madonna Olympia erhob die Arme gen Himmel und dankte auf offener Straße dem heiligen Antonius mit Inbrunſt, daß er ihre tägliche Bitte über alles Hoffen und Erwarten erhört und ihrem Kleinod einen ebenbürtigen und tugendhaften Mann, einen ſeiner eigenen Söhne beſchert habe. Dabei geberdete ſie ſich ſo abenteuerlich, daß die Vorbeigehenden lachend auf die Stirne wieſen. Die verwirrte Antiope gab ſich alle erdenkliche Mühe, der Mutter das blendende Märchen auszureden; aber dieſe hörte nicht und baute leidenſchaftlich an ihrem Luftſchloſſe weiter.

So langten die Frauen in dem Palaſte Canoſſa an und begegneten im Thorbogen einem ſteif geputzten Majordom, dem ſechs verſchwenderiſch gekleidete Diener folgten. Herr Burcardo ließ, ehrerbietig zurücktretend, Madonna Olympia die Treppe voraufgehen, dann, in einer öden Halle angelangt, machte er drei abgezirkelte Verbeugungen, eine immer näher und tiefer als die andere, und redete langſam und feierlich: „Herrlichkeiten, mich ſendet Aſtorre Vicedomini, hochdieſelben unterthänigſt zu ſeinen Sboſalizien zu laden,

heute" — er verſchluckte ſchmerzhaft „in zehn Tagen" — „wann es Vesper läutet."

Dante hielt inne. Seine Fabel lag in ausgeſchütteter Fülle vor ihm; aber ſein ſtrenger Geiſt wählte und vereinfachte. Da rief ihn Cangrande.

„Mein Dante," hub er an, „ich wundere mich, mit wie harten und ätzenden Zügen du deinen Florentiner umriſſen haſt! Dein Niccold Lippo dei Lippi iſt verbannt durch ein feiles und ungerechtes Urtheil. Er ſelbſt aber iſt ein Uebertheurer, ein Schmeichler, ein Lügner, ein Spötter, ein Schlüpfriger und eine Memme, alles „nach Art der Florentiner". Und das iſt nur ein winziges Flämmchen aus dem Feuerregen von Verwünſchungen, womit du dein Florenz überſchütteſt, nur eine tröpfelnde Neige jener bittern von Eſſig und Galle triefenden Terzinen, die du in deiner Komödie der Vaterſtadt zu koſten giebſt. Laſſe dir ſagen, es iſt unedel, ſeine Wiege zu ſchmähen, ſeine Mutter zu beſchämen! Es kleidet nicht gut! Glaube mir, es macht einen ſchlechten Eindruck!

Mein Dante, ich will dir erzählen von einem Puppenſpiele, dem ich jüngſt, verkappt unter dem Volke

mich umtreibend in unſerer Arena zuſchaute. Du rümpfſt die Naſe, daß ich den niedrigen Geſchmack habe, in müßigen Augenblicken an Puppen und Narren mich zu vergnügen Dennoch begleite mich vor die kleine Bühne! Was ſchauſt du da? Mann und Weib zanken ſich. Sie wird geprügelt und weint. Ein Nachbar ſtreckt den Kopf durch die Thürſpalte, predigt, ſtraft, miſcht ſich ein. Doch ſiehe! das tapfere Weib erhebt ſich gegen den Eindringling und nimmt Partei für den Mann. „Wenn es mir beliebt, geprügelt zu werden!“ heult ſie.

Aehnlicherweiſe, mein Dante, ſpricht ein Hochherziger, welchen ſeine Vaterſtadt mißhandelt: Ich will geſchlagen ſein!“

Viele junge und ſcharfe Augen hafteten auf dem Florentiner. Dieſer verhüllte ſich ſchweigend das Haupt. Was in ihm vorging, weiß niemand. Als er es wieder erhob, war ſeine Stirne gramvoller, ſein Mund bitterer und die Senkung ſeiner Naſe ſchärfer.

Dante lauſchte. Der Wind pfiff um die Ecken der Burg und ſtieß einen ſchlecht verwahrten Laden auf. Monte Baldo hatte ſeine erſten Schauer geſendet. Man ſah die Flocken ſtäuben und wirbeln,

von der Flamme des Herdes beleuchtet. Der Dichter betrachtete den Schneesturm und seine Tage, welche er sich entschlüpfen fühlte, erschienen ihm unter der Gestalt dieser bleichen Jagd und Flucht durch eine unstete Röthe. Er bebte vor Frost.

Und seine feinfühligen Zuhörer empfanden mit ihm, daß ihn kein eigenes Heim, sondern nur wandelbare Gunst wechselnder Gönner bedache und vor dem Winter beschirme, welcher Landstraße und Feldweg mit Schnee bedeckte. Alle wurden es inne und Cangrande, der von großer Gesinnung war, zuerst: Hier sitzt ein Heimatloser!

Der Fürst erhob sich, den Narren wie eine Feder von seinem Mantel schüttelnd, trat auf den Verbannten zu, nahm ihn an der Hand und führte ihn an seinen eigenen Platz, nahe dem Feuer. „Er gebührt dir," sagte er und Dante widersprach nicht. Cangrande aber bediente sich des freigewordenen Schemels. Er konnte dort bequem die beiden Frauen betrachten, zwischen welchen jetzt der Wanderer durch die Hölle saß, den das Feuer glühend beschien und der seine Erzählung folgendermaßen fortsetzte.

„Während die mindern Glocken in Padua die Vesper läuteten, versammelte sich unter dem Cedergebälke des Prunksaales der Vicedomini was von den zwölf Geschlechtern übrig geblieben war, den Eintritt des Hausherrn erwartend. Diana hielt sich zu Vater und Bruder. Ein leises Geschwätze lief um. Die Männer besprachen ernst und gründlich die politische Seite der Vermählung zweier großer städtischer Geschlechter. Die Jünglinge scherzten halblaut über den heiratenden Mönch. Die Frauen schauderten, trotz dem Breve des Papstes, vor dem Sacrilegium, welches nur die von knospenden Töchtern umringten in milderem Lichte sahen, mit dem Zwang der Umstände entschuldigten oder aus der Herzensgüte des Mönches erklärten. Die Mädchen waren lauter Erwartung.

Die Anwesenheit der Olympia Canossa erregte Verwunderung und Unbehagen, denn sie war in auffallendem, fast königlichem Staate, als ob ihr bei der bevorstehenden Feier eine Hauptrolle zustünde, und redete mit unheimlicher Zungenfertigkeit in Antiope hinein, welche bangen Herzens die aufgebrachte Mutter flüsternd und flehend zu beschwichtigen suchte. Madonna Olympia hatte sich schon auf den Treppen gewaltig

geärgert, wo sie — Herr Burcardo beschäftigte sich eben mit dem Empfange zweier anderer Herrschaften — von Gocciola, der eine neue scharlachrothe Kappe mit silbernen Schellen in der Hand hielt, ehrfürchtig willkommen geheißen wurde. Jetzt mit den Andern im Kreise stehend, beläftigte oder ängstigte sie durch ihr maßloses Geberdenspiel ihre Standesgenossen. Mit Augenwinken und Kinnheben wurde auf die Aermste gedeutet. Keiner hätte sie an des Mönches Statt geladen und Jeder machte sich darauf gefaßt, sie werde diesem einen ihrer Streiche spielen.

Burcardo meldete den Hausherrn. Astorre hatte sich von den Germanen bald losgemacht, war auf die Brücke zurückgeeilt, ohne dort den Ring noch die Frauen mehr zu finden, und sich darüber Vorwürfe machend, obschon im Grunde nur der Zufall anzuklagen war, hatte er in der ihm bis zur Vesper bleibenden Stunde den Entschluß gefaßt, in Zukunft immerdar nach den Regeln der Klugheit zu handeln. Mit diesem Vorsatze trat er in den Saal und in die Mitte der Versammelten. Der Druck der auf ihn gerichteten Aufmerksamkeit und die so zu sagen in der Luft fühlbaren Formen und Forderungen der Gesellschaft ließen ihn em-

pfinden, daß er nicht die Wirklichkeit der Dinge ſagen dürfe, energiſch und mitunter häßlich wie ſie iſt, ſondern ihr eine gemilderte und gefällige Geſtalt geben müſſe. So hielt er ſich unwillkürlich in der Mitte zwiſchen Wahrheit und ſchönem Schein und redete untadelig.

„Herrſchaften und Standesbrüder,“ begann er, „der Tod hat eine reiche Ernte unter uns Vicedomini gehalten. Wie ich in Schwarz gekleidet vor euch ſtehe, trage ich Trauer um den Vater, drei Brüder und drei Neffen. Daß ich, von der Kirche freigelaſſen, den Wunſch eines ſterbenden Vaters, in Sohn und Enkel fortzuleben, nach ernſter Erwägung“ — hier verhüllte ſich der Klang ſeiner Stimme — „und gewiſſenhafter Prüfung vor Gott nicht glaubte ungewährt laſſen zu dürfen, dieſes werdet ihr verſchieden beurtheilen, billigend oder tadelnd, nach der Gerechtigkeit oder Milde, die euch innewohnt. Darin aber werdet ihr einig gehen, daß es mir bei meiner Vergangenheit nicht angeſtanden hätte zu zaudern und zu wählen, und daß hier nur das Nächſtliegende und Ungeſuchte Gott gefällig ſein konnte. Wer aber ſtand mir näher, als die ſchon mit mir durch die troſtloſe Trauer um meinen

letzten Bruder vereinigte jungfräuliche Wittwe desselben? Dergestalt ergriff ich über einem theuern Sterbebette diese Hand, wie ich sie jetzt ergreife" — er trat zu Diana und führte sie in die Mitte — „und ihr den Trauring um den Finger lege." So that er. Der Ring paßte. Diana that dasselbe, indem sie dem Mönch einen goldenen Reif anlegte. „Es ist der meiner Mutter," sagte sie, „die ein wahrhaftes und tugendsames Weib war. Ich gebe dir einen Ring, der Treue gehalten hat." Ein feierlich gemurmelter Glückwunsch aller Anwesenden beschloß die ernste Handlung, und der alte Pizzaguerra, ein würdiger Greis — denn der Geiz ist ein gesundes Laster und läßt zu Jahren kommen — weinte die übliche Thräne.

Madonna Olympia sah ihr Traumschloß auflodern und brennen mit sinkenden Säulen und krachenden Balken. Sie that einen Schritt vorwärts, als wolle sie ihre Augen überführen, daß sie sich betrügen, dann einen zweiten in wachsender Wildheit, und jetzt stand sie dicht vor Astorre und Diana, die grauen Haare gesträubt, und ihre rasenden Worte rannten und stürzten, wie ein Volk in Aufruhr.

„Elender!" schrie sie. „Gegen den Ring an dem

Finger Dieſer da zeugt ein anderer und zuerſt gegebener.“ Sie riß Antiope, welche ihr in wachſender Angſt und mit den flehendſten Geberden gefolgt war, hinter ſich hervor und hob die Hand des Mädchens. „Den Ring hier haſt du meinem Kinde vor nicht einer Stunde auf der Brücke bei dem Florentiner an den Finger geſteckt!“ So hatte ihr ein falſcher Spiegel den Vorgang verſchoben. „Ruchloſer Menſch! Ehebrecheriſcher Mönch! Oeffnet ſich die Erde nicht, dich zu verſchlingen? Hängt den Bruder Pförtner, der im Rauſche ſchnarchte und dich deiner Zelle entſpringen ließ! Deinen Lüſten wollteſt du fröhnen, aber du durfteſt dir eine andere Beute wählen, als eine ungerecht verfolgte, rathloſe Wittib und eine unbeſchützte Waiſe!“

Die Marmordiele öffnete ſich nicht und in den Blicken der Umſtehenden las die Unglückliche, die einem gerechten Mutterzorne arme und ſchwache Worte zu geben glaubte, den hellen Hohn oder ein Mitleid anderer Art, als ſie es zu finden hoffte. Sie vernahm hinter ſich das verſtändlich geflüſterte Wort: „Närrin!“ und ihr Zorn ſchlug in ein wahnſinniges Gelächter um. „Ei, ſeht mir einmal den Thoren,“ hohnlachte

ſie, „der ſo dumm zwiſchen dieſen Beiden wählen konnte! Ich mache euch zu Richtern, Herrſchaften, und Jeden, der Augen hat. Hier das herzige Köpfchen, die ſchwellende Jugend“ — das Uebrige vergaß ich, aber ich weiß Eines: alle Jünglinge im Saale Vicedominis, und mehr als einer unter ihnen mochte locker leben, alle Jünglinge, die enthaltſamen und die es nicht waren, wendeten Ohr und Auge ab von den empörenden Worten und Geberden einer Mutter, welche Zucht und Scham unter die Füße trat vor dem Kinde, das ſie geboren, und dieſes preisgab wie eine Kupplerin.

Alle im Saale bemitleideten Antiope. Nur Diana, ſo wenig ſie an der Treue des Mönches zweifelte, empfand ich weiß nicht welchen dumpfen Groll über die ihrem Bräutigam frech gezeigte Schönheit.

Antiope mochte es verſchuldet haben dadurch, daß ſie den unſeligen Reif am Finger behielt. Vielleicht that ſie es, um die ſich ſelbſt bethörende Mutter nicht zu reizen, in dem Gedanken, dieſe werde, durch die Wirklichkeit enttäuſcht, aus dem Hochmuth, nach ihrer Art, in Kleinmuth verfallen und alles mit einem Augenrollen und ein paar gemurmelten Worten vorübergehen

Oder dann hatte die junge Antiope selbst eine Fingerspitze in den sprudelnden Märchenbrunnen getaucht. War die Begegnung auf der Brücke nicht wunderbar, und wäre ihre Erkiesung durch den Mönch wunderbarer gewesen, als das Schicksal, das ihn dem Kloster entriß?

Jetzt erlitt sie grausame Strafe. Soweit es eine zügellose Rede vermag, beraubte sie die eigene Mutter der schützenden Hüllen.

Eine dunkle Röthe und eine noch dunklere fuhr ihr über Stirn und Nacken. Darauf begann sie in der allgemeinen Stille laut und bitterlich zu weinen.

Selbst die graue Mänade lauschte betroffen. Dann zuckte ihr ein entsetzlicher Schmerz über das Gesicht und verdoppelte ihre Wuth. „Und die Andere!“ kreischte sie, auf Diana zeigend, „dieses kaum aus dem Rohen gehauene breite Stück Marmor! Diese verpfuschte Riesin, die Gott Vater stümperte, als er noch Gesell war und kneten lernte! Pfui über den plumpen Leib ohne Leben und Seele! Wer hätte ihr auch eine gespendet? Die Bastardin ihre Mutter? die stupide Orsola? Oder der dürre Knicker dort? Nur widerstrebend hat er ihr ein karges Almosen von Seele verabfolgt!“

Der alte Pizzaguerra blieb gelassen. Mit dem klaren Verstande der Geizigen vergaß er nicht, wen er vor sich hatte. Seine Tochter Diana aber vergaß es. Durch die rohe Verhöhnung ihres Leibes und ihrer Seele aufgebracht, tief empört, zog sie die Brauen zusammen und ballte die Hände. Jetzt gerieth sie außer sich, da die Närrin ihre Eltern ins Spiel zog, ihr die Mutter im Grabe beschimpfte, den Vater an den Pranger stellte. Ein bleicher Jähzorn packte und übermannte sie

„Hündin!“ schrie sie und schlug — in Antiopes Angesicht; denn das verzweifelnde und beherzte Mädchen hatte sich vor die Mutter geworfen. Antiope stieß einen Laut aus, der den Saal und alle Herzen erschütterte.

Nun drehte sich das Rad in dem Kopfe der Thörin vollständig um. Die höchste Wuth ging unter in unsäglichem Jammer. „Sie haben mir mein Kind geschlagen!“ stöhnte sie, sank auf die Kniee und schluchzte: „Giebt es keinen Gott mehr im Himmel?“

Jetzt war das Maß voll. Es wäre schon früher überlaufen, doch das Verhängniß schritt rascher, als mein Mund es erzählte, so rasch, daß weder der Mönch

noch der naheſtehende Germano den gehobenen Arm Dianas ergreifen und aufhalten konnten. Ascanio umſchlang die Thörin, ein anderer Jüngling faßte ſie bei den Füßen, die ſich kaum Sträubende wurde fortgetragen, in ihre Sänfte gehoben und nach Hauſe gebracht.

Noch ſtunden ſich Diana und Antiope gegenüber, eine bleicher als die andere, Diana reuig und zerknirſcht nach ſchnell verrauchtem Jähzorn, Antiope nach Worten ringend; ſie konnte nicht einmal ſtammeln, ſie bewegte lautlos die Lippen.

Wenn jetzt der Mönch Antiopes Hand ergriff, um der von ſeinem verlobten Weibe Mißhandelten das Geleite zu geben, ſo erfüllte er damit nur die ritterliche und die gaſtwirthliche Pflicht. Alle fanden es ſelbſtverſtändlich. Beſonders Diana mußte wünſchen, das Opfer ihrer Gewaltthat aus den Augen zu verlieren. Auch ſie entfernte ſich dann mit Vater und Bruder. Die verſammelten Gäſte aber hielten es für das Zarteſte, gleichfalls bis auf die letzte Ferſe zu verſchwinden.

Es klingelte unter dem mit Amarellen und Cyperwein beſtellten Kredenztiſch. Eine Narrenkappe kam

zum Vorschein und Gocciola kroch auf allen Vieren aus seinem Leckerverstecke hervor. Alles war köstlich verlaufen nach seiner Ansicht; denn er hatte jetzt die volle Freiheit, Amarellen zu naschen und ein Gläschen um das andere zu leeren. So vergnügte er sich eine Weile, bis er nahende Schritte vernahm. Er wollte entwischen, aber einen verdrießlichen Blick nach dem Störer werfend, erachtete er jede Flucht für unnöthig. Es war der Mönch, der zurückkehrte, und der Mönch war ebenso frohlockend und ebenso berauscht wie er; denn der Mönch —

„Liebte Antiope," unterbrach den Erzähler die Freundin des Fürsten mit einem krampfhaften Gelächter.

„Du sagst es, Herrin, er liebte Antiope," wiederholte Dante in tragischem Tone.

„Natürlich!" „Wie anders?" „Es mußte so kommen!" „So geht es gewöhnlich!" scholl es dem Erzähler aus dem ganzen Hörerkreise entgegen.

„Sachte, Jünglinge," strafte Dante. „Nein, so geht es nicht gewöhnlich. Meinet ihr denn, eine Liebe mit voller Hingabe des Lebens und der Seele sei

etwas Alltägliches, und glaubet wohl gar, so geliebt zu haben oder zu lieben? Enttäuschet euch! Jeder spricht von Geistern, doch Wenige haben sie gesehen. Ich will euch einen unverwerflichen Zeugen bringen. Es schleppt sich hier im Hause ein modisches Märenbuch herum. Darin mit vorsichtigen Fingern blätternd, habe ich unter vielem Wuste ein wahres Wort gefunden. „Liebe," heißt es an einer Stelle, „ist selten und nimmt meistens ein schlimmes Ende." Dieses hatte Dante ernst gesprochen. Dann spottete er: „Da ihr Alle in der Liebe so ausgelernt und bewandert seid und es mir überdies nicht ansteht, einen von der Leidenschaft überwältigten Jüngling aus meinem zahnlosen Munde reden zu lassen, überspringe ich das verrätherische Selbstgespräch des zurückkehrenden Astorre und sage kurz: da ihn der verständige Ascanio belauschte, erschrak er und predigte ihm Vernunft.

„Wirst du deine rührende Fabel so kläglich verstümmeln, mein Dante?" wendete sich die entzündliche Freundin des Fürsten mit bittenden Händen gegen den Florentiner. „Laß den Mönch reden, daß wir theilnehmend erfahren, wie er sich abwendete von einer

Rohen zu einer Zarten, einer Kalten zu einer Fühlenden, von einem steinernen zu einem schlagenden Herzen —"

„Ja, Florentiner," unterbrach die Fürstin in tiefer Bewegung und mit dunkel glühender Wange, „laß deinen Mönch reden, daß wir staunend vernehmen, wie es kommen konnte, daß Astorre, so unerfahren und täuschbar er war, ein edles Weib verrieth für eine Verschmitzte — hast du nicht gemerkt, Dante, daß Antiope eine Verschmitzte ist? Du kennst die Weiber wenig! In Wahrheit, ich sage dir" — sie hob den kräftigen Arm und ballte die Faust — „auch ich hätte geschlagen, nicht die arme Thörin, sondern wissentlich die Arglistige, die sich um jeden Preis dem Mönch vor das Angesicht bringen wollte!" Und sie führte den Schlag in die Luft. Die Andere erbebte leise.

Cangrande, welcher die zwei Frauen, denen er jetzt gegenüber saß, nicht aufhörte zu betrachten, bewunderte seine Fürstin und freute sich ihrer großen Leidenschaft. In diesem Augenblicke fand er sie unvergleichlich schöner, als die kleinere und zarte Nebenbuhlerin, welche er ihr gegeben hatte, denn das Höchste und Tiefste der Em-

pfindung erreicht ſeinen Ausdruck nur in einem ſtarken Körper und in einer ſtarken Seele.

Dante für ſein Theil lächelte zum erſten und einzigen Mal an dieſem Abende, da er die beiden Frauen ſo heftig auf der Schaukel ſeines Märchens ſich wiegen ſah. Er brachte es ſogar zu einer Neckerei. „Herrinnen," ſagte er, „was verlangt ihr von mir? Selbſtgeſpräch iſt unvernünftig. Hat je ein weiſer Mann mit ſich ſelbſt geſprochen?"

Nun erhob ſich aus dem Halbdunkel ein muthwilliger Lockenkopf und ein Edelknabe, der hinter irgend einem Seſſel oder einer Schleppe in traulichem Verſtecke mochte gekauert haben, rief herzhaft: „Großer Meiſter, wie wenig du dich kennſt oder zu kennen vorgiebſt! Wiſſe, Dante, niemand plaudert geläufiger mit ſich ſelbſt als du, in dem Grade, daß du nicht nur uns dumme Buben überſiehſt, ſondern ſelbſt das Schöne dicht an dir vorübergehen läſſeſt, ohne es zu begrüßen."

„Wirklich?" ſagte Dante. „Wo war das? wo und wann?"

„Nun geſtern auf der Etſchbrücke," lächelte der Knabe. „Du lehnteſt am Geländer. Da ging die reizende Lucrezia Nani vorüber, deine Toga ſtreifend.

Wir Knaben folgten, sie bewundernd, und ihr entgegen schritten zwei feurige Kriegsleute, nach einem Blicke aus ihren sanften Augen haschend. Sie aber suchte die deinigen: denn nicht Jeder hat mit heiler Haut in der Hölle gelustwandelt! Du, Meister, betrachtetest eine rollende Welle, welche in der Mitte der Etsch daherfuhr, und murmeltest etwas."

„Ich ließ das Meer grüßen. Die Woge war schöner als das Mädchen. Doch zurück zu den zwei Thoren! Horch, sie sprechen mit einander! Und bei allen Musen, fortan unterbreche mich Keiner mehr, sonst findet uns Mitternacht noch am Märchenherde.

Als der Mönch, nachdem er Antiope heimgeführt, seinen Saal wieder betrat — doch ich vergaß zu sagen, daß er Ascanio nicht begegnete, obwohl dieser mit der Sänfte und Madonna Olympia darin denselben Weg gemacht hatte. Denn der Neffe, nachdem er die gänzlich Vernichtete ihrer Dienerschaft übergeben, war schleunig zu seinem Ohm dem Tyrannen geeilt, ihm den tollen Vorgang als frisches Gebäcke aufzutischen. Er hinterbrachte Ezzelin lieber eine Stadtgeschichte als eine Verschwörung.

Ich weiß nicht, ob der Mönch so wohlgestaltet war, wie der Spötter Ascanio ihn genannt hatte. Aber ich sehe ihn, der wie der blühendste Jüngling schreitet. Mit beflügelten Füßen durchschwebt er den Saal, als trüge ihn Zephyr oder führte ihn Iris. Seine Augen sind voller Sonne und er murmelt Laute aus der Sprache der Seligen. Gocciola, der viel Cyperwein geschluckt hatte, fühlte sich gleichfalls beherzt und verjüngt. Auch unter seinen Sohlen löste sich der Marmorboden in weißes Gewölk auf. Er verspürte einen unbesiegbaren Durst, das Gemurmel auf den frischen Lippen Astorres, wie man sich über eine Quelle beugt, zu belauschen, und begann neben demselben die Länge des Saales zu durchmessen, bald mit gespreizten, bald mit hüpfenden Schritten, das Narrenscepter unter dem Arme.

„Das zärtliche Haupt, das sich für den Vater bot, hat sich auch für die Mutter geboten und gegeben!“ lispelte Astorre. „Das schamhafte! wie es brannte! Das mißhandelte! wie es litt! Das geschlagene! wie es aufschrie! Hat es mich je verlassen, seit es auf dem Blocke lag? Es wohnte in meinem Geiste. Es begleitete mich allgegenwärtig, schwebte in meinem Ge-

bete, ſtrahlte in meiner Zelle, bettete ſich auf mein Kiſſen! Lag das herzige Haupt mit dem weißen ſchmalen Hälschen nicht neben dem des heiligen Paulus —"

„Des heiligen Paulus?" kicherte das Tröpfchen.

„Des heiligen Paulus auf unſerm Altarbilde —"

„Mit dem ſchwarzen Kraushaar und dem rothen Hals auf dem breiten Blocke und dem Beile des Henkers darüber?" Gocciola verrichtete bei den Franziskanern zeitweilig ſeine Andacht.

Der Mönch nickte. „Sah ich lange hin, ſo zuckte das Beil und ich bebte zuſammen. Habe ich es nicht dem Prior gebeichtet?"

„Und was ſagte der Prior?" examinirte Gocciola.

„Mein Sohn," ſagte er, „was du ſaheſt, war ein vorausgeeiltes Kind des himmliſchen Triumphzuges. Fürchte nichts! Dem ambroſiſchen Hälschen geſchieht kein Leid!"

„Aber," reizte der böſe Narr, „das Kind iſt gewachſen, ſo hoch!" Er hob die Hand. Dann ſenkte er ſie und hielt ſie über dem Boden. „Und die Kutte Euerer Herrlichkeit," grinſte er, „liegt ſo tief!"

Das Gemeine konnte den Mönch nicht berühren. Ein ſchöpferiſches Feuer war aus der Hand Antiopes

in die seinige gefahren und begann zuerst zart und sanft, dann immer heißer und schärfer in seinen Adern zu brennen. „Gepriesen sei Gott Vater," frohlockte er plötzlich, „der Mann und Weib geschaffen hat!"

„Die Eva?" fragte der Narr.

„Die Antiope!" antwortete der Mönch.

„Und die Andere? die Große? Was fängst du mit Der an? Schickst du sie betteln?" Gocciola wischte sich die Augen.

„Welche Andere?" fragte der Mönch. „Giebt es ein Weib, das nicht Antiope wäre!"

Dies war selbst dem Narren zu stark. Er glotzte Astorre erschreckt an, wurde aber von einer Faust am Kragen gepackt, gegen die Pforte geschleppt und auf den Flur gesetzt. Dieselbe Hand legte sich dann auf Astorres Schulter.

„Erwache, Traumwandler!" rief der zurückgekehrte Ascanio, welcher die letzte schwärmerische Rede des Mönches belauscht hatte. Er zog den Verzückten auf eine Fensterbank nieder, heftete fest Augen auf Augen, und: „Astorre, du bist von Sinnen!" sprach er ihn an.

Dieser wich zuerst den prüfenden Blicken wie geblendet aus, dann begegnete er ihnen mit den seinigen,

die noch voller Jubel waren, um sie scheu niederzuschlagen. „Wunderst du dich?“ sagte er dann.

„So wenig als über das Lodern einer Flamme,“ versetzte Ascanio. „Aber da du kein blindes Element, sondern eine Vernunft und ein Wille bist, so tritt die Flamme aus, sonst frißt sie dich und ganz Padua. Muß dir das Weltkind göttliches und menschliches Gesetz predigen? Du bist vermählt! So redet dieser Ring an deinem Finger. Wenn du, wie erst dein Gelübde, jetzt dein Verlöbniß brichst, brichst du Sitte, Pflicht, Ehre und den Stadtfrieden. Wenn du dir den Pfeil des blinden Gottes nicht rasch und heldenmüthig aus dem Herzen ziehst, ermordet er dich, Antiope und noch ein paar Andere, wen es gerade treffen wird. Astorre! Astorre!“

Ascanios muthwillige Lippen erstaunten über die großen und ernsten Worte, welche er in seiner Herzensangst ihnen zu reden gab. „Dein Name, Astorre,“ sagte er dann halb scherzend, „schmettert wie eine Tuba und ruft dich zum Kampfe gegen dich selbst!“

Astorre ermannte sich. „Man hat mir ein Philtrum gegeben!“ rief er aus. „Ich rase, ich bin ein

Wahnſinniger! Ascanio, ich gebe dir Macht über mich, feſſle mich!"

„An Dianen will ich dich feſſeln!" ſagte Ascanio. „Folge mir, daß wir ſie ſuchen!"

„War es nicht Diana, die Antiope ſchlug?" fragte der Mönch.

„Das haſt du geträumt! Du haſt alles geträumt! Du warſt deiner Sinne nicht mächtig! Komm! Ich beſchwöre dich! Ich befehle es dir! Ich ergreife und führe dich!"

Wenn Ascanio die Wirklichkeit verjagen wollte, ſo führte ſie der auf dem Flur klirrende Schritt Germanos zurück. Mit einem entſchloſſenen Geſichte trat der Bruder Dianens vor den Mönch und faßte ſeine Hand. „Ein geſtörtes Feſt, Schwager!" ſagte er. „Die Schweſter ſchickt mich — ich lüge, ſie ſchickt mich nicht. Denn ſie hat ſich in ihre Kammer eingeſchloſſen und drinnen flennt ſie und verflucht ihren Jähzorn — heute erſaufen wir in Weiberthränen! Sie liebt dich, nur bringt ſie es nicht über die Lippen — es iſt in der Familie: ich kann es auch nicht. An dir hat ſie keinen Augenblick gezweifelt. Es iſt einfach: du haſt irgendwo einen Ring verſchleudert — wenn es der

deinige war, den die kleine Canossa — wie heißt sie doch? richtig: die Antiope! — am Finger trug. Die närrische Mutter fand ihn und hat daraus ihr Märchen gesponnen. Antiope ist natürlich an alledem unschuldig wie ein neugeborenes Kind — wer es anders meint, hat es mit mir zu thun!"

„Nicht ich!" rief Astorre. „Antiope ist rein wie der Himmel! Der Ring wurde von einem Zufall gerollt!" und er erzählte mit fliegenden Worten.

„Aber auch der Schwester, die zufuhr, darfst du es nicht anrechnen, Astorre," behauptete Germano. „Ihr schoß das Blut zu Kopfe, sie sah nicht, wen sie vor sich hatte. Sie glaubte die Närrin zu treffen, die ihr die Eltern verhunzte, und schlug die liebe Unschuld. Diese aber muß vor Gott und Menschen wieder zu Ehren und Würden gezogen werden. Laß das meine Sache sein, Schwager! Ich bin der Bruder. Es ist einfach."

„Du redest in einem fort und bleibst doch dunkel, Germano! Was hast du vor? Wie vergüteſt du es der Aermsten?" fragte Ascanio.

„Es ist einfach," wiederholte Germano. „Ich biete Antiope Canossa meine Hand und mache sie zu meinem Weibe."

Ascanio griff sich an die Stirn. Der Streich betäubte ihn. Als er dann aber, schnell besonnen, näher zusah, fand er das heroische Mittel gar nicht so übel; doch warf er einen ängstlichen Blick auf den Mönch. Dieser, seiner selbst wieder mächtig, hielt sich mäuschenstille und horchte aufmerksam. Das Ehrgefühl des Kriegers scholl wie ein heller Ruf durch die Wildniß seiner Seele.

„So treffe ich zwei Fliegen mit einem Schlage, Schwager," erläuterte Germano. „Das Mädchen wird in ihren Züchten und Ehren hergestellt. Den möchte ich sehen, der hinter meinem Weibe zischelte! Dann stifte ich Frieden zwischen euch Eheleuten. Diana braucht sich nicht länger vor dir noch vor sich selbst zu schämen und ist von ihrem Jähzorne gründlich geheilt. Ich sage dir: sie ist davon genesen, zeitlebens!"

Astorre drückte ihm die Hand. „Du bist brav!" sagte er. Der Wille, seine himmlische oder irdische Lust tapfer zu überwinden, erstarkte in dem Mönche. Doch dieser Wille war nicht frei und diese Tugend nicht selbstlos; denn sie klammerte sich an einen gefährlichen Sophismus: nicht anders als ich selbst eine Ungeliebte umarmen werde, tröstete sich Astorre, wird auch An-

tiope von einem Manne sich umfangen lassen, welcher sie kurzerdinge freit, um fremdes Unrecht gut zu machen. Wir verzichten Alle! Entsagung und Kasteiung in der Welt wie im Kloster!

„Was geschehen muß, verschiebe ich nicht," drängte Germano. „Sonst würde sie sich schlummerlos wälzen." Ich weiß nicht, meinte er Diana oder Antiope. „Schwager, du begleitest mich als Zeuge: ich thue es in den Formen."

„Nein, nein!" schrie Ascanio erschreckt. „Nicht Astorre! Nimm mich!"

Germano schüttelte den Kopf. „Ascanio, mein Freund," sagte er, „dazu eignest du dich nicht. Du bist kein ernsthafter Zeuge in Ehesachen! Auch wird mein Bruder Astorre es sich nicht nehmen lassen, für mich zu werben. Es ist ja zum großen Theil seine eigene Angelegenheit. Nicht wahr, Astorre?" Dieser nickte. „So bereite dich, Schwager. Mache dich hübsch! Hänge dir eine Kette um!"

„Und," scherzte Ascanio gezwungen, „wann du über den Hof gehst, tauche den Kopf in den Brunnen! Du selbst aber, Germano, trägst Panzer? So kriegerisch? Schickt sich das zur Freite?"

„Ich bin lange nicht aus der Rüſtung gekommen und ſie kleidet mich. Was betrachteſt du mich von Kopf zu Füßen, Ascanio?“

„Ich frage mich, woher dieſer Gepanzerte ſeine Sicherheit nimmt, nicht mitſammt der Sturmleiter in den Graben geworfen zu werden?“

„Das kann nicht in Frage ſtehen,“ meinte Germano ſeelenruhig. „Wird ſich eine Beſchämte und Geſchlagene einem Ritter verweigern? Da wäre ſie eine noch größere Närrin als ihre Mutter. Das iſt doch ſonnenklar, Ascanio. Komm, Aſtorre.“

Während der Zurückbleibende mit verſchlungenen Armen dieſe neue Wendung der Dinge bedachte, zweifelnd, ob dieſelbe auf einen Spielplatz blühender Kinder oder auf einen Camposanto führe, ſchritten ſeine Jugendfreunde den nicht langen Weg zu dem Palaſte Canoſſa.

Der wolkenloſe Tag verglomm in einem reinglühenden Abendgolde, und horch! es läutete Ave. Der Mönch ſprach innerlich die Gewohnheitsgebete und ſein etwas erhöht liegendes Kloſter verlängerte zufällig das vertraute Geläute um ein paar friedlich wehmüthige Schläge, welchen die andern Stadtglocken den Luftraum

nicht länger ſtreitig machten. Auch der Mönch wurde des allgemeinen Friedens theilhaft.

Da traf ſein Blick das Geſicht des Freundes und ruhte auf den wetterharten Zügen. Sie waren hell und freudig, von erfüllter Pflicht ohne Zweifel, aber doch auch von dem unbewußten oder unbewachten Glück, unter dem von Ehre geſchwellten Segel einer ritterlichen Handlung den Port einer ſeligen Inſel zu erreichen. „Die ſüße Unſchuld!“ ſeufzte der Krieger.

Raſend ſchnell begriff der Mönch, daß der Bruder Dianens ſich ſelbſt täuſchte, wenn er ſich für uneigennützig hielt, daß Germano Antiope zu lieben begann und ſein Nebenbuhler war. Seine Bruſt empfand einen ſcharfen Biß, dann einen zweiten noch ſchärfern, daß er hätte aufſchreien mögen. Und jetzt wühlte und wimmelte ſchon ein ganzes Neſt grimmiger Schlangen in ſeinem Buſen. Herrſchaften, Gott möge uns Alle, Männer und Weiber, vor der Eiferſucht behüten! Sie iſt die qualvollſte der Peinen, und wer ſie leidet, iſt unſeliger als meine Verdammten!

Mit verzogenem Geſichte und gepreßtem Herzen folgte der Mönch dem ſelbſtbewußten Freier die Treppen des erreichten Palaſtes hinauf. Dieſer ſtand leer

und verwahrloſt. Madonna Olympia mochte ſich eingeſchloſſen haben. Kein Geſinde und alle Thüren offen. Sie durchſchritten ungemeldet eine Reihe ſchon dämmernder Gemächer: vor der Schwelle der letzten Kammer hielten ſie ſtille, denn die junge Antiope ſaß am Fenſter.

Sein in den Umriß eines Kleeblattes endigender Bogen war voller Abendglorie, welche die liebreizende Geſtalt im Halbkreiſe von Bruſt zu Nacken umfing. Ihre gezauſte Haarkrone ähnelte den Spitzen eines Dornenkranzes und die ſchmachtenden Lippen ſchlürften den Himmel. Das geſchlagene Mädchen lag müde unter dem Druck der erduldeten Schande, mit zugefallenen Augendeckeln und erſchlafften Armen; aber in der Stille ihres Herzens frohlockte ſie und pries ihre Schmach, denn dieſe hatte ſie mit Aſtorre auf ewig vereinigt.

Und entzündet ſich nicht heute noch und bis ans Ende der Tage aus tiefſtem Erbarmen höchſte Liebe? Wer widerſteht dem Anblicke des Schönen, wenn es ungerecht leidet? Ich läſtere nicht und kenne die Unterſchiede, aber auch das Göttliche wurde geſchlagen und wir küſſen ſeine Striemen und Wunden.

Antiope grübelte nicht, ob Astorre sie liebe. Sie wußte es. Da war kein Zweifel. Sie war davon überzeugter als von den Athemzügen ihrer Brust und den Schlägen ihres Herzens. Keine Silbe hatte sie mit Astorre gewechselt vom ersten Schritt des Weges an, den sie zusammengingen. Die Hände hielten sich nicht fester beim letzten: sie verwuchsen, ohne sich zu drücken. Sie durchdrangen sich, wie zwei leichte geistige Flammen, und waren doch beim Scheiden wie die Wurzel aus der Erde kaum auseinander zu lösen.

Antiope vergriff sich an fremdem Eigenthum und beging Raub an Dianen fast in Unschuld, denn sie hatte weder Gewissen mehr noch auch nur Selbstbewußtsein. Padua, das mit seinen Thürmen vor ihr lag, die Mutter, des Mönches Verlöbniß, Diana, die ganze Erde, alles war vernichtet: nichts als der Abgrund des Himmels, und dieser gefüllt mit Licht und Liebe!

Astorre hatte von der ersten zur letzten Stufe der Treppe mit sich gerungen und meinte den Sieg erkämpft zu haben. Ich werde das Opfer vollbringen, prahlte er gegen sich selbst, und Germano bei seiner Werbung zur Seite stehen. Auf dem obersten Tritte rief er noch alle seine Heiligen an, voraus Sankt Fran-

ziscus, den Meiſter der Selbſtüberwindung. Er griff in die Bruſt und glaubte, durch den himmliſchen Beiſtand ſtark wie Hercules, die Schlangen erwürgt zu haben. Aber der Heilige mit den fünf Wundmalen hatte ſich abgewendet von dem untreuen Jünger, der ſeinen Strick und ſeine Kutte verſchmähte.

Der daneben ſtehende Germano entwarf indeſſen ſeine Rede, konnte aber nicht über die zwei Argumente hinauskommen, welche ihm gleich anfänglich eingeleuchtet hatten. Uebrigens war er gutes Muthes — hatte er doch ſchon öfter im Reiterkampfe ſeine Germanen angeredet — und fürchtete ſich nicht vor einem Mädchen. Nur das Warten ertrug er ebenſo wenig als vor der Schlacht. Er klirrte leis mit dem Schwert an den Panzer.

Antiope ſchrak zuſammen, blickte hin, erhob ſich raſch und ſtand, den Rücken gegen das Fenſter gewendet, mit dunkelm Antlitz den ſich im Dämmerlichte vor ihr verbeugenden Männern gegenüber.

„Sei getroſt, Antiope Canoſſa!“ redete Germano. „Ich bringe dir Dieſen mit, Aſtorre Vicedomini, welchen ſie den Mönch nennen, den Gatten meiner Schweſter Diana, als gültigen Zeugen: ſiehe, ich bin gekom-

men, dich — ohne Vater wie du bist und bei einer solchen Mutter — von dir selbst zum Weibe zu begehren. Meine Schwester hat sich gegen dich vergessen" — er sträubte sich, ein stärkeres Wort zu brauchen und damit Dianen, die er verehrte, preiszugeben — „und ich, der Bruder, bin da, gut zu machen, was die Schwester schlecht gemacht hat. Diana mit Astorre, du mit mir, so euch entgegenkommend, werdet ihr Weiber euch die Hände geben."

Das empfindliche Gemüth des lauschenden Mönches verwundete diese rohe Gleichstellung des Mißhandelns und des Leidens, der Schlagenden und der Geschlagenen — oder krümmte sich eine Natter? — „Germano, so wirbt man nicht!" raunte er dem Gepanzerten zu.

Dieser vernahm es und da die dunkle Antiope mäuschenstille blieb, verstimmte er sich. Er fühlte, daß er weicher reden sollte, und redete barscher. „Ohne Vater und mit einer solchen Mutter," wiederholte er, „bedürfet Ihr einer männlichen Hut! Das konntet Ihr heute lernen, junge Herrin. Ihr werdet nicht zum andern Male vor ganz Padua beschämt und geschlagen werden wollen! Gebet Euch mir, wie Ihr seid, und

ich ſchirme Euch vom Wirbel zur Zehe!“ Germano dachte an ſeinen Panzer.

Aſtorre fand dieſe Werbung von empörender Härte: Germano, ſo ſchien ihm, behandelte Antiope wie ſeine Kriegsgefangene — oder ziſchte die Schlange? — „So wirbt man nicht, Germano!“ keuchte er. Dieſer wendete ſich halb. „Wenn du es beſſer verſtehſt,“ ſagte er mißmuthig, „wirb du für mich, Schwager.“ Er trat raumgebend beiſeite.

Da näherte ſich Aſtorre, das Knie gebogen, hob die Hände mit ſich einander berührenden Fingerſpitzen und ſeine bangen Blicke befragten das zarte Haupt auf dem blaſſen Goldgrunde. „Findet Liebe Worte?“ ſtammelte er. Dämmerung und Schweigen.

Endlich lispelte Antiope: „Für wen wirbſt du, Aſtorre?“ „Für Dieſen hier, meinen Bruder Germano,“ preßte er hervor. Da barg ſie das Antlitz mit den Händen.

Jetzt riß Germano die Geduld. „Ich werde deutſch mit ihr reden,“ brach er los und: „Kurz und gut, Antiope Canoſſa,“ ließ er das Mädchen rauh an, „wirſt du mein Weib oder nicht?“

Antiope wiegte das kleine Haupt ſanft und ſachte,

aber trotz der wachsenden Nacht mit deutlicher Verneinung.

„Ich habe meinen Korb," sprach Germano trocken. „Komm, Schwager!" und er verließ den Saal mit ebenso festen Schritten, als er ihn betreten hatte. Der Mönch aber folgte ihm nicht.

Astorre verharrte in seiner flehenden Stellung. Dann ergriff er, selbst zitternd, Antiopes zitternde Hände und löste sie von dem Antlitz. Welcher Mund den andern suchte, weiß ich nicht, denn die Kammer war völlig finster geworden.

Auch wurde es darin so stille, daß, wäre ihr Ohr nicht voll stürmischen Jubels und seliger Chöre gewesen, die Liebenden leicht in einem anstoßenden Gelasse gemurmelte Gebete hätten vernehmen können. Das verhielt sich so: neben Antiopes Kammer, einige Stufen tiefer, lag die Hauskapelle, und morgen jährte sich zum dritten Male der Tod des Grafen Canossa. Nach überschrittener Mitternacht sollte in Gegenwart der Wittwe und der Waise die Seelenmesse gelesen werden. Schon hatte sich der Priester eingestellt, den Ministranten erwartend.

Ebenso wenig als das unterirdische Gemurmel ver-

nahm das Paar die ſchlurfenden Pantoffeln der Madonna Olympia, welche die Tochter ſuchte und nun bei dem ſpärlichen Scheine der Hausleuchte, die ſie in der Hand trug, die Liebenden ſtill und aufmerkſam betrachtete. Daß die frechſte Lüge einer ausſchweifenden Einbildungskraft vor ihren Augen in dieſen zärtlich verſchlungenen Geſtalten zu That und Wahrheit wurde, darüber wunderte ſich Madonna Olympia nicht; aber, es ſei der Thörin zum Lobe geſagt, ebenſo wenig koſtete ſie einen Genuß der Rache. Sie weidete ſich nicht an dem der gewaltthätigen Diana bevorſtehenden bittern Leiden, ſondern es überwog die einfache mütterliche Freude, ihr Kind zu ſeinem Preiſe gewerthet, begehrt und geliebt zu ſehen.

Da jetzt, von einem ſcharfen Strahl aus ihrer Leuchte getroffen, die Beiden verwundert aufblickten, fragte ſie mit einer weichen und natürlichen Stimme: „Aſtorre Vicedomini, liebſt du die Antiope Canoſſa?“

„Ueber alles, Madonna!“ antwortete der Mönch.

„Und vertheidigſt ſie?“

„Gegen eine Welt!“ rief Aſtorre verwegen.

„So iſt es recht,“ begütigte ſie, „aber nicht wahr, du meinſt es redlich? Du verſtoßeſt ſie nicht, wie

Dianen? Du narrst mich nicht? Du machst eine arme Thörin, wie sie mich nennen, nicht unglücklich? Du lässest mein Kindchen nicht wieder zu Schanden kommen? Du suchst keine Ausflüchte noch Aufschübe? Du giebst den Augen die Gewißheit und führst die Antiope gleich, als ein frommer Christ und wackerer Edelmann, zum Altar? Auch hast du nicht weit nach dem Pfaffen zu gehen. Hörst du es murmeln? Da unten kniet einer."

Und sie öffnete eine niedrige Thür, hinter welcher ein paar steile Stufen in das häusliche Heiligthum hinabführten. Astorre warf einen Blick: unter dem plumpen Gewölbe vor einem kleinen Altar bei dem ungewissen Licht einer Kerze betete ein Barfüßer, welcher ihm an Alter und Gestalt nicht unähnlich war und auch die Kutte und den Strick des heiligen Franziscus trug.

Ich glaube, daß dieser Barfüßer hier und gerade zu dieser Stunde durch göttliche Schickung knieen und beten mußte, um Astorre zum letzten Male zu erschrecken und zu warnen. Doch in seinen lodernden Adern wurde die Arznei zum Gifte. Da er die Verkörperung seines Klosterlebens erblickte, kam ein trotziger

Geist des Frevels und der Sicherheit über ihn. Mit gleichen Füßen habe ich über mein erstes Gelübde weggesetzt, lachte er, und siehe, die Schranke fiel unter meinem Sprunge — warum nicht über das zweite? Meine Heiligen haben mich unterliegen lassen! Vielleicht retten und beschützen sie den Sünder! Der Verwildernde bemächtigte sich Antiopes und trug sie, mehr als daß er sie führte, die Stufen hinunter; Madonna Olympia aber, die sich nach einem kurzen lichten Momente wieder verwirrte, schlug hinter dem Mönch und ihrem Kinde die schwere Thüre zu, wie hinter einem gelungenen Fange, einer gehaschten Beute, und lauschte durch das Schlüsselloch.

Was sie sah, bleibt ungewiß. Nach der Meinung des Volkes hätte Astorre den Barfüßer mit gezogenem Schwerte bedroht und vergewaltigt. Das ist unmöglich, denn der Mann Astorre hat niemals den Leib mit einem Schwerte gegürtet. Der Wahrheit näher mag es kommen, daß der Barfüßer — traurig zu sagen — ein schlechter Mönch war und vielleicht derselbe Beutel unter seine Kutte wanderte, den Astorre zu sich gesteckt hatte, da er für Diana den Ehereif kaufen ging.

Daß aber anfänglich der Priester sich sperrte, daß die zwei Mönche mit einander rangen, daß das schwere Gewölbe eine häßliche Scene verbarg — solches lese ich in dem verzerrten und entsetzten Gesichte der Lauscherin. Donna Olympia verstand, daß da unten ein Frevel begangen werde, daß sie als die Anstifterin und Mitschuldige desselben der Strenge des Gesetzes und der Rache der Verrathenen sich preisgebe, und da sich die Hinrichtung des Grafen ihres Gemahls jährte, glaubte sie auch ihr thörichtes Haupt dem Beile unrettbar verfallen. Sie wähnte den nahenden Schritt Ezzelins zu vernehmen: da floh sie und schrie: „Hilfe! Mörder!“

Die Gequälte stürzte auf den Flur und an das in den engen innern Hof blickende Fenster. „Mein Maulthier! Meine Sänfte!“ rief sie hinunter, und lachend über den doppelten Befehl — das Maulthier war für das Land, die Sänfte für die Stadt — erhob sich das Gesinde der Thörin langsam und bequem aus einem Winkel, wo es bei einer Kürbislaterne trank und würfelte. Ein alter Stallmeister, welcher allein der unglücklichen Herrin Treue hielt, sattelte bekümmert zwei Maulthiere und führte sie durch den Thor-

weg auf den an der Gasse liegenden Vorplatz des Palastes: er hatte Donna Olympia schon auf mancher Irrfahrt begleitet. Die Andern folgten witzereißend mit der Sänfte.

Auf der großen Treppe stieß die flüchtige Thörin, welche der auch bei den Unseligen übermächtige Trieb der Selbsterhaltung ihr geliebtes Kind vergessen ließ, gegen den besorgten Ascanio, der, ohne Nachricht gelassen und von Unruhe getrieben, auf Kundschaft ausgegangen war.

„Was ist geschehen, Signora?“ fragte er eilig.

„Ein Unglück!“ krächzte sie wie ein auffliegender Rabe, rannte die Treppe hinab, saß auf ihrem Thiere, stachelte es mit rasender Ferse und verschwand im Dunkel.

Ascanio suchte durch die finstern Gemächer bis in die von der stehen gebliebenen Ampel der Madonna Olympia erhellte Kammer Antiopes. Wie er sich darin umblickte, wurde die Thür der Hauskapelle geöffnet und zwei schöne Gespenster entstiegen der Tiefe. Der Muthige begann zu zittern. „Astorre, du bist mit ihr vermählt!“ Der schallvolle Name dröhnte im Echo des Gewölbes wie die Tuba jenes Tages. „Und trägst Dianens Ring am Finger!“

Astorre riß ihn ab und schleuderte ihn.

Ascanio stürzte an das offene Fenster, durch welches der Ring gesprungen war. „Er ist in eine Spalte zwischen zwei Quadern geglitscht," sprach es aus der Gasse herauf. Ascanio erblickte Turbane und Eisenkappen. Es waren die Leute des Vogtes, welche ihre nächtliche Runde begannen.

„Auf ein Wort, Abu Mohammed!" rief er, rasch besonnen, einen weißbärtigen Greis, der höflich erwiderte: „Dein Wunsch ist mir Befehl!" und mit zwei andern Sarazenen und einem Deutschen im Thore des Palastes verschwand.

Abu-Mohammed-al-Tabîb überwachte nicht nur die Sicherheit der Straße, sondern betrat auch das Innerste der Häuser, um Reichsverräther — oder was der Vogt so benannte — zu verhaften. Kaiser Friedrich hatte ihn seinem Schwiegersohne, dem Tyrannen, gegeben, damit er diesem eine sarazenische Leibwache werbe, und an deren Spitze war er in Padua verblieben. Abu Mohammed war eine feine Erscheinung und hatte gewinnende Formen. Er nahm Antheil an dem Schmerze der Familie, deren Glied er in den Kerker oder zum Blocke führte, und tröstete die be-

trübte in seinem gebrochenen Italienisch mit Sprüchen arabischer Dichter. Ich vermuthe, daß er seinen Beinamen „al Tabîb", das ist der Arzt, wenn er auch einige chirurgische Kenntnisse und Griffe besitzen mochte, zuerst und voraus gewissen ärztlichen Manieren verdankte: ermuthigenden Handgeberden, beruhigenden Worten, wie zum Beispiel: „Es thut nicht weh," oder: „Es geht vorüber," womit die Jünger Galens eine schmerzliche Operation einzuleiten pflegen. Kurz, Abu Mohammed behandelte das Tragische gelinde und war zur Zeit meiner Fabel trotz seines strengen und bittern Amtes in Padua keine verhaßte Persönlichkeit. Später, da der Tyrann eine Lust daran fand, menschliche Leiber zu martern, woran du nicht glauben kannst, Cangrande! verließ ihn Abu Mohammed, und kehrte zu seinem gütigen Kaiser zurück.

Auf der Schwelle des Gemaches winkte Abu Mohammed seinen drei Begleitern, stehen zu bleiben. Der Deutsche, der die Fackel trug, ein trotzig blickender Geselle, verharrte nicht lange. Er hatte heute zur Vesperstunde Germano nach dem Palaste Vicedomini begleitet und dieser ihm zugelacht: „Laß mich jetzt! Ich verlobe hier mein Schwesterchen Diana dem

Mönche!" Der Germane kannte die Schwester seines Hauptmanns und hatte eine Art stiller Neigung zu ihr, ihres hohen Wuchses und ihrer redlichen Augen halber. Da er nun den Mönch, welchem er heute Mittag zur Seite geritten, Hand in Hand mit einem kleinen und zierlichen Weibe sah, das ihm, neben dem großen Bilde Dianens, als eine Puppe erschien, witterte er Treubruch, schmiß erzürnt die lodernde Fackel auf den Steinboden, wo sie der eine der Sarazenen behutsam aufhob, und eilte davon, Germano den Verrath des Mönches zu melden.

Ascanio, der den Deutschen errieth, bat Abu Mohammed, ihn zurückzurufen. Dieser aber weigerte sich. „Er würde nicht gehorchen," sagte er sanft, „und mir zwei oder drei meiner Leute niederhauen. Mit welchem andern Dienste, Herr, bin ich dir gefällig? Verhafte ich diese blühenden Jugenden?"

„Astorre, sie wollen uns trennen!" schrie Antiope und suchte Schutz in den Armen des Mönches. Die am Altare Frevelnde hatte mit einer schuldlosen Seele auch die natürliche Beherztheit eingebüßt. Der Mönch, welchen seine Schuld vielmehr ermuthigte und begeisterte, that einen Schritt gegen den Sarazenen und

riß ihm unversehens das Schwert aus der Scheide. „Vorsichtig, Knabe, du könntest dich schneiden," warnte dieser gutmüthig.

„Laß dir sagen, Abu Mohammed," erklärte Ascanio, „dieser Rasende ist der Gespiele meiner Jugend und war lange Zeit der Mönch Astorre, den du sicherlich auf den Straßen Paduas gesehen hast. Der eigene Vater hat ihn um sein Klostergelübde geprellt und mit einem ungeliebten Weibe vermählt. Vor wenigen Stunden wechselte er mit ihr die Ringe, und jetzt, wie du ihn hier siehst, ist er der Gatte dieser Andern."

„Verhängniß!" urtheilte der Sarazene mild.

„Und die Verrathene," fuhr Ascanio fort, „ist Diana Pizzaguerra, die Schwester Germanos! Du kennst ihn. Er glaubt und traut lange, sieht und greift er aber, daß er ein Getäuschter und Betrogener ist, so spritzt ihm das Blut in die Augen und er tödtet."

„Nicht anders," bestätigte Abu Mohammed. „Er ist von der Mutter her ein Deutscher und diese sind Kinder der Treue!"

„Rathe mir, Sarazene. Ich weiß nur eine Auskunft: vielleicht eine Rettung. Wir bringen die Sache

vor den Vogt. Ezzelin mag richten. Inzwiſchen bewachen deine Leute den Mönch in ſeinem eigenen feſten Hauſe. Ich eile zum Ohm. Dieſe aber bringſt du, Abu Mohammed, zu der Markgräfin Cunizza, der Schweſter des Vogts, der frommen und leutſeligen Domina, die hier ſeit einigen Wochen Hof hält. Nimm die hübſche Sünderin! Ich anvertraue ſie deinem weißen Barte.“ „Du darfſt es,“ verſicherte Mohammed.

Antiope umklammerte den Mönch und ſchrie noch kläglicher, als das erſte Mal: „Sie wollen mich von dir trennen! Laß mich nicht, Aſtorre! keine Stunde! keinen Augenblick! Oder ich ſterbe!“ Der Mönch hob das Schwert.

Ascanio, der jede Gewaltthat verabſcheute, blickte den Sarazenen fragend an. Dieſer betrachtete die ſich umſchlungen Haltenden mit väterlichen Augen. „Laß die Schatten ſich umarmen!“ ſagte er dann weichgeſtimmt, ſei es daß er ein Philoſoph war und das Leben für Schein hielt, ſei es daß er ſagen wollte: vielleicht verurtheilt ſie morgen Ezzelin zum Tode, gönne den verliebten Faltern die Stunde!

Ascanio zweifelte nicht an der Wirklichkeit der

Dinge; desto zugänglicher war er dem zweiten Sinne des Spruches. Nicht allein als der Leichtfertige der er war, sondern auch als ein Gütiger und Menschlicher zauderte er, die Liebenden auseinander zu reißen.

„Astorre," fragte er, „kennst du mich?"

„Du warst mein Freund," antwortete dieser.

„Und bin es noch. Du hast keinen treuern."

„O trenne mich nicht von ihr!" flehte jetzt der Mönch in einem so ergreifenden Tone, daß Ascanio nicht widerstand. „So bleibet zusammen," sagte er, „bis ihr vor das Gericht tretet." Er flüsterte mit Abu Mohammed.

Dieser näherte sich dem Mönche, entwand ihm sachte das Schwert, Finger um Finger von dem Griffe lösend, und ließ es in die Scheide an seiner Hüfte zurückfallen. Dann trat er ans Fenster, winkte seiner Schaar, und die Sarazenen bemächtigten sich der auf dem Vorplatze stehen gebliebenen Sänfte Madonna Olympias.

Durch eine enge finstere Gasse bewegte sich die schleunige Flucht: Antiope voran, von vier Sarazenen getragen, ihr zur Seite der Mönch und Ascanio, dann die Turbane. Abu Mohammed schloß den Zug.

Dieſer eilte an einem kleinen Platz und einer erhellten Kirche vorüber. In die dunkle Fortſetzung der Gaſſe einmündend, ſtieß er in hartem Anprall mit einem ihm entgegenkommenden andern, von zahlreichem Volke begleiteten Zuge zuſammen. Heftiges Gezänk erhob ſich. „Raum der Spoſina!“ rief die Menge. Chorknaben brachten aus der Kirche lange Kerzen herbei, deren wehende Flämmchen ſie mit vorgehaltener Hand ſchützten. Der gelbe Schimmer zeigte eine geneigte Sänfte und eine umgeſtürzte Bahre. La Spoſina war ein geſtorbenes Bräutchen aus dem Volke, das zu Grabe getragen wurde. Die Todte regte ſich nicht und ließ ſich gelaſſen wieder auf ihre Bahre legen. Das verſammelte Volk aber erblickte den Mönch, der die aus der Sänfte geſprungene Antiope ſchirmend umfing, und es wußte doch, daß der Mönch heute mit Diana Pizzaguerra ſich vermählt hatte. Abu Mohammed ſchaffte Ordnung. Ohne weitern Unfall erreichte man den Palaſt.

Aſtorre und Antiope wurden von der Dienerſchaft mit erſtaunten und beſtürzten Blicken empfangen. Sie verſchwanden im Thore, ohne von Abu Mohammed und Ascanio Abſchied genommen zu haben. Dieſer

wickelte ſich in ſein Kleid und begleitete noch einige Schritte weit den Sarazenen, welcher die Stadtburg, die er bewachen ſollte, umging, ihre Thore zählend und mit dem Blicke die Höhe ihrer Mauern meſſend.

„Ein gefüllter Tag,“ ſagte Aſcanio.

„Eine ſelige Nacht,“ erwiderte der Sarazene, den ſternbeſäten Himmel betrachtend. Die ewigen Lichter, ob ſie nun unſere Schickſale beherrſchen oder nicht, wanderten nach ihren ſtillen Geſetzen, bis ein junger Tag, der jüngſte und letzte Aſtorres und Antiopes, die göttliche Fackel ſchwang.

In einer Morgenſtunde deſſelben lauſchte der Tyrann mit ſeinem Neffen durch ein kleines Rundbogenfenſter ſeines Stadtthurmes auf den anliegenden Platz hinunter, den eine aufgeregte Menge füllte, murmelnd und toſend wie die wechſelnde Meereswoge.

Die geſtrige Begegnung der Sänfte mit der Bahre und der daraus entſtandene Tumult hatte blitzſchnell durch die ganze Stadt verlautet. Alle Köpfe beſchäftigten ſich wachend und träumend mit nichts anderm mehr, als mit dem Mönche und ſeiner Hochzeit: nicht nur dem Himmel habe der Ruchloſe ſein Gelübde gebrochen, ſondern jetzt auch der Erde, ſeine Braut habe

er verrathen, seinen Reif verschleudert, in rasend raschem Wechsel mit einmal aufgeloderten Sinnen ein neues Weib gefreit, ein fünfzehnjähriges Mädchen, die Blüthe des Lebens, und aus der zerrissenen Kutte sei ein gieriger Raubvogel aufgeflattert. Aber der gerechte Tyrann, der kein Ansehen der Person kenne, lasse das Haus, das den Verbrecher und die Verbrecherin verberge, von seinen Sarazenen bewachen; er werde heute, bald, jetzt die Missethat der zwei Vornehmen — denn die junge Sünderin Antiope sei eine Canossa — vor seinen Stuhl ziehen, der keuschen Diana ihr Recht schaffen und dem durch das schlechte Beispiel seines Adels beleidigten tugendhaften Volke die blutenden Köpfe der zwei Schuldigen durch das Fenster zuwerfen.

Der Tyrann ließ sich, während er einen beobachtenden Blick auf die gährende Masse warf, von Ascanio das Gestrige berichten. Die Verliebung rührte ihn nicht, nur der zugerollte Ring beschäftigte ihn einen Augenblick als eine neue Form des Schicksals. „Ich tadle," sagte er, „daß du sie gestern nicht auseinander gerissen hast! Ich lobe, daß du sie bewachst! Die Vermählung mit Diana besteht zu Recht. Das mit dem Schwert erzwungene oder mit dem Beutel gekaufte

Sakrament ist so nichtig als möglich. Der Pfaffe, der sich erschrecken oder bestechen ließ, verdient den Galgen und, wird er eingefangen, so baumelt er. Noch einmal: warum tratest du nicht zwischen den Unmündigen und das Kind? warum zerrtest du nicht einen Taumelnden aus den Armen einer Berauschten? Du gabest sie ihm! Jetzt sind sie Gatten."

Ascanio, welcher sich wieder hell und leichtfertig geschlafen hatte, verbarg ein Lächeln. „Epikuräer!" strafte ihn Ezzelin. Er aber schmeichelte: „Es ist geschehen, gestrenger Ohm. Wenn du den Fall in deinen Machtkreis ziehst, ist alles gerettet! Beide Parteien habe ich vor deinen Richterstuhl beschieden auf diese neunte Stunde." Ein gegenüberstehender Campanile schlug sie. „Wolle nur, Ezzelin, und deine feste und kluge Hand löst den Knoten spielend. Liebe verschwendet und Geiz kennt Ehre nicht. Der verliebte Mönch wird dem niederträchtigen Geizhals, als welchen wir Alle diesen würdigen Pizzaguerra! kennen, hinwerfen, was er verlangt. Germano freilich wird das Schwert ziehen, doch du heißest es ihn in die Scheide zurückstoßen. Er ist dein Mann. Er knirscht, aber er gehorcht."

„Ich frage mich," sagte Ezzelin, „ob ich recht thue, den Mönch dem Schwerte meines Germano zu entziehen. Darf Astorre leben? Kann er es, jetzt da er nach verschleuderter Sandale auch den angezogenen ritterlichen Schuh zur Schlarpe tritt und der Cantus firmus des Mönches in einem gellenden Gassenhauer vertönt? Ich — was an mir liegt — friste dem Wankelmüthigen und Werthlosen das Dasein. Allein ich vermag nichts gegen sein Schicksal. Ist Astorre dem Schwerte Germanos bestimmt, so kann ich diesen es senken heißen, jener rennt doch hinein. Ich kenne das. Ich habe das erfahren." Und er verfiel in ein Brüten.

Scheu wandte Ascanio den Blick seitwärts. Er wußte eine grausame Geschichte.

Einst hatte der Tyrann ein Kastell erobert und die Empörer, die es gehalten hatten, zum Schwerte verurtheilt. Der erste beste Kriegsknecht schwang es. Da kniete, um den Todesstreich zu empfangen, ein schöner Knabe, dessen Züge den Tyrannen fesselten. Ezzelin glaubte die seinigen zu erkennen und fragte den Jüngling nach seinem Ursprunge. Es war der Sohn eines Weibes, das Ezzelin in seiner Jugend

sündig geliebt hatte. Er begnadigte den Verdammten. Dieser, von der eigenen Neugierde und den neidischen Sticheleien derer, welche ihre Söhne oder Verwandten durch jenes Bluturtheil eingebüßt hatten, gereizt und verfolgt, ruhte nicht, bis er das Räthsel seiner Bevorzugung löste. Er soll den Dolch gegen die eigene Mutter gezückt und ihr das böse Geheimniß entrissen haben. Die enthüllte unehrliche Geburt vergiftete seine junge Seele. Er verschwur sich von neuem gegen den Tyrannen, überfiel ihn auf der Straße und wurde von demselben Kriegsknechte, der zufällig der Erste war, Ezzelin zu Hilfe zu eilen, und mit demselben Schwerte niedergestoßen.

Ezzelin verbarg das Haupt eine Weile mit der Rechten und betrachtete den Untergang seines Sohnes. Dann erhob er es langsam und fragte: „Was aber wird aus Diana?“

Ascanio zuckte die Achseln. „Diana hat einen Unstern. Zwei Männer hat sie verloren, den einen an die Brenta, den andern an ein lieblicheres Weib. Und dazu der karge Vater! Sie geht ins Kloster. Was bliebe ihr sonst?“

Jetzt erhob sich drunten auf dem Platze ein Mur-

ren, ein Schelten, ein Verwünschen, ein Drohen. „Mordet den Mönch!“ reizten einzelne Stimmen, doch da sie sich in einen allgemeinen Schrei vereinigen wollten, ging der Volkszorn auf eine seltsame Weise in ein erstauntes und bewunderndes „Ach!“ über. „Ach, wie schön ist sie!“ Der Tyrann und Ascanio konnten durch ihr Fenster den Auftritt bequem beobachten: Sarazenen auf schlanken Berbern, den Mönch Astorre und sein junges Weib, die von Maulthieren getragen wurden, umringend. Die neue Vicedomini ritt verhüllt. Aber wie die tausend Fäuste des Volkes sich gegen den Mönch ihren Gemahl ballten, hatte sie sich leidenschaftlich vor ihn geworfen. Die liebende Geberde zerriß den Schleier. Es war nicht der Reiz ihres Antlitzes allein, noch die Jugend ihres Wuchses, sondern das volle Spiel der Seele, das gestaltete Gefühl, der Athem des Lebens, was die Menge entwaffnete und hinriß, wie gestern den Mönch, der jetzt als ein blühender Triumphator ohne die leiseste Furcht, denn er glaubte sich gefestet und gefeit, mit seiner warmen Beute einherzog.

Ezzelin betrachtete diesen Sieg der Schönheit fast verächtlich. Er wandte sein Auge theilnehmend gegen

den zweiten Auftritt, welcher aus einer andern Gaſſe auf den Thurmplatz mündete. Drei Vornehme, wie Aſtorre und Antiope zahlreich begleitet, ſuchten Bahn durch die Menge. In der Mitte ein ſchneeweißes Haupt: die würdige Erſcheinung des alten Pizzaguerra. Ihm zur Linken Germano. Dieſer hatte geſtern ſchrecklich gezürnt, als ihm ſein Deutſcher die Kunde des Verrathes brachte, und ſtürzte ſpornſtreichs zur Rache, wurde aber von dem Sarazenen ereilt, welcher ihn, den Vater und die Schweſter auf die nächſte Frühſtunde in den Thurm und vor das Gericht des Vogtes lud. Er hatte darauf der Schweſter den Frevel des Mönches, welchen er ihr lieber bis nach genommener Rache verheimlicht, offenbaren müſſen und ſich über ihre Faſſung gewundert. Diana ritt zur Rechten des Vaters, keine Andere als ſonſt, nur daß ſie den breiten Nacken um einen ſchweren Gedanken tiefer als geſtern trug.

Die Menge, welche die Gekränkte und ihr Recht Fordernde eine Minute früher mit zürnendem Jubel begrüßt hätte, begnügte ſich jetzt, das Auge noch geblendet von dem Glanze Antiopes und den Verrath des Mönches begreifend und mitbegehend, der Gedrück-

ten ein mitleidiges: „Arme! Aermſte! Immer Geopferte!“ zuzumurmeln.

Jetzt erſchienen die Fünfe vor dem Tyrannen, der in einem nackten Saale auf einem nur um zwei Stufen über dem Boden erhöhten Stuhle ſaß. Vor ihm ſtanden Kläger und Verklagte ſich gegenüber: hier die beiden Pizzaguerra und, ein wenig beiſeite, die große Geſtalt Dianas, dort, Hand in Hand verſchlungen, der Mönch und Antiope, alle in Ehrfurcht, während Ascanio an den hohen Seſſel des Tyrannen lehnte, als wolle er ſeine Unparteilichkeit und die Mitte wahren zwiſchen zwei Jugendgeſpielen.

„Herrſchaften,“ begann Ezzelin, „ich werde euern Fall nicht als eine Staatsſache, wo Treubruch Verrath, und Verrath Majeſtätsverbrechen iſt, behandeln, ſondern als eine läßliche Familienangelegenheit. In der That, die Pizzaguerra, die Vicedomini, die Canoſſa ſind ebenſo edeln Blutes als ich, nur daß die Erhabenheit des Kaiſers mich zu ihrem Vogte in dieſen ihren Ländern gemacht hat.“ Ezzelin neigte das Haupt bei der Nennung der höchſten Macht; er konnte es nicht entblößen, da er daſſelbe, wenn er es nicht mit dem Streithelm bedeckte, überall, ſelbſt in Wind und Wetter,

nach antiker Weiſe baar trug. „So bilden die zwölf Geſchlechter eine große Familie, zu der auch ich durch eine meiner Ahnfrauen gehöre. Aber wie ſind wir zuſammengeſchmolzen durch unſelige Verblendung und ſtrafbare Auflehnung Einiger unter uns gegen das höchſte weltliche Amt! Wenn ihr mir glaubet, ſo ſparen wir nach Kräften, was noch vorhanden iſt. In dieſem Sinne halte ich die Rache der Pizzaguerra gegen Aſtorre Vicedomini auf, obwohl ich ſie ihrer Natur nach eine gerechte nenne. Seid ihr," er wendete ſich gegen die drei Pizzaguerra, „mit meiner Milde nicht einverſtanden, ſo höret und bedenket Eines: ich, Ezzelino da Romano, bin der erſte und darum der Hauptſchuldige. Hätte ich mein Roß nicht an einem gewiſſen Tage und zu einer gewiſſen Stunde längs der Brenta jagen laſſen, Diana wäre ſtandesgemäß vermählt und Dieſer hier murmelte ſein Brevier. Hätte ich meine Deutſchen nicht zur Muſterung befohlen an einem gewiſſen Tage und zu einer gewiſſen Stunde, ſo hätte mein Germano den Mönch nicht unzeitig auf einen Gaul geſetzt und dieſer der Frau, welche er jetzt an der Hand hält, den ihr von ſeinem böſen Dämon —"

„Von meinem guten!“ frohlockte der Mönch.

„— von seinem Dämon zugerollten Brautring wieder vom Finger gezogen. Darum, Herrschaften, begünstigt mich, indem ihr mir die verwickelte Sache entwirren und schlichten helfet; denn bestündet ihr auf der Strenge, so müßte ich auch mich und mich zuerst verurtheilen!“

Diese ungewöhnliche Rede brachte den alten Pizzaguerra keineswegs aus der Fassung, und als ihn der Tyrann ansprach: „Edler Herr, Euer ist die Klage,“ sagte er kurz und karg: „Herrlichkeit, Astorre Vicedomini verlobte sich öffentlich und ganz nach den Gebräuchen mit meinem Kinde Diana. Dann aber, ohne daß Diana sich gegen ihn vergangen hätte, brach er sein Verlöbniß. Unbegründet, ungesetzlich, kirchenschänderisch. Diese That wiegt schwer und verlangt, wo nicht Blut, welches deine Herrlichkeit nicht vergossen sehen will, eine schwere Sühne,“ und er machte die Geberde eines Krämers, der Gewichtstein um Gewichtstein in eine Wagschale legt.

„Ohne daß Diana sich vergangen hätte?“ wiederholte der Tyrann. „Mich dünkt, sie verging sich. Hatte sie nicht eine Wahnsinnige vor sich? Und

Diana ſchilt und ſchlägt. Denn Diana iſt jähzornig und unvernünftig, wenn ſie ſich in ihrem Rechte gekränkt glaubt.“

Da nickte Diana und ſprach: „Du ſagſt die Wahrheit, Ezzelin.“

„Das iſt es auch,“ fuhr der Tyrann fort, „warum Aſtorre ſein Herz von ihr abgekehrt hat: er erblickte eine Barbarin.“

„Nein, Herr,“ widerſprach der Mönch, die Verrathene von neuem beleidigend, „ich habe Diana nicht angeſchaut, ſondern das ſüße Antlitz, das den Schlag empfing, und mein Eingeweide erbarmte ſich.“

Der Tyrann zuckte die Achſeln. „Du ſiehſt, Pizzaguerra,“ lächelte er, „der Mönch gleicht einem ſittſamen Mädchen, das zum erſtenmal einen ſtarken Wein geſchlürft hat und ſich danach geberdet. Wir aber ſind alte nüchterne Leute. Sehen wir zu, wie die Sache ſich austragen läßt.“

Pizzaguerra erwiderte: „Viel, Ezzelin, thäte ich dir zu Gefallen wegen deiner Verdienſte um Padua. Doch läßt ſich beleidigte Hausehre ſühnen anders als mit gezogenem Schwerte?“ So redete der Vater Dianens und machte mit dem Arm eine edle Bewe-

gung, welche aber in eine Geberde ausartete, die einer geöffneten, wo nicht hingehaltenen Hand zum Verwechseln ähnlich sah.

„Biete, Astorre!“ sagte der Vogt mit dem Doppelsinne: Biete die Hand! oder: Biete Geld und Gut!

„Herr,“ wendete sich jetzt der Mönch offen und edel gegen den Tyrannen, „wenn du einen Haltlosen, ja einen Sinnberaubten in mir erblickst, ich zürne dir es nicht, denn ein starker Gott, den ich leugnete, weil ich sein Dasein nicht ahnen konnte, hat sich an mir gerächt und mich überwältigt. Noch jetzt treibt er mich wie ein Sturm und jagt mir den Mantel über den Kopf. Muß ich mein Glück — bettelhaftes Wort! armselige Sprache! — muß ich das Höchste des Lebens mit dem Leben bezahlen: ich begreife es und finde den Preis niedrig gestellt! Darf ich aber leben und mit Dieser leben, so markte ich nicht.“ Er lächelte selig. „Nimm meine Habe, Pizzaguerra!“

„Herrschaften,“ verfügte der Tyrann, „ich bevormunde diesen verschwenderischen Jüngling. Unterhandeln wir zusammen, Pizzaguerra. Du hörtest es: ich habe weite Vollmacht. Was denkst du von den Bergwerken der Vicedomini?“

Der ehrbare Greis ſchwieg, aber ſeine nahe zuſammen liegenden Augen glitzerten wie zwei Diamanten.

„Nimm meine Perlfiſchereien dazu!“ rief Aſtorre, doch Ascanio, der die Stufen heruntergeglitten kam, verſchloß ihm den Mund.

„Edler Pizzaguerra,“ verſuchte jetzt Ezzelin den Alten, „nimm die Bergwerke! Ich weiß, die Ehre deines Hauſes geht dir über alles und ſteht um keinen Preis feil, aber ich weiß ebenfalls, du biſt ein guter Paduaner und thuſt dem Stadtfrieden etwas zuliebe.“

Der Alte ſchwieg hartnäckig.

„Nimm die Minen,“ wiederholte Ezzelin, der das Wortſpiel liebte, „und gieb die Minne!“

„Die Bergwerke und die Fiſchereien?“ fragte der Alte, als wäre er ſchwerhörig.

„Die Bergwerke, ſagte ich, und damit gut. Sie ertragen viele tauſend Pfunde. Würdeſt du mehr fordern, Pizzaguerra, ſo hätte ich mich in deiner Geſinnung betrogen und du ſetzteſt dich dem häßlichen Verdachte aus, um Ehre zu feilſchen.“

Da der Geizhals den Tyrannen fürchtete und nicht

mehr erlangen konnte, verſchluckte er ſeinen Verdruß und bot dem Mönche die trockene Hand. „Ein ſchriftliches Wort, Lebens und Sterbens halber," ſagte er dann, zog Stift und Rechenbüchlein aus der Gürteltaſche, entwarf mit zitternden Fingern die Urkunde „coram domino Azzolino" und ließ den Mönch unterzeichnen. Hierauf verbeugte er ſich vor dem Vogt und bat, ihn zu entſchuldigen, wenn er, obwohl einer aus den Zwölfen, Altersſchwäche halber der Hochzeit des Mönches nicht beiwohne.

Germano hatte ſeine Wuth verbeißend neben dem Vater geſtanden. Jetzt löſte er den einen ſeiner Eiſenhandſchuhe. Er ſchleuderte ihn dem Mönch ins Geſicht, geböte ihm nicht eine Machtgeberde des Tyrannen Halt.

„Sohn, willſt du den öffentlichen Frieden brechen?" mahnte jetzt auch der alte Pizzaguerra. „Mein gegebenes Wort enthält und verbürgt auch das deinige. Gehorche! Bei meinem Fluche! Bei deiner Enterbung!" drohte er.

Germano lachte. „Kümmert Euch um Eure ſchmutzigen Händel, Vater!" warf er verächtlich hin. „Doch auch du, Ezzelin, Herr von Padua, darfſt es mir nicht

verwehren! Es ist Mannesrecht und Privatsache. Verweigere ich dem Kaiser und dir seinem Vogte den Gehorsam, so enthaupte mich; aber du hinderst mich nicht, gerecht wie du bist, diesen Mönch zu erwürgen, der meine Schwester geäfft und mich beheuchelt hat. Bliebe Untreue straflos, wer möchte leben? Es ist des Platzes auf der Erde zu wenig für den Mönch und mich. Das wird er selbst begreifen, wann er wieder zu Sinnen kommt."

„Germano," gebot Ezzelin, „ich bin dein Kriegsherr. Morgen vielleicht ruft die Tuba. Du bist nicht dein eigen, du gehörst dem Reich!"

Germano erwiderte nichts. Er befestigte den Handschuh. „Vor Zeiten," sagte er dann, „unter den blinden Heiden gab es eine Gottheit, welche gebrochene Treue rächte. Das wird sich mit dem Glockengeläute nicht geändert haben. Ihr befehle ich meine Sache!" Rasch erhob er die Hand.

„So steht es gut," lächelte Ezzelin. „Heute Abend wird im Palaste Vicedomini Hochzeit mit Masken gefeiert, ganz wie gebräuchlich. Ich gebe das Fest und lade euch ein, Germano und Diana. Ungepanzert, Germano! Mit kurzem Schwerte!"

„Grausamer!“ stöhnte der Krieger. „Kommt, Vater! Wie möget Ihr länger das Schauspiel unserer Schande geben?“ Er riß den Alten mit sich fort.

„Und du, Diana?“ fragte Ezzelin, da er vor seinem Stuhle nur noch diese und die Neuvermählten sah. „Begleitest du nicht Vater und Bruder?“

„Wenn du es gestattest, Herr,“ sagte sie, „habe ich ein Wort mit der Vicedomini zu reden.“ An dem Mönche vorüber blickte sie fest auf Antiope.

Diese, deren Hand Astorre nicht losgab, hatte an dem Gerichte des Tyrannen einen leidenden aber tief erregten Antheil genommen. Bald erröthete das liebende Weib. Bald entfärbte sich eine Schuldige, die unter dem Lächeln und der Gnade Ezzelins sein wahres und ein sie verdammendes Urtheil entdeckte. Bald jubelte ein der Strafe entwischtes Kind. Bald regte sich das erste Selbstgefühl der jungen Herrin, der neuen Vicedomini. Jetzt, von Diana ins Gesicht angeredet, warf sie ihr scheue und feindselige Blicke entgegen.

Diese ließ sich nicht beirren. „Schau her, Antiope!“ sagte sie. „Hier mein Finger“ — sie streckte ihn — „trägt den Ring deines Gatten. Den darfst du nicht vergessen. Ich bin nicht abergläubischer als Andere,

aber an deiner Stelle wäre mir ſchlimm zu Muthe! Schwer haſt du dich an mir verſündigt, doch ich will gut und milde ſein. Heute Abend feierſt du Hochzeit mit Masken nach den Gebräuchen. Ich werde dir erſcheinen. Komme reuig und demüthig und ziehe mir den Ring vom Finger!“

Antiope ſtieß einen Schrei der Angſt aus und klammerte ſich an ihren Gatten. Dann, in ſeinen Armen geborgen, redete ſie ſtürmiſch: „Ich ſoll mich erniedrigen? Was befiehlſt du, Aſtorre? Meine Ehre iſt deine Ehre! Ich bin nichts mehr als dein Eigenthum, dein Herzklopfen, dein Athemzug und deine Seele. Wenn du willſt und du gebieteſt, dann!“

Aſtorre ſprach, ſein Weib zärtlich beruhigend, gegen Diana: „Sie wird es thun. Möge dich ihre Demuth verſöhnen! und die meinige! Sei mein Gaſt heute Nacht und bleibe meinem Hauſe günſtig!“ Er wendete ſich zu Ezzelin, dankte ihm ehrerbietig für Gericht und Gnade, verneigte ſich und entführte ſein Weib. Auf der Schwelle aber wandte er ſich noch fragend gegen Diana: „Und in welcher Tracht wirſt du bei uns erſcheinen, daß wir dich kennen und dir Ehre bezeigen?“

Dieſe lächelte verächtlich. Wieder wendete ſie ſich gegen Antiope. „Kommen werde ich als die, welche ich mich nenne und welche ich bin: die Unberührte, die Jungfräuliche!“ ſagte ſie ſtolz. Dann wiederholte ſie: „Antiope, denke daran: reuig und demüthig!“

„Du meinſt es ehrlich, Diana? Du führſt nichts im Schilde?“ zweifelte der Tyrann, da ihm jetzt die Pizzaguerra allein gegenüberſtand.

„Nichts,“ erwiderte ſie, jede Betheurung verſchmähend.

„Und was wird aus dir, Diana?“ fragte er.

„Ezzelin,“ antwortete ſie bitter, „vor dieſem deinem Richtſtuhle hat mein Vater die Ehre und Rache ſeines Kindes um ein paar Erzklumpen verſchachert. Ich bin nicht werth, daß mich die Sonne beſcheine. Für Solche iſt die Zelle!“ Und ſie verließ den Saal.

„Allervortrefflichſter Ohm!“ jubelte Ascanio. „Du vermählſt das ſeligſte Paar in Padua und machſt aus einer gefährlichen Geſchichte ein reizendes Märchen, womit ich einſt, als ein ehrwürdiger Greis, meine Enkel und Enkelinnen am Herdfeuer ergötzen werde!“

„Idylliſcher Neffe!“ ſpottete der Tyrann. Er trat ans Fenſter und blickte auf den Platz hinunter, wo

die Menge noch in fieberhafter Neugierde Stand hielt. Ezzelin hatte Befehl gegeben, die vor ihn Beſchiedenen durch eine Hinterpforte zu entlaſſen.

„Paduaner!“ redete er jetzt mit gewaltiger Stimme und Tauſende ſchwiegen wie eine Einöde. „Ich habe den Handel unterſucht. Er war verwickelt und die Schuld getheilt. Ich vergab, denn ich bin zur Milde geneigt jedesmal, wo die Majeſtät des Reiches nicht berührt wird. Heute Abend halten Hochzeit mit Masken Aſtorre Vicedomini und Antiope Canoſſa. Ich, Ezzelin, gebe das Feſt und lade euch Alle. Laſſet es euch ſchmecken, ich bin der Wirth! Euch gehören Schenke und Gaſſe! Den Palaſt Vicedomini aber betrete noch gefährde mir Keiner, ſonſt, bei meiner Hand! — und jetzt kehre ruhig Jeder in das Seinige, wenn ihr mich lieb habet!“

Ein unbeſtimmtes Gemurmel drang empor. Es verrieſelte und verrann.

„Wie ſie dich lieben!“ ſcherzte Ascanio.

Dante ſchöpfte Athem. Dann endigte er in raſchen Sätzen.

„Nachdem der Tyrann sein Gericht gehalten hatte, verritt er um Mittag nach einem seiner Kastelle, wo er baute. Er begehrte rechtzeitig nach Padua zurückzukehren, um die vor Diana sich demüthigende Antiope zu betrachten.

Aber gegen Voraussicht und Willen wurde er auf der mehrere Miglien von der Stadt entfernten Burg festgehalten. Dorthin kam ihm ein staubbedeckter Sarazene nachgesprengt und überreichte ihm ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers, das umgehende Antwort verlangte. Die Sache war von Bedeutung. Ezzelin hatte vor kurzem eine kaiserliche Burg im Ferraresischen, in deren Befehlshaber, einem Sicilianer, sein Scharfblick den Verräther argwöhnte, nächtlicherweile überfallen, eingenommen und den zweideutigen kaiserlichen Burgvogt in Fesseln gelegt. Nun verlangte der Staufe Rechenschaft über diesen klugen, aber verwegenen Eingriff in seinen Machtkreis. Die arbeitende Stirn in die Linke gelegt, ließ Ezzelin die Rechte über das Pergament gleiten und sein Stift zog ihn vom Ersten zum Zweiten und vom Zweiten zu einem Dritten. Gründlich unterhielt er sich mit dem erlauchten Schwiegervater über die Möglichkeiten und Ziele

eines bevorstehenden oder wenigstens geplanten Feldzuges. So verschwand ihm Stunde und Zeitmaß. Erst als er sich wieder zu Pferde warf, erkannte er aus dem ihm vertrauten Wandel der Gestirne — sie blitzten in voller Klarheit — daß er Padua kaum vor Mitternacht erreichen werde. Sein Gefolge weit hinter sich lassend, schnell wie ein Gespenst, flog er über die nächtige Ebene. Doch er wählte seinen Weg und umritt vorsichtig einen wenig tiefen Graben, über welchen der kühne Reiter an einem andern Tage spielend gesetzt hätte: er verhinderte das Schicksal, seine Fahrt zu bedrohen und seinen Hengst zu stürzen. Wieder verschlang er auf gestrecktem Renner den Raum, aber Paduas Lichter wollten noch nicht schimmern.

Dort, vor der breiten Stadtfeste der Vicedomini, während sie sich in rasch wachsender Dämmerung schwärzte, hatte sich das trunkene Volk versammelt. Zügellose wechselten mit possierlichen Scenen auf dem nicht großen Platze. In der gedrängten Menge gohr eine wilde, zornige Lust, ein bacchantischer Taumel, welchem die ausgelassene Jugend der Hochschule ein Element des Spottes und Witzes beimischte.

Jetzt ließ sich eine schleppende Kantilene vernehmen,

in der Art einer Litanei, wie unſere Landleute zu ſingen pflegen. Es war ein Zug Bauern, alt und jung, aus einem der zahlreichen Dörfer im Beſitze der Vicedomini. Dieſes arme Volk, welches in ſeiner Abgelegenheit nichts von der Verweltlichung des Mönches, ſondern nur in unbeſtimmten Umriſſen die Vermählung des Erben erfahren, hatte ſich vor Tagesanbruch mit den üblichen Hochzeitsgeſchenken aufgemacht und erreichte nun ſein Ziel nach einer langen Wallfahrt im Staube der Landſtraße. Es hielt und duckte ſich zuſammen, langſam über den wogenden Platz vorrückend, hier ein lockiger Knabe, faſt noch ein Kind, mit einer goldenen Honigwabe, dort eine ſcheue, ſtolze Dirne, ein blökendes bebändertes Lämmchen in den ſorglichen Armen. Alle verlangten ſie ſehnlich nach dem Angeſichte ihres neuen Herrn.

Nun verſchwanden ſie nach und nach in der Wölbung des Thores, wo rechts und links die angezündeten Fackeln in den Eiſenringen loderten, mit der letzten Tageshelle ſtreitend. Im Thorwege befahl Aſcanio, als Ordner des Feſtes, er der ſonſt ſo freundliche, mit einer ſchreienden und gereizten Stimme.

Von Stunde zu Stunde wuchs der Frevelmuth

des Volkes, und als endlich die vornehmen Masken anlangten, wurden sie gestoßen, dem Gesinde die Fackeln entrissen und auf den Steinplatten ausgetreten, die Edelweiber von ihren männlichen Begleitern abgedrängt und lüstern gehänselt, ungerächt von dem Schwertstiche, der an gewöhnlichen Abenden die Frechheit sofort gestraft hätte.

Dergestalt kämpfte unweit des Palastthores ein hohes Weib in der Tracht einer Diana mit einem immer enger sich schließenden Ringe von Klerikern und Schülern niederſten Ranges. Ein hagerer Mensch ließ seine mythologischen Kenntnisse glänzen. „Nicht Diana bist du," näselte er verbuhlt, „du bist eine Andere! Ich erkenne dich. Hier sitzt dein Täubchen!" und er zeigte auf den silbernen Halbmond über der Stirne der Göttin. Diese aber schmeichelte nicht wie Aphrodite, sondern zürnte wie Artemis. „Weg, Schweine!" schalt sie. „Ich bin eine reinliche Göttin und verabscheue die Kleriker!" „Gurr, gurr!" girrte die Hopfenstange und tastete mit den Knochenhänden, stieß aber auf der Stelle einen durchdringenden Schrei aus. Wimmernd hob der Elende die Hand und zeigte seinen Schaden. Sie war durch und durch gestochen und

überquoll von Blut: das ergrimmte Mädchen hatte hinter sich in den Köcher gelangt — den entwendeten Jagdköcher ihres Bruders — und mit einem der scharf geschliffenen Pfeile die edle Hand gezüchtigt.

Schon wurde der rasche Auftritt von einem andern ebenso grausamen wenn auch unblutigen verdrängt. Eine alle erdenklichen Widersprüche und schneidenden Mißtöne durcheinander werfende Musik, die einem rasenden Zanke der Verdammten in der Hölle glich, brach sich Bahn durch die betäubte und ergötzte Menge. Das niederste und schlimmste Volk — Beutelschneider, Kuppler, Dirnen, Betteljungen — blies, kratzte, paukte, pfiff, quiekte, meckerte und grunzte vor und hinter einem abenteuerlichen Paare. Ein großes, verwildertes Weib von zerstörter Schönheit ging Arm in Arm mit einem trunkenen Mönche in zerfetzter Kutte. Dieses war der Klosterbruder Serapion, der, von dem Beispiele Astorres aufgestachelt, nächtlicherweile aus der Zelle entsprungen war und sich seit einer Woche im Schlamm der Gasse wälzte. Vor einem aus der finstern Palastmauer vorspringenden erhellten Erker machte die Horde Halt, und mit einer gellenden Stimme und der Geberde eines öffentlichen Ausrufers schrie das Weib: „Kund und

zu wiſſen, Herrſchaften: „Ueber ein Kurzes ſchlummert der Mönch Aſtorre neben ſeiner Gattin Antiope!“ Ein unbändiges Gelächter begleitete dieſe Verkündigung.

Jetzt nickte aus dem ſchmalen Bogenfenſter des Erkers die läutende Schellenkappe Gocciolas und ein melancholiſches Geſicht zeigte ſich der Gaſſe.

„Gutes Weib, ſei ſtille!“ klagte der Narr weinerlich auf den Platz hinunter. „Du verletzeſt meine Erziehung und beleidigſt mein Schamgefühl!“

„Guter Narr,“ antwortete die Schamloſe, „ſtoße dich nicht daran! Was die Vornehmen begehen, dem geben wir den Namen. Wir ſetzen die Titel auf die Büchſen der Apotheke!“

„Bei meinen Todſünden,“ jubelte Serapion, „das thun wir! Bis Mitternacht ſoll die Hochzeit meines Brüderchens auf allen Plätzen Paduas ausgeſchellt und hell verkündigt werden. Vorwärts, marſch. Hopſaſa!“ und er hob das nackte Bein mit der Sandale aus den hangenden Lumpen der beſudelten Kutte.

Dieſer von der Menge wüthend beklatſchte Schwank verſcholl an den ſteilen Mauern der nächtigen Burg, deren Fenſter und Gemächer zum großen Theil gegen die innern Hofräume gingen.

In einem ſtillen, geſchützten Gemache wurde Antiope von ihren Zofen, Sotte und einer andern, gekleidet und geſchmückt, während Aſtorre den nicht enden wollenden Schwarm der Gäſte oben an den Treppen empfing. Sie ſchaute in ihre eigenen bangen Augen, die ihr aus einem Silberſpiegel begegneten, welchen die Unterzofe mit einem neidiſchen Geſicht in nackten frechen Armen hielt.

„Sotte," flüſterte das junge Weib zu der Dienerin, die ihr die Haare flocht, „du ähnelſt mir und haſt meinen Wuchs: wechſle mit mir die Kleider, wenn du mich lieb haſt! Gehe hin und ziehe ihr den Ring vom Finger! Reuig und demüthig! Verbeuge dich mit gekreuzten Armen vor der Pizzaguerra, wie die letzte Sklavin! Falle auf die Kniee! Wälze dich am Boden! Wirf dich ganz weg! Nur nimm ihr den Ring! Ich lohne fürſtlich!" und da ſie Sotte zaudern ſah: „Nimm und behalte alles, was ich Köſtliches trage!" flehte die Herrin, und dieſer Verſuchung widerſtand die eitle Sotte nicht.

Aſtorre, welcher der Pflicht des Wirthes einen Augenblick entwendete, um ſein Liebſtes zu beſuchen, fand im Gemache zwei ſich umkleidende Frauen. Er

errieth. „Nein, Antiope!“ verbot er. „So darfst du nicht durchschlüpfen. Es muß Wort gehalten werden! Ich verlange es von deiner Liebe. Ich befehle es dir!“ Indem er diesen strengen Spruch mit einem Kuß auf den geliebten Nacken zu einem Koseworte machte, wurde er weggerissen von dem herbeieilenden Ascanio, welcher ihm vorstellte, seine Bauern wünschen ihm ihre Gaben ohne Verzug zu überreichen, um in der Kühle der Nacht den Heimweg anzutreten. Da sich Antiope wendete, um den Gatten wiederzuküssen, küßte sie die Luft.

Jetzt ließ sie sich rasch fertig kleiden. Selbst die leichtfertige Sotte erschrak vor der Bläße des Angesichtes im Spiegel. Nichts lebte darin als die Angst der Augen und der Schimmer der zusammengepreßten Zähnchen. Ein rother Streif, der Schlag Dianens, wurde auf der weißen Stirne sichtbar.

Nach beendigtem Putze erhob sich das Weib Astorres mit klopfenden Pulsen und hämmernden Schläfen, verließ die sichere Kammer und durcheilte die Säle, Dianen suchend. Sie wurde gejagt von dem Muthe der Furcht. Sie wollte jubelnd mit dem zurückeroberten Ringe ihrem Gatten entgegeneilen, dem sie den Anblick ihrer Buße erspart hätte.

Bald unterschied sie aus den Masken die hochgewachsene Göttin der Jagd, erkannte in ihr die Feindin und folgte, bebend und zornige Worte murmelnd, der gemessen Schreitenden, welche den Hauptsaal verließ und sich gnädig in eines der schwach beleuchteten und nur halb so hohen Nebengemächer verlor. Die Göttin schien nicht öffentliche Demüthigung, sondern Demuth des Herzens zu verlangen.

Jetzt neigte sich im Halbdunkel Antiope vor Diana. „Gieb mir den Ring!" preßte sie hervor und tastete an dem kräftigen Finger.

„Demüthig und reuig?" fragte Diana.

„Wie anders, Herrin?" fieberte die Unselige. „Aber du treibst dein Spiel mit mir, Grausame! Du biegst deinen Finger, jetzt krümmst du ihn!"

Ob Antiope es sich einbildete? Ob Diana wirklich dieses Spiel trieb? Wie wenig ist ein gekrümmter Finger! Cangrande, du hast mich der Ungerechtigkeit bezichtigt. Ich entscheide nicht.

Genug, die Vicedomini hob den geschmeidigen Leib und rief, die flammenden Augen auf die strengen der

Pizzaguerra gerichtet: „Neckst du eine Frau, Mädchen?“ Dann bog sie sich wieder und suchte mit beiden Händen dem Finger den Ring zu entreißen — da durchfuhr sie ein Blitz. Ihr die linke Hand überlassend, hatte die strafende Diana mit der Rechten einen Pfeil aus dem Köcher gezogen und Antiope getödtet. Diese sank zuerst auf die linke, dann auf die rechte Hand, drehte sich und lag, den Pfeil im Genick, auf die Seite gewendet.

Der Mönch, der nach Verabschiedung seiner ländlichen Gäste zurückgeeilt kam und sehnlich sein Weib suchte, fand eine Entseelte. Mit einem erstickten Schrei warf er sich neben sie nieder und zog ihr den Pfeil aus dem Halse. Ein Blutstrahl folgte. Astorre verlor die Besinnung.

Als er aus seiner Ohnmacht erwachte, stand Germano vor ihm mit gekreuzten Armen. „Bist du der Mörder?“ fragte der Mönch.

„Ich morde keine Weiber,“ antwortete der Andere traurig. Es ist meine Schwester, die ihr Recht gesucht hat.“

Astorre tastete nach dem Pfeile und fand ihn. Aufgesprungen in einem Satze und das lange Geschoß

mit der blutigen Spitze wie eine Klinge handhabend, fiel er in blinder Wuth den Jugendgespielen an. Der Krieger schauderte leicht vor dem schwarzgekleideten fahlen Gespenste mit den gesträubten Haaren und dem Pfeil in der Faust.

Er wich um einen Schritt. Das kurze Schwert ziehend, welches der Ungepanzerte heute trug und den Pfeil damit festhaltend, sagte er mitleidig: „Geh in dein Kloster zurück, Astorre, das du nie hättest verlassen sollen!“

Da gewahrte er plötzlich den Tyrannen, der, gefolgt von dem ganzen Feste, welches dem längst Erwarteten bis ans Thor entgegengestürzt war, ihm gerade gegenüber durch die Thür trat.

Ezzelin streckte die Rechte, Friede gebietend, und Germano senkte ehrfürchtig seine Waffe vor dem Kriegsherrn. Diesen Augenblick ergriff der rasende Mönch und stieß dem Ezzelin Entgegenschauenden den Pfeil in die Brust. Aber auch sich traf er tödtlich, von dem blitzschnell wieder gehobenen Schwerte des Kriegers erreicht.

Germano war stumm zusammengesunken. Der Mönch, von Ascanio gestützt, that noch einige wan-

kende Schritte nach ſeinem Weibe und bettete ſich, von dem Freunde niedergelaſſen, zu ihr, Mund an Mund.

Die Hochzeitsgäſte umſtanden die Vermählten. Ezzelin betrachtete den Tod. Hernach ließ er ſich auf ein Knie nieder und drückte erſt Antiope, darauf Aſtorre die Augen zu. In die Stille klang es mißtönig herein durch ein offenes Fenſter. Man verſtand aus dem Dunkel: „Jetzt ſchlummert der Mönch Aſtorre neben ſeiner Gattin Antiope.“ Und ein fernes Gelächter.

Dante erhob ſich. „Ich habe meinen Platz am Feuer bezahlt,“ ſagte er, „und ſuche nun das Glück des Schlummers. Der Herr des Friedens behüte uns Alle!“ Er wendete ſich und ſchritt durch die Pforte, welche ihm der Edelknabe geöffnet hatte. Aller Augen folgten ihm, der die Stufen einer fackelhellen Treppe langſam emporſtieg.

Das Leiden eines Knaben.

Das Leiden eines Knaben.

Der König hatte das Zimmer der Frau von Maintenon betreten und, luftbedürftig und für die Witterung unempfindlich wie er war, ohne weiteres in seiner souveränen Art ein Fenster geöffnet, durch welches die feuchte Herbstluft so fühlbar eindrang, daß die zarte Frau sich fröstelnd in ihre drei oder vier Röcke schmiegte.

Seit einiger Zeit hatte Ludwig der Vierzehnte seine täglichen Besuche bei dem Weibe seines Alters zu verlängern begonnen und er erschien oft schon zu früher Abendstunde, um zu bleiben, bis seine Spättafel gedeckt war. Wenn er dann nicht mit seinen Ministern arbeitete, neben seiner diskreten Freundin, die sich aufmerksam und schweigend in ihren Fauteuil begrub; wenn das Wetter Jagd oder Spaziergang verbot; wenn die Concerte, meist oder immer geistliche Musik, sich zu oft wiederholt hatten, dann war guter Rath theuer, welchergestalt der Monarch vier Glockenstunden lang unterhalten

oder zerstreut werden konnte. Die dreiste Muse Molières, die Zärtlichkeiten und Ohnmachten der Lavallière, die kühne Haltung und die originellen Witzworte der Montespan und so manches Andere hatte seine Zeit gehabt und war nun gründlich vorüber, welk wie eine verblaßte Tapete. Maßvoll und fast genügsam wie er geworden, arbeitsam wie er immer gewesen, war der König auch bei einer die Schranke und das Halbdunkel liebenden Frau angelangt.

Dienstfertig, einschmeichelnd, unentbehrlich, dabei voller Grazie trotz ihrer Jahre, hatte die Enkelin des Agrippa d'Aubigné einen lehrhaften Gouvernantenzug, eine Neigung, die Gewissen mit Autorität zu berathen, der sie in ihrem Saint-Cyr unter den Edelfräulein, die sie dort erzog, behaglich den Lauf ließ, die aber vor dem Gebieter zu einem bescheidenen Sichanschmiegen an seine höhere Weisheit wurde. Dergestalt hatte, wann Ludwig schwieg, auch sie ausgeredet, besonders wenn etwa, wie heute, die junge Enkelfrau des Königs, die Savoyardin, das ergötzlichste Geschöpf von der Welt, das überallhin Leben und Gelächter brachte, mit ihren Kindereien und ihren trippelnden Schmeichelworten aus irgend einem Grunde wegblieb.

Frau von Maintenon, welche unter dieſen Umſtänden die Schritte des Königs nicht ohne eine leichte Sorge vernommen hatte, beruhigte ſich jetzt, da ſie dem beſchäftigten und unmerklich beluſtigten Ausdrucke der ihr gründlich bekannten königlichen Züge entnahm: Ludwig ſelbſt habe etwas zu erzählen und zwar etwas Ergötzliches.

Dieſer hatte das Fenſter geſchloſſen und ſich in einen Lehnſtuhl niedergelaſſen. „Madame," ſagte er, „heute Mittag hat mir Père Lachaiſe ſeinen Nachfolger, den Père Tellier gebracht."

Père de Lachaiſe war der langjährige Beichtiger des Königs, welchen dieſer, trotz der Taubheit und völligen Gebrechlichkeit des greiſen Jeſuiten, nicht fahren laſſen wollte und ſo zu ſagen bis zur Fadenſcheinigkeit aufbrauchte; denn er hatte ſich an ihn gewöhnt, und da er — es iſt unglaublich zu ſagen — aus unbeſtimmten, aber doch vorhandenen Befürchtungen ſeinen Beichtiger in keinem andern Orden glaubte wählen zu dürfen, zog er dieſe Ruine eines immerhin ehrenwerthen Mannes einem jüngern und ſtrebſamern Mitgliede der Geſellſchaft Jeſu vor. Aber alles hat ſeine Grenzen. Père Lachaiſe wankte ſichtlich dem Grabe zu und Ludwig

wollte denn doch nicht an seinem geistlichen Vater zum Mörder werden.

„Madame," fuhr der König fort, „mein neuer Beichtiger hat keine Schönheit und Gestalt: eine Art Wolfsgesicht und dann schielt er. Er ist eine geradezu abstoßende Erscheinung, aber er wird mir als ein gegen sich und Andere strenger Mann empfohlen, welchem sich ein Gewissen übergeben läßt. Das ist doch wohl die Hauptsache."

„Je schlechter die Rinne, desto köstlicher das darin fließende himmlische Wasser," bemerkte die Marquise erbaulich. Sie liebte die Jesuiten nicht, welche dem Ehebunde der Witwe Scarrons mit der Majestät entgegengearbeitet und kraft ihrer weiten Moral das Sakrament in diesem königlichen Falle für überflüssig erklärt hatten. So that sie den frommen Vätern gelegentlich gern etwas zu leide, wenn sie dieselben im Stillen krallen konnte. Jetzt schwieg sie und ihre dunkeln mandelförmigen, sanft schwermüthigen Augen hingen an dem Munde des Gemahls mit einer bescheidenen Aufmerksamkeit.

Der König kreuzte die Füße und den Demantblitz einer seiner Schuhschnallen betrachtend, sagte er leicht-

hin: „Dieſer Fagon! Er wird unerträglich! Was er ſich nicht alles herausnimmt!“

Fagon war der hochbetagte Leibarzt des Königs und der Schützling der Marquiſe. Beide lebten ſie täglich in ſeiner Geſellſchaft und hatten ſich auf den Fall, daß er vor ihnen ſtürbe, Aſyle gewählt, ſie Saint-Cyr, er den botaniſchen Garten, um ſich hier und dort nach dem Tode des Gebieters einzuſchließen und zu begraben.

„Fagon iſt Euch unendlich anhänglich,“ ſagte die Marquiſe.

„Gewiß, doch entſchieden, er erlaubt ſich zu viel,“ verſetzte der König mit einem leichten halb komiſchen Stirnrunzeln.

„Was gab es denn?“

Der König erzählte und hatte bald zu Ende erzählt. Er habe bei der heutigen Audienz ſeinen neuen Beichtiger gefragt, ob die Tellier mit den Le Tellier, der Familie des Kanzlers, verwandt wären? Doch der demüthige Père habe dieſes ſchnell verneint und ſich frank als den Sohn eines Bauers in der untern Normandie bekannt. Fagon habe unweit in einer Fenſterbrüſtung geſtanden, das Kinn auf ſein Bambusrohr

gestützt. Von dort, hinter dem gebückten Rücken des Jesuiten, habe er unter der Stimme, aber vernehmlich genug, hergeflüstert: „Du Nichtswürdiger!“ „Ich hob den Finger gegen Fagon,“ sagte der König, „und drohte ihm.“

Die Marquise wunderte sich. „Wegen dieser ehrlichen Verneinung hat Fagon den Pater nicht schelten können, er muß einen andern Grund gehabt haben,“ sagte sie verständig.

„Immerhin, Madame, war es eine Unschicklichkeit, um nicht mehr zu sagen. Der gute Père Lachaise, taub wie er endlich doch geworden ist, hörte es freilich nicht, aber mein Ohr hat es deutlich vernommen, Silbe um Silbe. „Niederträchtiger!“ blies Fagon dem Pater zu und der Mißhandelte zuckte zusammen.“

Die Marquise schloß lächelnd aus dieser Variante, daß Fagon einen derbern Ausdruck gebraucht habe. Auch in den Mundwinkeln des Königs zuckte es. Er hatte sich von jung an zum Gesetze gemacht, wozu er übrigens schon von Natur neigte, und was er dann bis an sein Lebensende hielt, niemals, auch nicht erzählungsweise, ein gemeines oder beschimpfendes, kurz ein unkönigliches Wort in den Mund zu nehmen.

Der hohe Raum war eingedämmert, und wie der

Bediente die traulichen zwei Armleuchter auf den Tisch setzte und sich rücklings schreitend verzog, siehe da wurde ein leise eingetretener Lauscher sichtbar, eine wunderliche Erscheinung, eine ehrwürdige Mißgestalt: ein schiefer, verwachsener, seltsam verkrümmter kleiner Greis, die entfleischten Hände unter dem gestreckten Kinn auf ein langes Bambusrohr mit goldenem Knopfe stützend, das feine Haupt vorgeneigt, ein weißes Antlitz mit geisterhaften blauen Augen. Es war Fagon.

„„Du Lump, du Schuft!“ habe ich kurzweg gesagt, Sire, und nur die Wahrheit gesprochen,“ ließ sich jetzt seine schwache, vor Erregung zitternde Stimme vernehmen. Fagon verneigte sich ehrfürchtig vor dem Könige, galant gegen die Marquise. „Habe ich einen Geistlichen in Eurer Gegenwart, Sire, dergestalt behandelt, so bin ich entweder der Niedertracht gegenüber ein aufbrausender Jüngling geblieben, oder ein würdiges Alter berechtigt, die Wahrheit zu sagen. Brachte mich nur das Schauspiel auf, welches der Pater gab, da sich der vierschrötige und hartknochige Tölpel mit seiner Wolfsschnauze vor Euch, Sire, drehte und krümmte und auf Eure leutselige Frage nach seiner Verwandtschaft in dünkelhafter Selbsterniedrigung nicht Worte genug

fand, ſein Nichts zu betheuern? „Was denkt die Majeſtät?“ — ahmte Fagon den Pater nach — „„Verwandt mit einem ſo vornehmen Herrn? Keineswegs! Ich bin der Sohn eines gemeinen Mannes! eines Bauers in der untern Normandie! eines ganz gemeinen Mannes! . . .“ Schon dieſes nichtswürdige Reden von dem eigenen Vater, dieſe kriechende, heuchleriſche, durch und durch unwahre Demuth, dieſe gründliche Falſchheit verdiente vollauf ſchuftig genannt zu werden. Aber die Frau Marquiſe hat recht: es war noch etwas Anderes, etwas ganz Abſcheuliches und Teufliſches, was ich gerächt habe, leider nur mit Worten: eine Miſſethat, ein Verbrechen, welches der unerwartete Anblick dieſes tückiſchen Wolfes mir wieder ſo gegenwärtig vor das Auge ſtellte, daß die karge Neige meines Blutes zu kochen begann. Denn, Sire, dieſer Böſewicht hat einen edeln Knaben gemordet!“

„Ich bitte dich, Fagon,“ ſagte der König, „welch ein Märchen!“

„Sagen wir: er hat ihn unter den Boden gebracht,“ milderte der Leibarzt höhniſch ſeine Anklage.

„Welchen Knaben denn?“ fragte Ludwig in ſeiner ſachlichen Art, die kurze Wege liebte.

„Es war der junge Boufflers, der Sohn des Marschalls aus seiner ersten Ehe," antwortete Fagon traurig.

„Julian Boufflers? Dieser starb, wenn mir recht ist," erinnerte sich der König und sein Gedächtniß täuschte ihn selten, „17 . . im Jesuitencollegium an einer Gehirnentzündung, welche das arme Kind durch Ueberarbeitung sich mochte zugezogen haben, und da Père Tellier in jenen Jahren dort Studienpräfekt sein konnte, hat er allerdings, sehr figürlich gesprochen," spottete der König, „den unbegabten, aber im Lernen hartnäckigen Knaben in das Grab gebracht. Der Knabe hat sich eben übernommen, wie mir sein Vater, der Marschall, selbst erzählt hat." Ludwig zuckte die Achseln. Nichts weiter. Er hatte etwas Interessanteres erwartet.

„Den unbegabten Knaben . . ." wiederholte der Arzt nachdenklich.

„Ja, Fagon," versetzte der König, „auffallend unbegabt, und dabei schüchtern und kleinmüthig, wie kein Mädchen. Es war an einem Marly-Tage, daß der Marschall, welchem ich für dieses sein ältestes Kind die Anwartschaft auf sein Gouvernement gegeben hatte, mir ihn vorstellte. Ich sah, der schmucke und wohlgebildete Jüngling, über dessen Lippen schon der erste Flaum

ſproßte, war bewegt und wollte mir herzlich danken, aber er gerieth in ein ſo klägliches Stottern und peinliches Erröthen, daß ich, um ihn nur zu beruhigen oder wenigſtens in Ruhe zu laſſen, mit einem: „Es iſt gut“ geſchwinder, als mir um ſeines Vaters willen lieb war, mich wendete.“

„Auch mir iſt jener Abend erinnerlich,“ ergänzte die Marquiſe. „Die verewigte Mutter des Knaben war meine Freundin und ich zog dieſen nach ſeiner Niederlage zu mir, wo er ſich ſtill und traurig, aber dankbar und liebenswerth erwies, ohne, wenigſtens äußerlich, die erlittene Demüthigung allzu tief zu empfinden. Er ermuthigte ſich ſogar zu ſprechen, das Alltägliche, das Gewöhnliche, mit einem herzgewinnenden Ton der Stimme, und — meine Nähe ſchaffte ihm Neider. Es war ein ſchlimmer Tag für das Kind, jener Marly. Ein Beiname, wie denn am Hofe Alles, was nicht Ludwig heißt, den ſeinigen tragen muß“ (die feinfühlige Marquiſe wußte, daß ihr gerades Gegentheil, die brave und ſchreckliche Pfälzerin, die Herzogin-Mutter von Orléans, ihr den allergarſtigſten gegeben hatte), „einer jener gefährlichen Beinamen, die ein Leben vergiften können und deren Gebrauch ich meinen Mädchen in Saint-Cyr

aufs ſtrengſte unterſagt habe, wurde für den beſcheidenen Knaben gefunden, und da er von Mund zu Munde lief, ohne viel Arg ſelbſt von unſchuldigen und blühenden Lippen gewiſpert, welche ſich wohl dem hübſchen Jungen nach wenigen Jahren nicht verſagt haben würden."

„Welcher Beiname?" fragte Fagon neugierig.

„„Le bel idiot" . . . und das Zucken eines Paares hochmüthiger Brauen verrieth mir, wer ihn dem Knaben beſchert hat."

„Lauzun?" rieth der König.

„Saint-Simon," berichtigte die Marquiſe. „Iſt er doch an unſerm Hofe das lauſchende Ohr, das ſpähende Auge, das uns Alle beobachtet" — der König verfinſterte ſich — „und die geübte Hand, die nächtlicherweile hinter verriegelten Thüren von uns Allen leidenſchaftliche Zerrbilder auf das Papier wirft! Dieſer edle Herzog, Sire, hat es nicht verſchmäht, den unſchuldigſten Knaben mit einem ſeiner grauſamen Worte zu zeichnen, weil ich Harmloſe, die er verabſcheut, an dem Kinde ein flüchtiges Wohlgefallen fand und ein gutes Wort an daſſelbe wendete." So züngelte die ſanfte Frau und reizte den König, ohne die Stirn zu falten und den Wohlklang ihrer Stimme zu verlieren.

„Der schöne Stumpfsinnige," wiederholte Fagon langsam. „Nicht übel. Wenn aber der Herzog, der neben seinen schlimmen auch einige gute Eigenschaften besitzt, den Knaben gekannt hätte, wie ich ihn kennen lernte und er mir unvergeßlich geblieben ist, meiner Treu! der gallichte Saint-Simon hätte Reue gefühlt. Und wäre er wie ich bei dem Ende des Kindes zugegen gewesen, wie es in der Illusion des Fiebers, den Namen seines Königs auf den Lippen, in das feindliche Feuer zu stürzen glaubte, der heimliche Höllenrichter unserer Zeit — wenn die Sage wahr redet, denn niemand hat ihn an seinem Schreibtische gesehen — hätte den Knaben bewundert und ihm eine Thräne nachgeweint."

„Nichts mehr von Saint-Simon, ich bitte dich, Fagon," sagte der König, die Brauen zusammenziehend. „Mag er verzeichnen, was ihm als die Wahrheit erscheint. Werde ich die Schreibtische belauern? Auch die große Geschichte führt ihren Griffel und wird mich in den Grenzen meiner Zeit und meines Wesens läßlich beurtheilen. Nichts mehr von ihm. Aber viel und alles, was du weißt, von dem jungen Boufflers. Er mag ein braver Junge gewesen sein. Setze dich und erzähle!"

Er deutete freundlich auf einen Stuhl und lehnte sich in den seinigen zurück.

„Und erzähle hübsch bequem und gelassen, Fagon," bat die Marquise mit einem Blick auf die schmucken Zeiger ihrer Stockuhr, welche zum Verwundern schnell vorrückten.

„Sire, ich gehorche," sagte Fagon, „und thue eine unterthänige Bitte. Ich habe heute den Père Tellier in Eurer Gegenwart mißhandelnd mir eine Freiheit genommen und weiß, wie ich mich aus Erfahrung kenne, daß ich, einmal auf diesen Weg gerathen, an demselben Tage leicht rückfällig werde. Als Frau von Sablière den guten — oder auch nicht guten — Lafontaine, ihren Fabelbaum, wie sie ihn nannte, aus dem schlechten Boden, worein er seine Wurzeln gestreckt hatte, ausgrub und wieder in die gute Gesellschaft verpflanzte, willigte der Fabeldichter ein, noch einmal unter anständigen Menschen zu leben, unter der Bedingung jedoch, jeden Abend das Minimum von drei Freiheiten — was er so Freiheiten hieß — sich erlauben zu dürfen. In ähnlicher und verschiedener Weise bitte ich mir, soll ich meine Geschichte erzählen, drei Freiheiten aus —"

„Welche ich dir gewähre," schloß der König.

Drei Köpfe rückten zusammen: der bedeutende des Arztes, das olympische Lockenhaupt des Königs und das feine Profil seines Weibes mit der hohen Stirn, den reizenden Linien von Nase und Mund und dem leicht gezeichneten Doppelkinne.

„In den Tagen, da die Majestät noch den größten ihrer Dichter besaß," begann der Leibarzt, „und dieser, während schon der Tod nach seiner kranken Brust zielte, sich belustigte, denselben auf der Bühne nachzuahmen, wurde das Meisterstück: „Der Kranke in der Einbildung" auch vor der Majestät hier in Versailles aufgeführt. Ich, der ich sonst eine würdige mit Homer oder Virgil verlebte Stunde und den Wellenschlag einer antiken Dichtung unter gestirntem Himmel den grellen Lampen und den verzerrten Gesichtern der auf die Bühne gebrachten Gegenwart vorziehe, ich durfte doch nicht wegbleiben da, wo mein Stand verspottet und vielleicht, wer wußte, ich selbst und meine Krücke" — er hob sein Bambusrohr, auf welches er auch sitzend sich zu stützen fortfuhr — „abbildlich zu sehen waren. Es geschah nicht. Aber hätte Molière mich in einer seiner Possen verewigt, wahrlich, ich hätte es dem nicht verargen können, der sein eigenes schmerzlichstes Empfinden

komiſch betrachtet und verkörpert hat. Dieſe letzten Stücke Molières, nichts geht darüber! Das iſt die ſouveräne Komödie, welche freilich nicht nur das Verkehrte, ſondern in grauſamer Luſt auch das Menſchlichſte in ein höhniſches Licht rückt, daß es zu grinſen beginnt. Zum Beiſpiel, was iſt verzeihlicher, als daß ein Vater auf ſein Kind ſich etwas einbilde, etwas eitel auf die Vorzüge, und etwas blind für die Schwächen ſeines eigenen Fleiſches und Blutes ſei? Lächerlich freilich iſt es und fordert den Spott heraus. So lobt denn auch im Kranken in der Einbildung der alberne Diafoirus ſeinen noch alberneren Sohn Thomas, einen vollſtändigen Dummkopf. Doch die Majeſtät kennt die Stelle."

„Mache mir das Vergnügen, Fagon, und recitire ſie mir," ſagte der König, welcher, ſeit Familienverluſte und ſchwere öffentliche Unfälle ſein Leben ernſt gemacht, ſich der komiſchen Muſe zu enthalten pflegte, dem die Lachmuskeln aber unwillkürlich zuckten in Erinnerung des guten Geſellen, den er einſt gern um ſich gelitten und an deſſen Masken er ſich ergötzt hatte.

„„Es iſt nicht darum,"" ſpielte Fagon den Doctor Diafoirus, deſſen Rolle er ſeltſamerweiſe auswendig wußte, „„weil ich der Vater bin, aber ich darf ſagen,

ich habe Grund, mit dieſem meinem Sohne zufrieden zu ſein, und Alle, die ihn ſehen, ſprechen von ihm als von einem Jüngling ohne Falſch. Er hat nie eine ſehr thätige Einbildungskraft, noch jenes Feuer beſeſſen, welches man an Einigen wahrnimmt. Als er klein war, iſt er nie, was man ſo heißt, aufgeweckt und muthwillig geweſen. Man ſah ihn immer ſanft, friedſelig und ſchweigſam. Er ſprach nie ein Wort und betheiligte ſich niemals an den ſogenannten Knabenſpielen. Man hatte ſchwere Mühe ihn leſen zu lehren, und mit neun Jahren kannte er ſeine Buchſtaben noch nicht. Gut, ſprach ich zu mir, die ſpäten Bäume tragen die beſten Früchte, es gräbt ſich in den Marmor ſchwerer, als in den Sand“ “ ... und ſo fort. Dieſer langſam geträufelte Spott wurde dann auf der Bühne zum gründlichen Hohn durch das unſäglich einfältige Geſicht des Belobten und zum unwiderſtehlichen Gelächter in den Mienen der Zuſchauer. Unter dieſen fand mein Auge eine blonde Frau von rührender Schönheit und beſchäftigte ſich mit den langſam wechſelnden Ausdrücken dieſer einfachen Züge: zuerſt demjenigen der Freude über die gerechte Belobung eines ſchwer, aber fleißig lernenden Kindes, ſo unvortheilhaft der Jüngling auf der Bühne ſich ausnehmen

mochte, dann dem andern Ausdrucke einer traurigen Enttäuſchung, da die Schauende, ohne jedoch recht zu begreifen, inne wurde, daß der Dichter, der es mit ſeinen ſchlichten Worten ernſt zu meinen ſchien, eigentlich nur ſeinen blutigen Spott hatte mit der väterlichen Selbſtverblendung. Freilich hatte Molière, der großartige Spötter, alles ſo naturwahr und ſachlich dargeſtellt, daß mit ihm nicht zu zürnen war. Eine lange und mühſam verhaltene, tief ſchmerzliche Thräne rollte endlich über die zarte Wange des bekümmerten Weibes. Ich wußte nun, daß ſie Mutter war und einen unbegabten Sohn hatte. Das ergab ſich für mich aus dem Geſchauten und Beobachteten mit mathematiſcher Gewißheit.

Es war die erſte Frau des Marſchalls Boufflers."

„Auch ohne daß du ſie genannt hätteſt, Fagon, erkannte ich aus deiner Schilderung meine ſüße Blondine," ſeufzte die Marquiſe. „Sie war ein Wunder der Unſchuld und Herzenseinfalt, ohne Arg und Falſch, ja ohne den Begriff der Liſt und Lüge."

Die Freundſchaft der zwei Frauen, welche der Marquiſe einen ſo rührenden Eindruck hinterließ, war eine wahre und für beide Theile wohlthätige geweſen. Frau von Maintenon hatte nämlich in den langen und ſchwe-

ren Jahren ihres Emporkommens, da die still Ehrgeizige mit zäheſter Schmiegſamkeit und geduldigſter Conſequenz, immer heiter, überall dienſtfertig, ſich einen König und den größten König der Zeit eroberte, mit ihren klugen Augen die argloſe Vornehme von den andern ihr mißgünſtigen und feindſeligen Hofweibern unterſchieden und ſie mit ein paar herzlichen Worten und zuthulichen Gefälligkeiten an ſich gefeſſelt. Die Beiden halfen ſich aus und deckten ſich einander mit ihrer Geburt und ihrem Verſtand.

„Die Marſchallin hatte Tugend und Haltung," lobte der König, während er einen in ſeinem Gedächtniß auftauchenden anmuthigen Wuchs, ein liebliches Geſicht und ein aſchenblondes Ringelhaar betrachtete.

„Die Marſchallin war dumm," ergänzte Fagon knapp. „Aber wenn ich Krüppel je ein Weib geliebt habe — außer meiner Gönnerin," er verneigte ſich huldigend gegen die Marquiſe, „und für ein Weib mein Leben hingegeben hätte, ſo war es dieſe erſte Herzogin Boufflers.

Ich lernte ſie dann bald näher kennen, leider als Arzt. Denn ihre Geſundheit war ſchwankend und alle dieſe Lieblichkeit verloſch unverſehens wie ein ausge-

blaſenes Licht. Wenige Tage vor ihrem letzten beſchied ſie mich zu ſich und erklärte mir mit den einfachſten Worten von der Welt, ſie werde ſterben. Sie fühlte ihren Zuſtand, den meine Wiſſenſchaft nicht erkannt hatte. Sie ergebe ſich darein, ſagte ſie, und habe nur eine Sorge: die Zukunft und das Schickſal ihres Knaben. „Er iſt ein gutes Kind, aber völlig unbegabt, wie ich ſelbſt es bin," klagte ſie mir bekümmert, aber unbefangen. „Mir ward ein leichtes Leben zu Theil, da ich dem Marſchall nur zu gehorchen brauchte, der nach ſeiner Art, die nichts aus den Händen giebt, auch wenn ich ein geſcheites Weib geweſen wäre, außer dem einfachſten Haushalte mir keine Verantwortung überlaſſen hätte — du kennſt ihn ja, Fagon, er iſt peinlich und regiert alles ſelber. Wenn ich in der Geſellſchaft ſchwieg oder meine Rede auf das Nächſte beſchränkte, um nichts Unwiſſendes oder Verfängliches zu ſagen, ſo war ihm das gerade recht, denn eine Witzige oder Glänzende hätte ihn nur beunruhigt. So bin ich gut durchgekommen. Aber mein Kind?... Mein Julian ſoll als der Sohn ſeines Vaters in der Welt eine Figur machen. Wird er das können? Er lernt ſo unglaublich ſchwer. An Eifer läßt er es nicht fehlen, wahrlich nicht, denn er iſt ein

tapferes Kind ... Der Marschall wird sich wieder verheirathen, und irgend eine gescheite Frau wird ihm anstelligere Söhne geben. Nun möchte ich nicht, daß Julian etwas Außerordentliches würde, was ja auch unmöglich wäre, sondern nur, daß er nicht zu harte Demüthigungen erleide, wenn er hinter seinen Geschwistern zurückbleibt. Das ist nun deine Sache, Fagon. Du wirst auch zusehen, daß er körperlich nicht übertrieben werde. Laß das nicht aus dem Auge, ich bitte dich! Denn der Marschall übersieht das. Du kennst ihn ja. Er hat den Krieg im Kopf, die Grenzen, die Festungen ... Selbst über der Mahlzeit ist er in seine Geschäfte vertieft. Der dem König und Frankreich unentbehrliche Mann läßt sich plötzlich eine Karte holen, wenn er nicht selbst danach aufspringt, oder ärgert sich über irgend eine Vormittags entdeckte Nachlässigkeit seiner Schreiber, denen man bei der um sich greifenden Pflichtvergessenheit auch nicht das Geringste mehr überlassen dürfe. Geht dann durch einen Zufall ein Täßchen oder Schälchen entzwei, vergißt sich der Reizbare bis zum Schelten. Gewöhnlich sitzt er schweigend oder einsilbig zu Tische, mit gerunzelter Stirn, ohne sich mit dem Kinde abzugeben, das an jedem seiner Blicke hängt,

ohne sich nach seinen kleinen Fortschritten zu erkundigen, denn er setzt voraus: ein Boufflers thue von selbst seine Pflicht. Und Julian wird bis an die äußersten Grenzen seiner Kräfte gehen . . . Fagon, laß ihn keinen Schaden leiden! Nimm dich des Knaben an! Bring' ihn heil hinweg über seine zarten Jahre! Mische dich nur ohne Bedenken ein. Der Marschall hält etwas auf dich und wird deinen Rath gelten lassen. Er nennt dich den redlichsten Mann von Frankreich . . . Also du versprichst es mir, bei dem Knaben meine Stelle zu vertreten . . . Du hältst Wort und darüber hinaus . . ."

Ich gelobte es der Marschallin und sie starb nicht schwer.

Vor dem Bette, darauf sie lag, beobachtete ich den mir anvertrauten Knaben. Er war aufgelöst in Thränen, seine Brust arbeitete, aber er warf sich nicht verzweifelnd über die Todte, berührte den entseelten Mund nicht, sondern er kniete neben ihr, ergriff ihre Hand und küßte diese, wie er sonst zu thun pflegte. Sein Schmerz war tief, aber keusch und enthaltsam. Ich schloß auf männliches Naturell und früh geübte Selbstbeherrschung und betrog mich nicht. Im übrigen war Julian damals ein hübscher Knabe von etwa dreizehn

Jahren mit den seelenvollen Augen seiner Mutter, gewinnenden Zügen, wenig Stirn unter verworrenem blonden Ringelhaar und einem untadeligen Bau, der zur Meisterschaft in jeder Leibesübung befähigte.

Nachdem der Marschall das Weib seiner Jugend beerdigt und ein Jahr später mit der Jüngsten des Marschalls Grammont sich wiederverehlicht hatte, dem rührigen, grundgescheiten, olivenfarbigen, brennend magern Weibe, das wir kennen, berieth er aus freien Stücken mit mir die Schule, wohin wir Julian schicken sollten; denn seines Bleibens war nun nicht länger im väterlichen Hause.

Ich besprach mich mit dem geistlichen Hauslehrer, welcher das Kind bisher beaufsichtigt und beschäftigt hatte. Er zeigte mir die Hefte des Knaben, die Zeugniß ablegten von einem rührenden Fleiß und einer tapfern Ausdauer, aber zugleich von einem unglaublich mittelmäßigen Kopfe, einem völligen Mangel an Combination und Dialektik, einer absoluten Geistlosigkeit. Was man im weitesten Sinne Witz nennt, jede leidenschaftliche — warme oder spottende — Beleuchtung der Rede, jede Ueberraschung des Scharfsinns, jedes Spiel der Einbildungskraft war abwesend. Nur der einfachste Be-

griff und das ärmste Wort ſtanden dem Knaben zu Gebote. Höchſtens gefiel dann und wann eine Wendung durch ihre Unſchuld oder brachte zum Lächeln durch ihre Naivetät. Seltſamer und trauriger Weiſe ſprach der Hausgeiſtliche von ſeinem Zögling unwiſſentlich in den Worten Molières: „ein Knabe ohne Falſch, der alles auf Treu und Glauben nimmt, ohne Feuer und Einbildungskraft, ſanft, friedfertig, ſchweigſam und" — ſetzte er hinzu — „mit den ſchönſten Herzenseigenſchaften."

Der Marſchall und ich wußten dann — die Wahl war nicht groß — keine beſſere Schule für das Kind als ein Jeſuitencollegium; und warum nicht das in Paris, wenn wir Julian nicht von ſeinen Standes- und Altersgenoſſen ſondern wollten? Man muß es den Vätern laſſen: ſie ſind keine Pedanten, und man darf ſie loben, daß ſie angenehm unterrichten und freundlich behandeln. Mit einer Schule janſeniſtiſcher Färbung konnten wir uns nicht befreunden: der Marſchall ſchon nicht als guter Unterthan, der Eurer Majeſtät Abneigung gegen die Sekte kannte und Eurer Majeſtät Gnade nicht muthwillig verſcherzen wollte, ich aus eben dieſem Grunde" — Fagon lächelte — „und weil ich für den durch ſeine Talentloſigkeit ſchon überflüſſig gedrückten Knaben die

herbe Strenge und die finstern Voraussetzungen dieser Lehre ungeeignet, die leichte Erde und den zugänglichen Himmel der Jesuiten dagegen hier für zuträglich oder wenigstens völlig unschädlich hielt, denn ich wußte, das Grundgesetz dieser Knabenseele sei die Ehre.

Dabei bestand auf meiner Seite die natürliche Voraussetzung, daß die frommen Väter nie von dem Marschalle beleidigt würden; das war in keiner Weise zu befürchten, da der Marschall sich nicht um kirchliche Händel kümmerte und als Kriegsmann an der in diesem Orden streng durchgeführten Subordination sogar ein gewisses Wohlgefallen hatte.

Wie sollte aber der von der Natur benachtheiligte Knabe mit einer öffentlichen Klasse Schritt halten? Da zählten der Marschall und ich auf zwei verschiedene Hilfen. Der Marschall auf das Pflichtgefühl und den Ehrgeiz seines Kindes. Er selbst, der nur mittelmäßig Begabte, hatte auf seinem Felde Rühmliches geleistet, aber kraft seiner sittlichen Eigenschaften, nicht durch eine geniale Anlage. Ohne zu wissen oder nicht wissen wollend, daß Julian jene mittlere Begabung, welche er selbst mit eisernem Fleiße verwerthete, bei weitem nicht besitze, glaubte er, es gebe keine Unmöglichkeit für den

Willenskräftigen, und selbst die Natur lasse sich zwingen, wie ihn denn seine Galopins beschuldigen, er tadle einen während der Parade über die Stirn rollenden Schweißtropfen als ordonnanzwidrig, weil er selbst nie schwitze.

Ich dagegen baute auf die allgemeine Menschenliebe der Jesuiten und insonderheit auf die Berücksichtigung und das Ansehen der Person, wodurch diese Väter sich auszeichnen. Ich beredete mich mit mehreren derselben und machte sie mit den Eigenschaften des Knaben vertraut. Um ihnen das Kind noch dringender an das Herz zu legen, sprach ich ihnen von der Stellung seines Vaters, sah aber gleich, daß sie sich daraus nichts machten. Der Marschall ist ausschließlich ein Kriegsmann, dabei tugendhaft, ohne Intrigue, und die Ehre folgt ihm nach wie sein Schatten. So hatten die Väter von ihm nichts zu hoffen und zu fürchten. Unter diesen Umständen glaubte ich Julian eine kräftigere Empfehlung verschaffen zu müssen und gab den frommen Vätern einen Wink —" Der Erzähler stockte.

„Was vertuschest Du, Fagon?" fragte der König.

„Ich komme darauf zurück," stotterte Fagon verlegen, „und dann wirst Du, Sire, mir etwas zu verzeihen haben. Genug, das Mittel wirkte. Die Väter

wetteiferten, dem Knaben das Lernen zu erleichtern, dieſer fühlte ſich in einer warmen Atmoſphäre, ſeine Erſtarrung wich, ſeine kargen Gaben entfalteten ſich, ſein Muth wuchs und er war gut aufgehoben. Da änderte ſich alles gründlich in ſein Gegentheil.

Etwa ein halbes Jahr nach dem Eintritt Julians bei den Jeſuiten ereignete ſich zu Orléans, in deſſen Weichbild die Väter Beſitz und eine Schule hatten, welche beide ſie zu vergrößern wünſchten, eine ſchlimme Geſchichte. Vier Brüder von kleinem Adel beſaßen dort ein Gut, welches an den Beſitz der Jeſuiten ſtieß und das ſie ungetheilt bewirtheten. Alle vier dienten in Euerm Heere, Sire, verzehrten, wie zu geſchehen pflegt, für ihre Ausrüſtung und mehr noch im Umgang mit reichern Kameraden ihre kurze Baarſchaft und verſchuldeten ihre Felder. Nun fand es ſich, daß jenes Jeſuitenhaus durch Zuſammenkauf dieſer Pfandbriefe der einzige Gläubiger der vier Junker geworden war und ihnen aus freien Stücken darüber hinaus eine abrundende Summe vorſchoß, drei Jahre feſt, dann mit jähriger Kündigung. Daneben aber verpflichteten ſich die Väter den Junkern gegenüber mündlich aufs feierlichſte, die ganze Summe auf dem Edelgute ſtehen zu laſſen; es ſei eben nur ein

rein formales Gesetz ihrer Ordensökonomie, Geld nicht länger als auf drei Jahre auszuthun.

Da begab es sich, daß die Väter jenes Hauses unversehens in ihrer Vollzahl an das Ende der Welt geschickt wurden, wahrhaftig, ich glaube nach Japan, und die an ihre Stelle tretenden begreiflicherweise nichts von jenem mündlichen Versprechen ihrer Vorgänger wußten. Der dreijährige Termin erfüllte sich, die neuen Väter kündigten die Schuld, nach Jahresfrist konnten die Junker nicht zahlen und es wurde gegen sie verfahren.

Schon hatte sich das fromme Haus in den Besitz ihrer Felder gesetzt, da gab es Lärm. Die tapfern Brüder polterten an alle Thüren, auch an die des Marschalls Boufflers, welcher sie als wackere Soldaten kannte und schätzte. Er untersuchte den Handel mit Ernst und Gründlichkeit nach seiner Weise. Der entscheidende Punkt war, daß die Brüder behaupteten, von den frommen Vätern nicht allein mündliche Betheuerungen, sondern, was sie völlig beruhigt und sorglos gemacht, zu wiederholten Malen auch gleichlautende Briefe erhalten zu haben. Diese Schriftstücke seien auf unerklärliche Weise verloren gegangen. Wohl fänden sich in Briefform gefaltete Papiere mit gebrochenen, übrigens leeren Siegeln,

welche den Briefen der Väter zum Verwundern glichen, doch diese Papiere seien unbeschrieben und entbehren jedes Inhalts.

Dergestalt fand ich, eines Tages das Cabinet des Marschalls betretend, denselben damit beschäftigt, in seiner genauen Weise jene blanken Quadrate umzuwenden und mit der Lupe vorn und hinten zu betrachten. Ich schlug ihm vor mir die Blätter für eine Stunde anzuvertrauen, was er mir mit ernsten Augen bewilligte.

Ihr schenktet, Sire, der Wissenschaft und mir einen botanischen Garten, der Euch Ehre macht, und bautet mir im Grünen einen stillen Sitz für mein Alter. Nicht weit davon, am Nordende, habe ich mir eine geräumige chemische Küche eingerichtet, die Ihr einmal zu besuchen mir versprachet. Dort unterwarf ich jene fragwürdigen Papiere wirksamen und den gelehrten Vätern vielleicht noch unbekannten Agentien. Siehe da, die erblichene Schrift trat schwarz an das Licht und offenbarte das Schelmstück der Väter Jesuiten.

Der Marschall eilte mit den verklagenden Papieren stracks zu Deiner Majestät" — König Ludwig strich sich langsam die Stirn — „und fand dort den Pater Lachaise, welcher aufs tiefste erstaunte über diese Verirrung seiner

Ordensbrüder in der Provinz, zugleich aber Deiner Majestät vorstellte, welche schreiende Ungerechtigkeit es wäre, die Gedankenlosigkeit Weniger oder eines Einzelnen eine so zahlreiche, wohlthätige und sittenreine Gesellschaft entgelten zu lassen, und dieser Einzelne, der frühere Vorsteher jenes Hauses habe überdies, wie er aus verläßlichen Quellen wisse, kürzlich in Japan unter den Heiden das Martyrium durch den Pfahl erlitten.

Wer am besten bei dieser Wendung der Dinge fuhr, das waren die vier Junker. Die Hälfte der Schuld erließen ihnen die verblüfften Väter, die andere Hälfte tilgte ein Großmüthiger."

Der König, der es gewesen sein mochte, veränderte keine Miene.

„Dem Marschall dankte dann Père Lachaise insbesondere dafür, daß er in einer bemühenden Sache die Herstellung der Wahrheit unternommen und es seinem Orden erspart habe, sich mit ungerechtem Gute zu belasten. Dann bat er ihn, der Edelmann den Edelmann, den Vätern sein Wohlwollen nicht zu entziehen und ihnen das Geheimniß zu bewahren, was sich übrigens für einen Marschall Boufflers von selbst verstehe.

Der geschmeichelte Marschall sagte zu, wollte aber

wunderlicherweise nichts davon hören, die verrätherischen Dokumente herauszugeben oder sie zu vernichten. Es fruchtete nichts, daß Père Lachaise ihn zuerst mit den zartesten Wendungen versuchte, dann mit den bestimmtesten Forderungen bestürmte. Nicht daß der Marschall im geringsten daran gedacht hätte, sich dieser gefährlichen Briefe gegen die frommen Väter zu bedienen; aber er hatte sie einmal zu seinen Papieren gelegt, mit deren Aufräumen und Registriren er das Drittel seiner Zeit zubringt. In diesem Archive, wie er es nennt, bleibt vergraben, was einmal darin liegt. So schwebte kraft der Ordnungsliebe und der genauen Gewohnheiten des Marschalls eine immerwährende Drohung über dem Orden, die derselbe dem Unvorsichtigen nicht verzieh. Der Marschall hatte keine Ahnung davon und glaubte mit den von ihm geschonten Vätern auf dem besten Fuße zu stehn.

Ich war anderer Meinung und ließ es an dringenden Vorstellungen nicht fehlen. Hart setzte ich ihm zu, seinen Knaben ohne Zögerung den Jesuiten wegzunehmen, da der verbissene Haß und der verschluckte Groll, den getäuschte Habgier und entlarvte Schurkerei unfehlbar gegen ihren Entdecker empfinden, sich nothwen-

digerweise über den Orden verbreiten, ein Opfer suchen und es vielleicht, ja wahrscheinlich in seinem unschuldigen Kinde finden würden. Er sah mich verwundert an, als ob ich irre rede und Fabeln erzähle. Gerade heraus: entweder hat der Marschall einen kurzen Verstand, oder er wollte sein gegebenes Wort mit Prunk und Glorie selbst auf Kosten seines Kindes halten.

„Aber, Fagon," sagte er, „was in aller Welt hat mein Julian mit dieser in der Provinz begegneten Geschichte zu schaffen? Wo ist da ein richtiger Zusammenhang? Wenn ihm übrigens die Väter ein bischen strenger auf die Finger sehen, das kann nichts schaden. Sie haben ihn nicht übel verhätschelt. Ihnen jetzt den Knaben wegnehmen? Das wäre unedel. Man würde plaudern, Gründe suchen, vielleicht die unreinliche Geschichte ausgraben und ich stünde da als ein Wortbrüchiger." So sah der Marschall nur den Nimbus seiner Ehre, statt an sein Kind zu denken, das er vielleicht, so lang es lebte, noch keines eingehenden Blickes gewürdigt hatte. Ich hätte ihn für seinen Edelmuth mit dieser meiner Krücke prügeln können.

Es ging dann, wie es nicht anders gehen konnte.

Nicht in auffallender Weise, ohne Plötzlichkeit und ohne eigentliche Ungerechtigkeit ließen die Väter Professoren den Knaben sinken, in welchem sie den Sohn eines Mannes zu hassen begannen, der den Orden beleidigt habe. Nicht alle unter ihnen, die bessern am wenigsten, kannten die saubere Geschichte, aber alle wußten: Marschall Boufflers hat uns beschämt und geschädigt, und alle haßten ihn.

Eine feine Giftluft schleichender Rache füllte die Säle des Collegiums. Nicht nur jedes Entgegenkommen, sondern auch jede gerechte Berücksichtigung hatten für Julian aufgehört. Das Kind litt. Täglich und stündlich fühlte es sich gedemüthigt, nicht durch lauten Tadel, am wenigsten durch Scheltworte, welche nicht im Gebrauche der Väter sind, sondern fein und sachlich, einfach dadurch, daß sie die Armuth des Blondkopfes nicht länger freundlich unterstützten und die geistige Dürftigkeit nach verweigertem Almosen beschämt in ihrer Blöße dastehen ließen. Jetzt begann das Kind von einem verzweifelnden Ehrgeiz gestachelt seine Wachen zu verlängern, seinen Schlummer gewaltthätig abzukürzen, sein Gehirn zu martern, seine Gesundheit zu untergraben — ich mag davon nicht reden, es bringt mich auf . . .“

Fagon machte eine Pause und schöpfte Athem.

Der König füllte dieselbe, indem er ruhig bemerkte: „Ich frage mich, Fagon, wie viel Wirklichkeit alles dieses hat. Ich meine diese stille Verschwörung gelehrter und verständiger Männer zum Schaden eines Kindes und dieser brütende Haß einer ganzen Gesellschaft gegen einen im Grunde ihr so ungefährlichen Mann, wie der Marschall ist, der sie ja überdies ganz ritterlich behandelt hatte. Du siehst Gespenster, Fagon. Du bist hier Partei und hast vielleicht, wer weiß, gegen den verdienten Orden neben deinem ererbten Vorurtheil noch irgend eine persönliche Feindschaft."

„Wer weiß?" stammelte Fagon. Er hatte sich entfärbt, soweit er noch erblassen konnte, und seine Augen loderten. Die Marquise wurde ängstlich und berührte heimlich den Arm ihres Schützlings, ohne daß er die warnende Hand gefühlt hätte. Frau von Maintenon wußte, daß der heftige Alte, wenn er gereizt wurde, gänzlich außer sich gerieth und unglaubliche Worte wagte, selbst dem Könige gegenüber, welcher freilich dem langjährigen und tiefen Kenner seiner Leiblichkeit nachsah, was er keinem Andern so leicht vergeben hätte.

Fagon zitterte. Er stotterte unzusammenhängende

Sätze und seine Worte stürzten durch einander, wie Krieger zu den Waffen.

„Du glaubst es nicht, Majestät, Kenner der Menschenherzen, du glaubst es nicht, daß die Väter Jesuiten Jeden, der sie wissentlich oder unwissentlich beleidigt, hassen bis zur Vernichtung? Du glaubst nicht, daß diese Väter weder wahr noch falsch, weder gut noch böse kennen, sondern nur ihre Gesellschaft?" Fagon schlug eine grimmige Lache auf. „Du willst es nicht glauben, Majestät!

Sage mir, König, du Kenner der Wirklichkeit," raste Fagon abspringend weiter, „da die Rede ist von der Glaubwürdigkeit der Dinge, kannst du auch nicht glauben, daß in deinem Reiche bei der Bekehrung der Protestanten Gewalt angewendet wird?"

„Diese Frage," erwiderte der König sehr ernsthaft, „ist die erste deiner heutigen drei Freiheiten. Ich beantworte sie. Nein, Fagon. Es wird, verschwindend wenige Fälle ausgenommen, bei diesen Bekehrungen keine Gewalt angewendet, weil ich es ein für allemal ausdrücklich untersagt habe und weil meinen Befehlen nachgelebt wird. Man zwingt die Gewissen nicht. Die wahre Religion siegt gegenwärtig in Frankreich

über Hunderttausende durch ihre innere Ueberzeugungskraft."

„Durch die Predigten des Père Bourdaloue!" höhnte Fagon mit gellender Stimme. Dann schwieg er. Entsetzen starrte aus seinen Augen über diesen Gipfel der Verblendung, diese Mauer des Vorurtheils, diese gänzliche Vernichtung der Wahrheit. Er betrachtete den König und sein Weib eine Weile mit heimlichem Grauen.

„Sire, meine nicht," fuhr er fort, „daß ich Partei bin und das Blut meiner protestantischen Vorfahren aus mir spreche. Ich bin von einer ehrwürdigen Kirche abgefallen. Warum? Weil ich, Gott vorbehalten, von dem ich nicht lasse und der in meinen alten Tagen mich nicht verlassen möge, über Religionen und Confessionen sammt und sonders denke, wie jener lucrezische Vers ..."

Weder der König noch Frau von Maintenon wußten von diesem Verse, aber sie konnten vermuthen, Fagon meine nichts Frommes.

„Kennt Ihr den Tod meines Vaters, Sire?" flüsterte Fagon. „Er ist ein Geheimniß geblieben, aber Euch will ich es anvertrauen. Er war ein sanfter Mann und nährte sich, sein Weib und seine Kinder, deren letztes und sechstes ich Verwachsener war, in Auxerre

von dem Verkaufe seiner Latwergen redlich und kümmerlich; denn Auxerre hat eine gesunde Luft und ein Schock Apotheken. Die glaubenseifrigen Einwohner, die meinen Vater liebten, wollten ihm alles Gute und hätten ihn gern der Kirche zurückgegeben, aber nicht mit Gewalt, denn Ihr habet es gesagt, Sire, man zwingt die Gewissen nicht. Also verbrüderten sie sich, die calvinistische Apotheke zu meiden. Mein Vater verlor sein Brot und wir hungerten. Die Väter Jesuiten thaten dabei, wie überall, das Beste. Da wurde sein Gewissen in sich selbst uneins. Er schwur ab. Weil aber die scharfen calvinistischen Sätze ein Gehirn, dem sie in seiner Kindheit eingegraben wurden, nicht so leicht wieder verlassen, erschien sich der Aermste bald als ein Judas, der den Herrn verrieth, und er ging hin wie jener und that desgleichen."

„Fagon," sagte der König mit Würde, „du hast den armen Père Tellier wegen einer geschmacklosen Rede über seinen Vater beschimpft, und redest selber so nackt und grausam von dem deinigen. Unselige Dinge verlangen einen Schleier!"

„Sire," erwiderte der Arzt, „Ihr habet Recht und seid für mich wie für jeden Franzosen das Gesetz in

Dingen des Anſtandes. Freilich kann man ſich von gewiſſen Stimmungen hinreißen laſſen, in dieſer Welt der Unwahrheit und ihr zum Trotz von einer blutigen Thatſache, und wäre es die ſchmerzlichſte, das verhüllende Tuch unverſehens wegzuziehen . . .

Aber, Sire, wie vorzeitig habe ich die erſte meiner Freiheiten verbraucht, und wahrlich, mich gelüſtet, gleich noch meine zweite zu verwenden.“ Die Marquiſe las in den veränderten Zügen des Arztes, daß ſein Zorn vorüber und nach einem ſolchen Ausbruche an dieſem Abend kein Rückfall mehr zu befürchten ſei.

„Sire,“ ſagte Fagon faſt leichtſinnig, „habt Ihr Euern Unterthan, den Thiermaler Mouton gekannt? Ihr ſchüttelt das Haupt. So nehme ich mir die große Freiheit, Euch den wenig hoffähigen, aber in dieſe Geſchichte gehörenden Künſtler vorzuſtellen, zwar nicht in Natur, mit ſeinem zerlöcherten Hut, den Pfeifenſtummel zwiſchen den Zähnen — ich rieche ſeinen Knaſter —, hemdärmelig und mit hangenden Strümpfen. Ueberdies liegt er im Grabe. Ihr liebet die Niederländer nicht, Sire, weder ihre Kirmeſſen auf der Leinwand, noch ihre eigenen ungebundenen Perſonen. Wiſſet, Majeſtät: Ihr habt einen Maler beſeſſen, einen Picarden, der ſowohl durch

die Sachlichkeit seines Pinsels als durch die Zwanglosigkeit seiner Manieren die Holländer bei weitem überholländerte.

Dieser Mouton, Sire, hat unter uns gelebt, seine grasenden Kühe und seine in eine Staubwolke gedrängten Hämmel malend, ohne eine blasse Ahnung alles Großen und Erhabenen, was dein Zeitalter, Majestät, hervorgebracht hat. Kannte er deine Dichter? Nicht von ferne. Deine Bischöfe und Prediger? Nicht dem Namen nach. Mouton hatte kein Taufwasser gekostet. Deine Staatsmänner, Colbert, Lyonne und die andern? Darum hat sich Mouton nie geschoren. Deine Feldherrn, Condé mit dem Vogelgesicht, Turenne, Luxembourg und den Enkel der schönen Gabriele? Nur den letztern, welchem er in Anet einen Saal mit Hirschjagden von unglaublich frecher Mache füllte. Vendôme mochte Mouton und dieser nannte seinen herzoglichen Gönner in rühmender Weise einen Viehkerl, wenn ich das Wort vor den Ohren der Majestät aussprechen darf. Hat Mouton die Sonne unserer Zeit gekannt? Wußte er von Deinem Dasein, Majestät? Unglaublich zu sagen: den Namen, welcher die Welt und die Geschichte füllt — vielleicht hat er

nicht einmal Deinen Namen gewußt, wenn ihm auch, selten genug, Deine Goldstücke durch die Hände laufen mochten. Denn Mouton konnte nicht lesen, so wenig als sein Liebling, der andere Mouton.

Dieser zweite Mouton, ein weiser Pudel mit geräumigem Hirnkasten und sehr verständigen Augen, über welche ein schwarzzottiges Stirnhaar in verworrenen Büscheln niederhing, war ohne Zweifel — in den Schranken seiner Natur — der begabteste meiner drei Gäste: so sage ich, weil Julian Boufflers, von dem ich erzähle, Mouton der Mensch und Mouton der Pudel oft lange Stunden vergnügt bei mir zusammensaßen.

Ihr wisset, Sire, die Väter Jesuiten sind freigebige Ferienspender, weil ihre Schüler, den vornehmen, ja den höchsten Ständen angehörend, öfters zu Jagden, Komödien oder sonstigen Lustbarkeiten, freilich nicht alle, nach Hause oder anderswohin gebeten werden. So nahm ich denn Julian, welcher von seinem Vater, dem Marschall, grundsätzlich selten nach Hause verlangt wurde, zuweilen in Euern botanischen Garten mit, wo Mouton, der sich unter Pflanzen und Thieren heimisch fühlte, mich zeitweilig besuchte, irgend eine gelehrte Eule oder einen possierlichen Affen mit ein paar entschiedenen Kreide-

ſtrichen auf das Papier warf und wohl auch, wenn Fleiß und gute Laune vorhielten, mir ein ſtilles Zimmer mit ſeinen ſcheuenden Pferden oder ſaufenden Kühen bevölkerte. Ich hatte Mouton den Schlüſſel einer Manſarde mit demjenigen des nächſten Mauerpförtchens eingehändigt, um dem Landſtreicher eine Heimſtätte zu geben, wo er ſeine Staffeleien und Mappen unterbringe. So erſchien und verſchwand er bei mir nach ſeinem Belieben.

Einmal an einem jener kühlen und erquicklichen Regenſommertage, jener Tage ſtillen aber ſchnellen Wachsthumes für Natur und Geiſt, ſaß ich in meiner Bibliothek und blickte durch das hohe Fenſter derſelben über einen aufgeſchlagenen Folianten und meine Brille hinweg in die mir gegenüberliegende Manſarde des Nebengebäudes, das Neſt Moutons. Dort ſah ich einen blonden ſchmalen Knabenkopf in glücklicher Spannung gegen eine Staffelei ſich neigen. Dahinter nickte der derbe Schädel Moutons und eine behaarte Hand führte die ſchlanke des Jünglings. Außer Zweifel, da wurde eine Malſtunde gegeben. Mouton der Pudel ſaß auf einem hohen Stuhle mit rothem Kiſſen daneben, klug und einverſtanden, als billige er höchlich dieſe gute Ergötzung. Ich markirte mein Buch und ging hinüber.

In meinen Filzſtiefeln wurde ich von den luſtig Malenden nicht gehört und nur von Mouton dem Pudel wahrgenommen, der aber ſeinen Gruß, ohne das Kiſſen zu verlaſſen, auf ein heftiges Wedeln beſchränkte. Ich ließ mich ſtill in einen Lehnſtuhl nieder, um dem wunderlichſten Geſpräche beizuwohnen, welches je in Euerm botaniſchen Garten, Sire, geführt wurde. Zuerſt aber betrachtete ich aus meinem Winkel das Bild, welches auf der Staffelei ſtand, den Geruch einathmend, den die flott und freigebig gehandhabten Oelfarben verbreiteten. Was ſtellte es dar? Ein Nichts: eine Abendſtimmung, eine Flußſtille, darin die Spiegelung einiger aufgelöſter rother Wölkchen und eines bemooſten Brückenbogens. Im Fluſſe ſtanden zwei Kühe, die eine ſaufend, die andere, der auch noch das Waſſer aus den Maulwinkeln troff, beſchaulich blickend. Natürlich that Mouton das Beſte daran. Aber auch der Knabe beſaß eine gewiſſe Pinſelführung, welche nur das Ergebniß mancher ohne mein Wiſſen mit Mouton vermalten Stunde ſein konnte. Wie viel oder wenig er gelernt haben mochte, ſchon die Illuſion eines Erfolges, die Theilnahme an einer genialen Thätigkeit, einem müheloſen und glücklichen Entſtehen, einer Kühnheit und Willkür

der schöpferischen Hand, von welcher wohl der Phantasielose sich früher keinen Begriff gemacht hatte und die er als ein Wunder bestaunte, ließ den Knaben nach so vielen Verlusten des Selbstgefühls eine große Glückseligkeit empfinden. Das wärmste Blut röthete seine keuschen Wangen und ein Eifer beflügelte seine Hand, daß nichts darüber ging und auch ich eine helle väterliche Freude fühlte.

Inzwischen erklärte Mouton dem Knaben die breiten Formen und schweren Geberden einer wandelnden Kuh, und schloß mit der Behauptung, es gehe nichts darüber, als die Gestalt des Stieres. Diese sei der Gipfel der Schöpfung. Er sagte wohl, um genau zu sein, der Natur, nicht der Schöpfung, denn die letztere kannte er nicht, weder den Namen, noch die Sache, da er verwahrlost und ohne Katechismus aufgewachsen war.

Wenig Glück genügte, die angeborene Heiterkeit wie eine sprudelnde Quelle aus dem Knaben hervorzulocken. Die Achtung Moutons vor dem Hornvieh komisch findend, erzählte Julian unschuldig: „Père Amiel hat uns heute Morgen gelehrt, daß die alten Aegypter den Stier göttlich verehrten. Das finde ich drollig!“

„Sapperment,“ versetzte der Maler leidenschaftlich,

„da thaten ſie recht. Geſcheite Leute das, Viehkerle! Nicht wahr, Mouton? Wie? Ich frage dich, Julian, iſt ein Stierhaupt in ſeiner Macht und drohenden Größe nicht göttlicher — um das dumme Wort zu gebrauchen — als ein Dreieck oder ein Tauber oder gar ein ſchales Menſchengeſicht? Nicht wahr, Mouton? Das fühlſt du doch ſelber, Julian? Wenn ich ſage: fades Menſchengeſicht, ſo rede ich unbeſchadet der Naſe deines Père Amiel. Alle Achtung!“ Mouton zeichnete, übrigens ohne jeden Spott, mit einem frechen Pinſelzug auf das Tannenholz der Staffelei eine Naſe, aber eine Naſe, ein Ungeheuer von Naſe, von fabelhafter Größe und überwältigender Komik.

„Man ſieht,“ fuhr er dann in ganzem Ernſte fort, „die Natur bleibt nicht ſtehen. Es würde ſie ergötzen, zeitweilig etwas Neues zu bringen. Doch das iſt verſpätet: die Bettel hat ihr Feuer verloren.“

„Père Amiel,“ meinte der Knabe ſchüchtern, „wird der Natur nicht für ſeine Naſe danken, denn ſie macht ihn lächerlich, und er hat ihrethalber viel von meinen Kameraden auszuſtehen.“

„Das ſind eben Buben,“ ſagte Mouton großmüthig, „denen der Sinn für das Erhabene mangelt. Aber

beiläufig, wie kommt es, Julian, daß ich, neulich in deinem Schulhaus einen Besuch machend, um dir die Vorlagen zu bringen, dich unter lauter Kröten fand? Dreizehn- und vierzehnjährigen Jüngelchen? Paßt sich das für dich, dem der Flaum keimt und der ein Liebchen besitzt?"

Dieser plötzliche Ueberfall rief den entgegengesetzten Ausdruck zweier Gefühle auf das Antlitz des Jünglings: eine glückliche, aber tiefe Scham, und einen gründlichen Jammer, der überwog. Julian seufzte. „Ich bin zurückgeblieben," lispelte er mit unwillkürlichem Doppelsinne.

„Dummheit!" schimpfte Mouton. „Worin zurückgeblieben? Bist du nicht mit deinen Jahren gewachsen und ein schlanker und schöner Mensch? Wenn dir die Wissenschaften widerstehen, so beweist das deinen gesunden Verstand. Meiner Treu! ich hätte mich als ein Bärtiger oder wenigstens Flaumiger nicht unter die Buben setzen lassen und wäre auf der Stelle durchgebrannt."

„Aber, Mouton," sagte der Knabe, „der Marschall, mein Vater, hat es von mir verlangt, daß ich noch ein Jahr unter den Kleinen sitzen bleibe. Er hat mich darum gebeten, ihm diesen Gefallen zu thun." Er sagte

das mit einem zärtlichen Ausdruck von Gehorsam und ehrfürchtiger Liebe, der mich ergriff, obschon ich mich zu gleicher Zeit an dem die kindliche Verehrung mißbrauchenden Marschall ärgerte und auch darüber höchst mißmuthig war, daß Julian, gegen mich und jedermann ein hartnäckiger Schweiger, einem Mouton Vertrauen bewies, einem Halbmenschen sich aufschloß. Mit Unrecht. Erzählen doch auch wir Erwachsenen einem treuen Thiere, welches uns die Pfoten auf die Kniee legt, unsern tiefsten Kummer, und ist es nicht ein vernünftiger Trieb aller von der Natur Benachtheiligten, ihre Gesellschaft eher unten zu suchen als bei ihresgleichen, wo sie sich als Geschonte und Bemitleidete empfinden.

„Weißt du was," fuhr Mouton nach einer Pause fort, und der andere Mouton spitzte die Ohren dazu, „du zeichnest dein Vieh schon jetzt nicht schlecht und lernst täglich hinzu. Ich nehme dich nach dem Süden als meinen Gesellen. Ich habe da eine Bestellung nach Schloß Grignan. Die Dingsda — wie heißt sie doch? das fette lustige Weibsbild? richtig: die Sévigné! — schickt mich ihrem Schwiegersohn, dem Gouverneur dort herum. Du gehst mit und nährst dich ausgiebig von Oliven, bist ein freier loser Vogel, der flattert und pickt,

wo er will, blickst dein Lebtag in nichts Gedrucktes und auf nichts Geschriebenes mehr und lässest den Marschall Marschall sein. Auch dein blaues kühles vornehmes Liebchen bleibt dahinten. Meinst, ich hätte dich nicht gesehen, Spitzbube, erst vorgestern, da der alte Quacksalber in Versailles war, vor den Affen stehen, mit der alten Kräuterschachtel und der großen blauen Puppe? Für diese wird sich schon ein brauner sonneverbrannter Ersatz finden."

Dieses letzte Wort, welches noch etwas cynischer lautete, empörte mich, wiewohl es den Knaben, wie ich ihn kannte, nicht beschädigen konnte. Jetzt räusperte ich mich kräftig, und Julian erhob sich in seiner ehrerbietigen Art mich zu begrüßen, während Mouton, ohne irgend eine Verlegenheit blicken zu lassen, sich begnügte in den Bart zu murmeln: „Der!" Mouton war von einer gründlichen Undankbarkeit.

Ich nahm den Knaben, während Mouton lustig fortpinselte, mit mir in den Garten und fragte ihn, ob ihn wirklich der Cyniker in seinem Collége aufgesucht hätte, was mir aus naheliegenden Gründen unangenehm war. Julian bejahte. Es habe ihn etwas gekostet, sagte er aufrichtig, unter seinen Mitschülern im Hof-

raum den Händedruck Moutons zu erwidern, dem die nackten Ellbogen aus den Löchern seiner Aermel und die Zehen aus den Schuhen geguckt hätten, „aber," sagte er, „ich that es und begleitete ihn auch noch über die Straße; denn ich danke ihm Unterricht und heitere Stunden und habe ihn auch recht lieb, ohne seine Unreinlichkeit."

So redete der Knabe, ohne weiter etwas daraus zu machen, und erinnerte mich an eine Scene, die ich vor kurzem aus den obern, auf den Spielplatz blickenden Arkaden des Collége, wohin man mich zu einem kranken Schüler gerufen, beobachtet hatte und von welcher ich mich lange nicht hatte trennen können. Unten war Fechtstunde, und der Fechtmeister, ein alter benarbter Sergeant, der lange Jahre unter dem Marschall gedient hatte, behandelte den Sohn seines Feldherrn, welcher kurz vorher neben Kindern auf einer Schulbank gesessen, mit fast unterwürfiger Ehrerbietung, als erwarte er Befehl, statt ihn zu geben.

Julian focht ausgezeichnet, ich hätte fast gesagt: er focht edel. Der Knabe pflegte in den langen Stunden des Auswendiglernens das Handgelenk mechanisch zu drehen, wodurch dasselbe ungewöhnlich geschmeidig wurde. Dazu hatte er genauen Blick und sichern

Ausfall. So wurde er, wie gesagt, ein Fechter erster Klasse, wie er auch gut und verständig ritt. Es lag nahe, daß der überall Gedemüthigte diese seine einzige Ueberlegenheit seine Kameraden fühlen ließ, um ein Ansehen zu gewinnen. Aber nein, er verschmähte es. Die in dieser Körperübung Geschickten und Ungeschickten behandelte er, ihnen die Klinge in der Hand gegenüberstehend, mit der gleichen Courtoisie, ohne jemals mit jenen in eine hitzige Wette zu gerathen oder sich über diese, von welchen er sich zuweilen zu ihrer Ermuthigung großmüthig stechen ließ, lustig zu machen. So stellte er auf dem Fechtboden in einer feinen und unauffälligen Weise jene Gleichheit her, deren er selbst in den Schulstunden schmerzlich entbehrte, und genoß unter seinen Kameraden zwar nicht einen durch die Faust eroberten Respekt, sondern eine mit Scheu verbundene Achtung seiner unerklärlichen Güte, die freilich in ein der Jugend sonst unbekanntes aufrichtiges Mitleid mit seiner übrigen Unbegabtheit verfloß. Die Ungunst des Glückes, welche so viele Seelen verbittert, erzog und adelte die seinige.

Ich war mit Julian in Euerm Garten, Sire, lustwandelnd zu den Käfigen gelangt, wo Eure wilden

Thiere hinter Eiſenſtäben verwahrt werden. Eben hatte man dort einen Wolf eingethan, der mit funkelnden Augen und in ſchrägem, haſtigem Gange ſeinen Kerker durchmaß. Ich zeigte ihn dem Knaben, welcher nach einem flüchtigen Blick auf die ruheloſe Beſtie ſich leicht ſchaudernd abwendete. Der platte Schädel, die falſchen Augen, die widrige Schnauze, die tückiſch gefletſchten Zähne konnten erſchrecken. Doch ich war die Furcht an dem Knaben, der ſchon Jagden mitgemacht hatte, durchaus nicht gewohnt. „Ei, Julian, was iſt dir?“ lächelte ich, und dieſer erwiderte befangen: „Das Thier mahnt mich an jemand —“ ließ dann aber die Rede fallen, denn wir erblickten auf geringe Entfernung ein vornehmes weibliches Paar, das unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm: eine purzlige Alte und ein junges Mädchen, die erſtere die Gräfin Mimeure — Ihr erinnert Euch ihrer, Sire, wenn ſie auch ſeit Jahrzehnten den Hof meidet, nicht aus Nachläſſigkeit, denn ſie verehrt Euch grenzenlos, ſondern weil ſie, wie ſie ſagt, mit ihren Runzeln Euern Schönheitsſinn nicht beleidigen will. Garſtig und witzig und wie ich an einem Krückenſtock gehend, ein originelles und wackeres Geſchöpf, war ſie mir eine angenehme Erſcheinung.

„Guten Tag, Fagon!“ rief sie mir entgegen. „Ich betrachte deine Kräuter und komme dich um ein paar Rhabarbersträuche zu bitten für meinen Garten zu Neuilly; du weißt, ich bin ein Stück von einer Aerztin!“ und sie nahm meinen Arm. „Begrüßet euch, ihr Tugenden! Thun sie, als hätten sie sich nie gesehen!“

Julian, der schüchterne, begrüßte das Mädchen, welches ihm die Fingerspitzen bot, ohne große Verlegenheit, was mich wunderte und freute. „Mirabelle Miramion,“ nannte sie mir die Gräfin, „ein prächtiger Name, nicht wahr, Fagon?“ Ich betrachtete das schöne Kind und mir fiel gleich jenes „blaue Liebchen“ ein, mit welchem Mouton den Knaben aufgezogen. In der That, sie hatte große blaue, flehende Augen, eine kühle, durchsichtige Farbe und einen kaum vollendeten Wuchs, der noch nichts als eine zärtliche Seele ausdrückte.

Mit einer kindlichen, glockenhellen Stimme, welche zum Herzen ging, begann sie, da mich ihr die Gräfin als den Leibarzt des Königs vorstellte, folgendermaßen: „Erster der Aerzte und Naturforscher, ich verneige mich vor Euch in diesem weltberühmten Garten, welchen Euch die Huld des mächtigsten Herrschers, der dem Jahrhundert den Namen giebt, in seiner volkreichen und be-

wundernswerthen Hauptstadt gebaut hat.“ Ich wurde so verblüfft von dieser weitläufigen verblühten Rhetorik in diesem kleinen lenzfrischen Munde, daß ich der Alten das Wort ließ, welche gutmüthig verdrießlich zu schelten begann: „Laß es gut sein, Bellchen. Fagon schenkt dir das Uebrige. Unter Freunden, Kind — denn Fagon ist einer und kein Spötter — wie oft hab' ich dich schon gebeten in den drei Wochen, da ich dich um mich habe, von diesem verwünschten gespreizten provinzialen Reden abzulassen! So spricht man nicht. Dieser hier ist nicht der erste der Aerzte, sondern schlechthin Herr Fagon. Der botanische Garten ist kurzweg der botanische Garten, oder der Kräutergarten, oder der königliche Garten. Paris ist Paris und nicht die Hauptstadt, und der König begnügt sich damit, der König zu sein. Merke dir das.“ Der Mund des Mädchens öffnete sich schmerzlich, und ein Thränchen rieselte über die blühende Wange.

Da wendete sich zu meinem Erstaunen Julian in großer Erregung gegen die Alte. „Um Vergebung, Frau Gräfin!“ sprach er kühn und heftig. „Die Rhetorik ist eine geforderte, unentbehrliche Sache und schwierig zu lernen. Ich muß das Fräulein bewundern, wie reich sie redet, und Père Amiel, wenn er sie hörte —“

„Guten Tag, Fagon!“ rief sie mir entgegen. „Ich betrachte deine Kräuter und komme dich um ein paar Rhabarbersträuche zu bitten für meinen Garten zu Neuilly; du weißt, ich bin ein Stück von einer Aerztin!“ und sie nahm meinen Arm. „Begrüßet euch, ihr Jugenden! Thun sie, als hätten sie sich nie gesehen!“

Julian, der schüchterne, begrüßte das Mädchen, welches ihm die Fingerspitzen bot, ohne große Verlegenheit, was mich wunderte und freute. „Mirabelle Miramion,“ nannte sie mir die Gräfin, „ein prächtiger Name, nicht wahr, Fagon?“ Ich betrachtete das schöne Kind und mir fiel gleich jenes „blaue Liebchen“ ein, mit welchem Mouton den Knaben aufgezogen. In der That, sie hatte große blaue, flehende Augen, eine kühle, durchsichtige Farbe und einen kaum vollendeten Wuchs, der noch nichts als eine zärtliche Seele ausdrückte.

Mit einer kindlichen, glockenhellen Stimme, welche zum Herzen ging, begann sie, da mich ihr die Gräfin als den Leibarzt des Königs vorstellte, folgendermaßen: „Erster der Aerzte und Naturforscher, ich verneige mich vor Euch in diesem weltberühmten Garten, welchen Euch die Huld des mächtigsten Herrschers, der dem Jahrhundert den Namen giebt, in seiner volkreichen und be-

wundernswerthen Hauptstadt gebaut hat.“ Ich wurde so verblüfft von dieser weitläufigen verblühten Rhetorik in diesem kleinen lenzfrischen Munde, daß ich der Alten das Wort ließ, welche gutmüthig verdrießlich zu schelten begann: „Laß es gut sein, Bellchen. Fagon schenkt dir das Uebrige. Unter Freunden, Kind — denn Fagon ist einer und kein Spötter — wie oft hab' ich dich schon gebeten in den drei Wochen, da ich dich um mich habe, von diesem verwünschten gespreizten provinzialen Reden abzulassen! So spricht man nicht. Dieser hier ist nicht der erste der Aerzte, sondern schlechthin Herr Fagon. Der botanische Garten ist kurzweg der botanische Garten, oder der Kräutergarten, oder der königliche Garten. Paris ist Paris und nicht die Hauptstadt, und der König begnügt sich damit, der König zu sein. Merke dir das.“ Der Mund des Mädchens öffnete sich schmerzlich, und ein Thränchen rieselte über die blühende Wange.

Da wendete sich zu meinem Erstaunen Julian in großer Erregung gegen die Alte. „Um Vergebung, Frau Gräfin!“ sprach er kühn und heftig. „Die Rhetorik ist eine geforderte, unentbehrliche Sache und schwierig zu lernen. Ich muß das Fräulein bewundern, wie reich sie redet, und Père Amiel, wenn er sie hörte —“

„Père Amiel!“ — die Gräfin brach in ein tolles Gelächter aus, bis sie das Zwerchfell schmerzte — „Père Amiel hat eine Nase! aber eine Nase! eine Weltnase! Stelle dir vor, Fagon, eine Nase, welche die des Abbé Geneſt beſchämt! Was ich im Collége zu ſchaffen hatte? Ich holte dort meinen Neffen ab — du weißt, Fagon, ich habe die Kinder von zwei verſtorbenen Geſchwiſtern auf dem Halſe — meinen Neffen, den Guntram — armer, armer Junge! — und wurde, bis Père Tellier, der Studienpräfekt zurückkäme, in die Rhetorik des Père Amiel geführt. O Gott! o Gott!“ Die Gräfin hielt ſich den wackelnden Bauch. „Hab' ich gelitten an verſchlucktem Lachen! Zuerſt das ſich ermordende römiſche Weibsbild! Der Pater erdolchte ſich mit dem Lineal. Dann verzog er ſüß das Maul und hauchte: „Päte, es ſchmerzt nicht!“ Aber was wollte das heißen gegen die ſterbende Cleopatra mit der Viper! Der Père ſetzte ſich das Lineal an die linke Bruſtwarze und ließ die Aeuglein brechen. Daß du das nicht geſehen haſt, Fagon! . . . Ih!“ kreiſchte ſie plötzlich, daß es mir durch Mark und Bein ging, „da iſt ja auch Père Tellier!“ und ſie deutete auf den Wolf, von welchem wir uns nicht über zwanzig

Schritte entfernt hatten. „Wahrhaftig, Père Tellier, wie er leibt und lebt! Gehen wir weg von deinen garſtigen Thieren, Fagon, zu deinen wohlriechenden Pflanzen! Gieb mir den Arm, Julian!“

„Verzeihet, Frau Gräfin,“ fragte dieſer, „warum nanntet Ihr den Guntram einen armen Jungen, ihn, der jetzt den Lilien folgt, wenn er nicht ſchon die Ehre hat, die Fahne des Königs ſelbſt zu tragen?“

„Ach, ach!“ ſtöhnte die Gräfin mit plötzlich verändertem Geſichte, und den Thränen des Gelächters folgten die gleichfarbigen des Jammers, „warum ich den Guntram einen armen Jungen nannte? Weil er gar nicht mehr vorhanden iſt, Julian, weggeblaſen! Dazu bin ich in den Garten gekommen, wo ich dich vermuthete, um dir zu ſagen, daß Guntram gefallen iſt, denke dir, am Tage nach ſeiner Ankunft beim Heer. Er wurde gleich eingeſtellt und führte eine Patrouille ſo tollkühn und unnütz vor, daß ihn eine Stückkugel zerriß, nicht mehr nicht weniger als den weiland Marſchall Turenne. Stelle dir vor, Fagon: der Junge hatte noch nicht ſein ſechzehntes erreicht, ſtrebte aber aus dem Collége, wo er raſch und glücklich lernte, wachend und träumend nach der Muskete. Und dabei

war er kurzsichtig, Fagon, du machst dir keinen Begriff! So kurzsichtig, daß er auf zwanzig Schritte nichts vor sich hatte als Nebel. Natürlich haben ich und alle Vernünftigen ihm den Degen ausgeredet — nutzte alles nichts, denn er ist ein Starrkopf erster Härte. Ich stritt mich mütterlich mit dem Jungen herum, aber eines schönen Tages entlief er und rannte zu deinem Vater, Julian, der eben in den Wagen stieg, um sein niederländisches Commando zu übernehmen. Dieser befragte das Kind, wie er mir jetzt selbst geschrieben hat, ob es unter einem väterlichen Willen stünde, und als der Junge verneinte, ließ ihn der Marschall in seinem Reisezuge mitreiten. Nun fault der kecke Bube dortüben" — sie wies nördlich — „in einem belgischen Weiler. Aber die schmalen Erbtheile seiner fünf Schwestern haben sich ein bischen gebessert."

Ich las auf dem Gesichte Julians, wie tief und verschiedenartig ihn der Tod seines Gespielen bewegte. Jenen hatte der Marschall in den Krieg genommen und sein eigenes Kind auf einer ekeln Schulbank sitzen lassen. Doch der Knabe glaubte so blindlings an die Gerechtigkeit seines Vaters, auch wenn er sie nicht begriff, daß die Wolke rasch über die junge Stirn

wegglitt und einem deutlichen Ausdruck der Freude Raum gab.

„Du lachst, Julian?“ schrie die Alte entsetzt.

„Ich denke,“ sagte dieser bedächtig, als kostete er jedes Wort auf der Zunge, „der Tod für den König ist in allen Fällen ein Glück.“

Diese ritterliche, aber nicht lebenslustige Maxime und der unnatürlich glückliche Ton, in welchem der Knabe sie aussprach, beelendete die gute Gräfin. Ein halbverschluckter Seufzer bezeugte, daß sie das Leiden des Knaben und die Mühe, die er hatte zu leben, wohl verstand. „Begleite Mirabellen, Julian,“ sagte sie, „und geht uns voraus, dorthin nach den Palmen, nicht zu nahe, denn ich habe mit Fagon zu reden, nicht zu fern, damit ich euch hüte.“

„Wie schlank sie schreiten!“ flüsterte die Alte hinter den sich Entfernenden. „Adam und Eva! Lache nicht, Fagon! Ob das Mädchen Puder und Reifrock trägt, wandeln sie doch im Paradiese, und auch unschuldig sind sie, weil eine leidenvolle Jugend auf ihnen liegt und sie die reine Liebe empfinden läßt, ohne den Stachel ihrer Jahre. Mich beleidigt nicht, was mir sonst mißfällt, daß das Mädel ein paar Jahre und Zolle“ — sie

übertrieb — „mehr hat als der Junge. Wenn die nicht zusammengehören!

Es ist eine lächerliche Sache mit dem Mädchen, Fagon, und ich sah, wie es dich verblüffte, da du von dem schönen Kinde so geschmacklos angeredet wurdest. Und doch ist dieser garstige Höcker ganz natürlich gewachsen. Meine Schwester, die Vicomtesse, Gott habe sie selig, war eine Kostbare, eine Precieuse, die sich um ein halbes Jahrhundert verspätet hatte, und erzog das Mädchen in Dijon, wo ihr Mann dem Parlamente und sie selbst einem poetischen Garten vorsaß, mit den Umschreibungen und Redensarten des weiland Fräuleins von Scudéry. Es gelang ihr, dem armen folgsamen Kinde den Geschmack gründlich zu verderben. Ich wette" — und sie wies mit ihrer Krücke auf die Zweie, welche, aus den sich einander zärtlich aber bescheiden zuneigenden Gestalten zu schließen, einen seligen Augenblick genossen — „jetzt plaudert sie ganz harmlos mit dem Knaben, denn sie hat eine einfache Seele und ein keusches Gemüth. Die Luft, die sie aushaucht, ist reiner als die, welche sie einathmet. Aber geht sie dann morgen mit mir in Gesellschaft und kommt neben ein großes Thier, einen Erzbischof oder Herzog

zu ſitzen, wird ſie von einer tödtlichen Furcht befallen, für albern oder nichtig zu gelten, und behängt ihre blanke Natur aus reiner Angſt mit dem Lumpen einer geflickten Phraſe. So wird die Liebliche unter uns, die wir klar und kurz reden, gerade zu dem, was ſie fürchtet, zu einer lächerlichen Figur. Iſt das ein Jammer und werde ich Mühe haben, das Kind zurecht zu bringen! Und der Julian, der dumme Kerl, der ſie noch darin beſtärkt!“

„Uff!“ keuchte die Gräfin, die das Gehen an der Krücke ermüdete, und ließ ſich ſchwer auf die Steinbank nieder in dem Rondell von Myrten und Lorbeer, wo, Sire, Eure Büſte ſteht.

„Von dem Knaben zu reden, Fagon,“ begann ſie wieder, „den mußt du mir ohne Verzug von der Schulbank losmachen. Es war empörend, ich ſage dir, empörend, Fagon, ihn unter den Jungen ſitzen zu ſehen. Der Marſchall, dieſer ſchreckliche Pedant, würde ihn bei den Jeſuiten verſchimmeln laſſen! Nur damit er ſeine Klaſſen beendige! Bei den Jeſuiten, Fagon! Ich habe dem Père Amiel auf den Zahn gefühlt. Ich kitzelte ihn mit ſeiner Mimik. Er iſt ein eitler Eſel, aber er hat Gemüth. Er beklagte den Julian und ließ dabei

einfließen, sehr behutsam, doch deutlich genug: der Knabe wäre bei den Vätern schlecht aufgehoben. Diese seien die besten Leute von der Welt, nur etwas empfindlich, und man dürfe sie nicht reizen. Der Marschall sei ihnen auf die Füße getreten: der neue Studienpräfekt aber lasse mit der Ehre des Ordens nicht spaßen und gebe dem Kinde die Schuld des Vaters zu kosten. Dann erschrak er über seine Aufrichtigkeit, blickte um sich und legte den Finger auf den Mund.

Ich nahm die Knaben mit: den Guntram, unsern Julian, der mit ihm irgend ein Geheimniß hatte und noch einen dritten Freund, den Victor Argenson, diesen zu meiner eigenen Ergötzung, denn er ist voll Muthwillens und Gelächters.

An jenem Abend trieb er es zu toll. Er und Guntram quälten Mirabellen, die ich schon zu Mittag für eine ellenlange Phrase gezankt hatte, bis aufs Blut. „Schön ausgedrückt, Fräulein Mirabolante," spotteten sie, „aber noch immer nicht schön genug! Noch eine Note höher!" und so fort. Julian vertheidigte das Mädchen, so gut er konnte, und vermehrte nur das Gelächter. Plötzlich brach die Mißhandelte in strömende Thränen aus und ich trieb die Rangen in den großen

Saal, wo ich mit ihnen ein Ballſpiel begann. Nach einer Weile Julian und Mirabellen ſuchend, fand ich ſie im Garten, wo ſie auf einer ſtillen Bank zuſammenſaßen: Amor und Pſyche. Sie errötheten, da ich ſie überraſchte, nicht allzuſehr.

Merke dir's, Fagon, der Julian iſt jetzt mein Adoptivkind, und wenn du ihn nicht von den Vätern befreiſt und ihm ein mögliches Leben verſchaffſt, meiner Treu! dann ſtelze ich an dieſer Krücke nach Verſailles und bringe trotz meiner Runzeln die Sache an den hier!" und ſie wies auf deine lorbeerbekränzte Büſte, Majeſtät.

Die Alte plauderte mir noch hundert Dinge vor, während ich beſchloß, ſobald ſie ſich verabſchiedet hätte, mit dem Knaben ein gründliches Wort zu reden.

Er und das Mädchen erſchienen dann wieder, ſtill ſtrahlend. Der Wagen der Gräfin wurde gemeldet und Julian begleitete die Frauen an die Pforte, während ich meine Lieblingsbank vor der Orangerie aufſuchte. Ich labte mich an dem feinen Dufte. Mouton, einen läſterlichen Knaſter dampfend und die Hände in den Taſchen, ſchlenderte ohne Gruß an mir vorüber. Er pflegte ſeine Abende außerhalb des Gartens in einer Schenke zu beſchließen. Mouton der Pudel dagegen

empfahl ſich mir heftig wedelnd. Ich bin gewiß, das kluge Thier errieth, daß ich ſeinen Meiſter gern dem Untergang entriſſen hätte, denn Mouton der Menſch ſoff gebranntes Waſſer, was zu berichten ich vergeſſen oder vor der Majeſtät mich geſchämt habe.

Der Knabe kam zurück, weich und glücklich. „Laß mich einmal ſehen, was du zeichneſt und malſt," ſagte ich. „Es liegt ja wohl alles auf der Kammer Moutons." Er willfahrte und brachte mir eine volle Mappe. Ich beſah Blatt um Blatt. Seltſamer Anblick, dieſe Miſchung zweier ungleichen Hände: Moutons freche Würfe von der beſcheidenen Hand des Knaben nachgeſtammelt und — leiſe geadelt! Lange hielt ich einen blauen Bogen, worauf Julian einige von Mouton in verſchiedenen Flügelſtellungen mit Hilfe der Lupe gezeichnete Bienen unglaublich ſorgfältig wiedergegeben. Offenbar hatte der Knabe die Geſtalt des Thierchens liebgewonnen. Wer mir geſagt hätte, daß die Zeichnung eines Bienchens den Knaben tödten würde!

Zu unterſt in der Mappe lag noch ein unförmlicher Fetzen, worauf Mouton etwas geſudelt hatte, was meine Neugierde feſſelte. „Das iſt nicht von mir," ſagte Julian, „es hat ſich angehängt." Ich ſtudirte das Blatt, welches

die wunderliche Parodie einer ovidiſchen Scene enthielt: jener, wo Pentheus rennt, von den Mänaden gejagt, und Bacchus, der grauſame Gott, um den Flüchtenden zu verderben, ein ſenkrechtes Gebirge vor ihm in die Höhe wachſen läßt. Wahrſcheinlich hatte Mouton den Knaben, der zuweilen ſeinen Aufgaben in der Malkammer oblag, die Verſe Ovids mühſelig genug überſetzen hören und daraus ſeinen Stoff geſchöpft. Ein Jüngling, unverkennbar Julian in allen ſeinen Körperformen, welche Moutons Malerauge leichtlich beſſer kannte als der Knabe ſelbſt, ein ſchlanker Renner, floh, den Kopf mit einem Ausdrucke tödtlicher Angſt nach ein paar ihm nachjagenden Geſpenſtern umgewendet. Keine Bacchantinnen, Weiber ohne Alter, verkörperte Vorſtellungen, Aengſtigungen, folternde Gedanken — eines dieſer Scheuſale trug einen langen Jeſuitenhut auf dem geſchorenen Schädel und einen Folianten in der Hand — und erſt die Felswand, wüſt und unerklimmbar, die vor dem Blicke zu wachſen ſchien, wie ein finſteres Schickſal!

Ich ſah den Knaben an. Dieſer betrachtete das Blatt ohne Widerwillen, ohne eine Ahnung ſeiner möglichen Bedeutung. Auch Mouton mochte ſich nicht klar gemacht haben, welches ſchlimme Omen er in genialer

Dumpfheit auf das Blatt hingeträumt hatte. Ich steckte dasselbe unwillkürlich, um es zu verbergen, in die Mitte der Blätterschicht, bevor ich diese in die Mappe schob.

„Julian," begann ich freundlich, „ich beklage mich bei dir, daß du mir Mouton vorgezogen hast, ihn zu deinem Vertrauten machend, während du dich gegen mein Wohlwollen, daß du kennst, in ein unbegreifliches Schweigen verschlossest. Fürchtest du dich, mir dein Unglück zu sagen, weil ich im Stande bin, dasselbe klar zu begrenzen und richtig zu beurtheilen, und du vorziehst, in hoffnungslosem Brüten dich zu verzehren? Das ist nicht muthig."

Julian verzog schmerzlich die Brauen. Aber noch einmal spielte ein Strahl der heute genossenen Seligkeit über sein Antlitz. „Herr Fagon," sagte er halb lächelnd, „eigentlich habe ich meinen Gram nur dem Pudel Mouton erzählt."

Dieses artige Wort, welches ich ihm nicht zugetraut hätte, überraschte mich. Der Knabe deutete meine erstaunte Miene falsch. Er glaubte sich mißredet zu haben. „Fraget mich, Herr Fagon," sagte er, „ich antworte Euch die Wahrheit."

„Du haſt Mühe zu leben?“

„Ja, Herr Fagon.“

„Man hält dich für beſchränkt und du biſt es auch, doch vielleicht anders, als die Leute meinen.“ Das harte Wort war geſprochen.

Der Knabe verſenkte den Blondkopf in die Hände und brach in ſchweigende Thränen aus, welche ich erſt bemerkte, da ſie zwiſchen ſeinen Fingern rannen. Nun war der Bann gebrochen.

„Ich will Euch meine Kümmerniß erzählen, Herr Fagon,“ ſchluchzte er, das Antlitz erhebend.

„Thue das, mein Kind, und ſei gewiß, daß ich dich jetzt, da wir Freunde ſind, vertheidigen werde wie mich ſelbſt. Niemand wird dir künftig etwas anhaben, weder du noch ein Anderer! Du wirſt dich wieder an Luft und Sonne freuen und dein Tagewerk ohne Grauen beginnen.“

Der Knabe glaubte an mich und faßte mit hoffenden Augen Vertrauen. Dann begann er ſein Leid zu erzählen, halb ſchon wie ein vergangenes:

„Einen ſchlimmen Tag habe ich gelebt und die übrigen waren nicht viel beſſer. Es war an einem Herbſttage, daß ich mit Guntram zu ſeinem Ohm, dem

Comtur, nach Compiègne fuhr. Wir wollten uns dort im Schießen üben, für uns beide ein neues Vergnügen und eine Probe unserer Augen.

Wir hatten ein leichtes Zweigespann und Guntram unterhielt mich in einer Staubwolke von seiner Zukunft. Diese könne nur eine militärische sein. Zu Anderem habe er keine Lust. Der Comtur empfing uns weitläufig, aber Guntram hielt nicht Ruhe, bis wir auf Distanz vor der Scheibe standen. Keinen einzigen Schuß brachte er hinein. Denn er war kurzsichtig wie niemand. Er biß sich in die Lippe und regte sich schrecklich auf. Dadurch wurde auch seine Hand unsicher, während ich ins Schwarze traf, weil ich sah und zielte. Der Comtur wurde abgerufen und Guntram schickte den Bedienten nach Wein. Er leerte einige Gläser und seine Hand fing an zu zittern. Mit hervorquellenden Augen und verzerrtem Gesichte schleuderte er seine Pistole auf den Rasen, hob sie dann aber wieder auf, lud sie, lud auch die meinige und verlor sich mit mir in das Dickicht des Parkes.

Auf einer Lichtung hob er die eine und bot mir die andere. „Ich mache ein Ende!“ schrie er verzweifelt. „Ich bin ein Blinder und die taugen nicht ins Feld,

und wenn ich nicht ins Feld tauge, will ich nicht leben! Du begleiteſt mich! Auch du taugſt nicht ins Leben, obwohl du beneidenswerth ſchießeſt, denn du biſt der größte Dummkopf, das Geſpötte der Welt!“ „Und Gott?“ fragte ich. „Ein hübſcher Gott,“ hohnlachte er und zeigte dem Himmel die Fauſt, „der mir Kriegsluſt und Blindheit und dir einen Körper ohne Geiſt gegeben hat!“ Wir rangen, ich entwaffnete ihn und er ſchlug ſich in die Büſche.

Seit jenem Tage war ich ein Unglücklicher, denn Guntram hatte ausgeſprochen, was ich wußte, aber mir ſelbſt verhehlte, ſo gut es gehen wollte. Stets hörte ich das Wort Dummkopf hinter mir flüſtern, auf der Straße wie in der Schule, und meine Ohren ſchärften ſich das grauſame Wort zu vernehmen. Es mag auch ſein, daß meine Mitſchüler, über welche ich ſonſt nicht zu klagen habe, wenn ſie ſich außer dem Bereiche meines Ohres glauben, kürzehalber mich ſo nennen. Sogar das Semmelweib mit den verſchmitzten Runzeln, die Liſette, welche vor dem Collége ihre Waare vertreibt, ſucht mich zu betrügen, oft recht plump, und glaubt es zu dürfen, weil ſie mich einen Dummen nennen hört. Und doch hangt an der Mauer

des Collége Gott der Heiland, der in die Welt gekommen ist, um Gerechtigkeit gegen Alle und Milde gegen die Schwachen zu lehren.“ Er schwieg und schien nachzudenken.

Dann fuhr er fort: „Ich will mich nicht besser machen, Herr Fagon, als ich bin. Auch ich habe meine bösen Stunden. Doch würde ich bei keinem Spiele Sonne und Schatten ungerecht vertheilen, wie kann denn Gott bei dem irdischen Wettspiel einem Einzelnen Bleigewichte anhängen und ihm dann zurufen: Dort ist das Ziel: lauf mit den Andern! Oft, Herr Fagon, habe ich vor dem Einschlafen die Hände gefaltet und den lieben Gott brünstig angefleht, er möge, was ich eben mühselig erlernt, während des Schlafes in meinem Kopfe wachsen und erstarken lassen, was ja die bloße Natur den Andern gewährt. Ich wachte auf und hatte alles vergessen und die Sonne erschreckte mich.

Vielleicht,“ flüsterte er scheu, „thue ich dem lieben Gott Unrecht. Er hülfe gern, gütig wie er ist, aber er hat wohl nicht immer die Macht. Wäre das nicht möglich, Herr Fagon? Wurde es dann allzu arg, besuchte mich die Mutter im Traum und sagte mir: „Halt aus, Julian! Es wird noch gut!“

Dieſe unglaublichen Naivetäten und kindiſchen Widerſprüche zwangen mich zu einem Lächeln, welches ein Grinſen ſein mochte. Der Knabe erſchrak über ſich ſelbſt und über mich. Dann ſagte er, als hätte er ſchon zu lange geſprochen, haſtig, nicht ohne einige Bitterkeit, denn die Zuverſicht hatte ihn im Laufe ſeiner Erzählung wieder verlaſſen: „Nun weiß jedermann, daß ich dumm bin, ſelbſt der König, und dieſem hätte ich es ſo gerne verheimlicht“ — Julian mochte auf jenen Marly anſpielen — „einzig meinen Vater ausgenommen, der nicht daran glauben will.“

„Mein Sohn,“ ſagte ich und legte die Hand auf ſeine ſchlanke Schulter, „ich philoſophire nicht mit dir. Willſt du mir aber glauben, ſo trage ich dich durch die Wellen. Wie du biſt, werde ich dich in den Port bringen. Zwar wirſt du trotz deines ſchönen Namens kein Heer und keine Flotte führen, aber du wirſt auch keine Schlacht leichtſinnig verlieren zum Schaden deines Königs und deines Vaterlandes. Dein Name wird nicht wie der deines Vaters in unſern Annalen ſtehen, aber im Buche der Gerechten, denn du kennſt die erſte Seligpreiſung, daß das Himmelreich den Armen im Geiſte gehört.

Merk' auf! Der erſte Punkt iſt: du gehſt ins Feld und kämpfſt in unſern Reihen für den König und das jetzt ſo ſchwer bedrohte Frankreich. Im Kugelregen wirſt du erfahren, ob du leben darfſt. Daß du bald hinein kommſt, dafür ſorge ich. Du bleibſt oder du kehrſt heim mit dem Selbſtvertrauen eines Braven. Ohne Selbſtvertrauen kein Mann! Niemand wird dir leicht ins Angeſicht ſpotten. Dann wirſt du ein einfacher Diener deines Königs und erfüllſt deine Pflicht aufs ſtrengſte, wie es in dir liegt. Du haſt Ehre und Treue, und deren bedarf die Majeſtät. Unter denen, die ſie umgeben, iſt kein Ueberfluß daran. Marſtall, Jagd oder Wache, ein Dienſt wird ſich finden, wie du ihn zu verrichten verſtehſt. Deine Geburt wird dich ſtatt des eigenen Verdienſtes vor Andern begünſtigen: das mache dich demüthig. Die Majeſtät, wenn ſie ſich im Rathe müde gearbeitet hat, liebt es, ein zwangloſes Wort an einen Schweigſamen und unbedingt Getreuen zu richten. Du biſt zu einfach, um dich in eine Intrigue zu miſchen; dafür wird dich keine Intrigue zu Grunde richten. Man wird, wie die Welt iſt, hinter deinem Rücken höhnen und ſpotten, aber du blickſt nicht um. Du wirſt gütig und gerecht ſein mit

deinen Knechten und keinen Tag beendigen ohne eine Wohlthat. Im übrigen: verzichte!“

Der Knabe blickte mich mit gläubigen Augen an. „Das ſind Worte des Evangeliums,“ ſagte er.

„Verzichtet nicht jedermann,“ ſcherzte ich, „ſelbſt deine Gönnerin, Frau von Maintenon, ſelbſt der König auf einen Schmuck oder eine Provinz? Habe ich, Fagon, nicht ebenfalls verzichtet, vielleicht bitterer als du, wenn auch auf meine eigene Weiſe? Verwaiſt, arm, mit einem elenden Körper, der ſich gerade in deinen Jahren von Tag zu Tage verwuchs und verbog, habe ich nicht eine ſtrenge Muſe gewählt, die Wiſſenſchaft? Glaubſt du, ich hatte kein Herz, keine Sinne? Ein zärtliches Herzchen, Julian! — und entſagte ein für allemal dem größten Reiz des Daſeins, der Liebe, welche deinem ſchlanken Wuchſe und deinem leeren Blondkopf nur ſo angeworfen wird!“ Fagon trug, was ihn vielleicht in ſeiner Jugend ſchwer bedrängt hatte, mit einem ſo komiſchen Pathos vor, daß es den König beluſtigte und der Marquiſe ſchmeichelte.

„Ich begleitete Julian bis an die Pforte und zog ihn mit Mirabellen auf. „Ihr habt raſch gemacht,“ ſagte ich. „Es iſt ſo gekommen,“ antwortete er unbe-

fangen. Man hat sie mit dem Geiste gequält, sie weinte und da faßte ich ein Vertrauen. Auch gleicht sie meiner Mutter."

Eine Arie aus irgend einer verschollenen Oper meiner Jugendzeit trällernd, die einzige, deren ich mächtig bin, kehrte ich zu meiner Bank vor der Orangerie zurück. Er muß gleich ins Feld, sagte ich mir. Wenig fehlte, ich schlug ihm vor: ohne weiteres eines meiner Rosse zu satteln und stracks an die Grenze zum Heere zu jagen; aber dieser kühne Ungehorsam hätte den Knaben nicht gekleidet. Ueberdies wußte man, daß der Marschall für einmal nur die Grenzen sicherte und die Festungen in Flandern in Stand setzte, um vor einer entscheidenden Schlacht nach Versailles zurückzukehren und die endgültigen Befehle deiner Majestät zu empfangen. Dann wollte ich ihn fassen.

Als ich, die liegengebliebene Mappe noch einmal öffnend, den Inhalt zurechtschüttelte, da, siehe! lag der Pentheus mit der grausigen Felswand obenauf, den ich geschworen hätte in die Mitte der Blätter geschoben zu haben . . .

Wenig später begab es sich, daß Mouton der Pudel, in dem Gedränge der Rue Saint-Honoré seinen Herrn

ſuchend, verkarrt wurde. Er ſchläft in deinem Garten, Majeſtät, wo ihn Mouton der Menſch unter einer Catalpa beerdigte und mit ſeinem Taſchenmeſſer in die Rinde des Baumes ſchnitt: „II Moutons“.

Und wirklich lag er bald neben ſeinem Pudel. Es war Zeit. Der Trunk hatte ihn unterhöhlt und ſein Verſtand begann zu ſchwanken. Ich beobachtete ihn mitunter aus meinem Bibliothekfenſter, wie er in ſeiner Kammer vor der Staffelei ſaß und nicht nur vernehmlich mit dem Geiſte ſeines Pudels plauderte, ſondern auch mit hündiſcher Miene gähnte oder ſchnellen Maules nach Fliegen ſchnappte, ganz in der Art ſeines abgeſchiedenen Freundes. Eine Waſſerſucht zog ihn danieder. Es ging raſch und als ich eines Tages an ſein Lager trat, in der Hand einen Löffel voll Medizin, drehte er ſeinem Wohlthäter mit einem unausſprechlichen Worte den Rücken, kehrte das Geſicht gegen die Wand und war fertig.

Es begab ſich ferner, daß der Marſchall aus dem Felde nach Verſailles zurückkehrte. Da ſein Aufenthalt kein langer ſein konnte, ergriff ich den Augenblick. Ich war entſchloſſen, Julian an der Hand vor ihn zu treten und ihm die ganze Wahrheit zu ſagen.

Ich fuhr bei den Jesuiten vor. In der Nähe der Hauptpforte hielt das von den Dienern kaum gebändigte feurige Viergespann des Marschalls, Julian erwartend, um den Knaben rasch nach Versailles zu bringen. Das Thor des Jesuitenhauses öffnete sich und Julian wankte heraus, in welchem Zustande! Das Haupt vorfallend, der Rücken gebrochen, die Gestalt geknickt, auf unsichern Füßen, mit erloschenem Blick, während die Augen Victor Argensons, welcher den Freund führte, loderten wie Fackeln. Die verblüfften Diener in ihren reichen Livreen beeiferten sich, ihren jungen Herrn rasch und behutsam in den Wagen zu heben. Ich sprang aus dem meinigen, den Knaben von einer tückischen Seuche ergriffen glaubend.

„Um Gottes willen, Julian," schrie ich, „was ist mit dir?" Keine Antwort. Der Knabe starrte mich mit abwesendem Geiste an. Ich weiß nicht, ob er mich kannte. Ich begriff, daß der sonst schon Verschlossene jetzt nicht reden werde, und da überdies der Stallmeister drängte: „Hinein, Herr, oder zurück!" denn die ungeduldigen Rosse bäumten sich, so ließ ich das Kind fahren, mir versprechend, ihm bald nach Versailles zu folgen. Schon hatte sich um die aufregende Scene vor dem Jesuitenhause ein Zusammenlauf gebildet, dessen Neu-

gierde ich zu entrinnen wünſchte, und Victor erblickend, welcher mit leidenſchaftlicher Geberde dem im Sturm davongetragenen Geſpielen nachrief: „Muth, Julian! Ich werde dich rächen!“ ſtieß ich den Knaben vor mich in meinen Wagen und ſtieg ihm nach. „Wohin, Herr?“ fragte mein Kutſcher. Bevor ich antwortete, ſchrie das geiſtesgegenwärtige Kind: „Ins Kloſter Faubourg Saint-Antoine!“

In dem genannten Kloſter hat ſich, wie Ihr wiſſet, Sire, Euer Ideal von Polizeiminiſter einen ſtillen Winkel eingerichtet, wo er nicht überlaufen wird und heimlich für die öffentliche Sicherheit von Paris ſorgen kann. „Victor,“ fragte ich durch das Geräuſch der Räder, „was iſt? was hat ſich begeben?“

„Ein rieſiges Unrecht!“ wüthete der Knabe. „Père Tellier, der Wolf, hat Julian mit Riemen gezüchtigt und er iſt unſchuldig! Ich bin der Anſtifter! Ich bin der Thäter! Aber ich will dem Julian Gerechtigkeit verſchaffen, ich fordere den Pater auf Piſtolen!“ Dieſe Abſurdität, mit dem Geſtändniſſe Victors, das Unglück verſchuldet zu haben, brachte mich dergeſtalt auf, daß ich ihm ohne weiteres eine ſalzige Ohrfeige zog. „Sehr gut!“ ſagte er. „Kutſcher, du ſchleichſt wie eine Schnecke!“

Er steckte ihm sein volles Beutelchen zu. „Rasch! peitsche! jage! Herr Fagon, seid gewiß, der Vater wird dem Julian Gerechtigkeit verschaffen! O, er kennt die Jesuiten, diese Schurken, diese Schufte, und ihre schmutzige Wäsche! Ihn aber fürchten sie wie den Teufel!“ Ich hielt es für unnöthig, das rasende Kind weiter zu fragen, da er ja seine Beichte vor dem Vater ablegen würde, und die fliegenden Rosse schon das schlechte Pflaster der Vorstadt mit ihren Hufen schlugen, daß die Funken spritzten. Wir waren angelangt und wurden sogleich vorgelassen.

Argenson blätterte in einem Aktenstoß. „Wir überfallen, Argenson!“ entschuldigte ich.

„Nicht, nicht, Fagon,“ antwortete er mir die Hand schüttelnd und rückte mir einen Stuhl. „Was ist denn mit dem Jungen? Er glüht ja wie ein Ofen.“ „Vater —“ „Halt das Maul! Herr Fagon redet.“

„Argenson,“ begann ich, „ein schwerer Unfall, vielleicht ein großes Unglück hat sich zugetragen. Julian Boufflers“ — ich blickte den Minister fragend an — „Weiß von dem armen Knaben,“ sagte er — „wurde bei den Jesuiten geschlagen und der Knabe fuhr nach Versailles in einem Zustande, der, wenn ich richtig sah,

der Anfang einer gefährlichen Krankheit ist. Victor kennt den Hergang."

„Erzähle!" gebot der Vater. „Klar, ruhig, umständlich. Auch der kleinste Punkt ist wichtig. Und lüge nicht!"

„Lügen?" rief der empörte Knabe, „werde ich da lügen, wo nur die Wahrheit hilft? Diese Schufte, die Jesuiten —"

„Die Thatsachen!" befahl der Minister mit einer Rhadamanthysmiene. Victor nahm sich zusammen und erzählte mit erstaunlicher Klarheit.

„Es war vor der Rhetorik des Père Amiel und wir steckten die Köpfe zusammen, welchen Possen wir dem Nasigen spielen würden. „Etwas Neues!" rief man von allen Seiten, „etwas noch nicht Dagewesenes! eine Erfindung!" Da fiel uns ein —"

„Da fiel mir ein," verbesserte der Vater.

„— mir ein, Julian, der so hübsch zeichnet, zu bitten, uns etwas mit der Kreide an die schwarze Tafel zu malen. Ich legte ihm, der auf seiner Bank über den Büchern saß, eine Lektion einlernend — er lernt so unglaublich schwer — den Arm um den Hals. „Zeichne uns etwas!" schmeichelte ich. „Ein Rhinoceros!" Er schüttelte den Kopf. „Ich merke," sagte

er, „ihr wollt damit nur den guten Pater ärgern, und da thue ich nicht mit. Es iſt eine Grauſamkeit. Ich zeichne euch keine Naſe!“

„Aber einen Schnabel, eine Schleiereule, du machſt die Eulen ſo komiſch!“

„Auch keinen Schnabel, Victor.“

Da ſann ich ein wenig und hatte einen Einfall.“ Der Miniſter runzelte ſeine pechſchwarze Braue. Victor fuhr mit dem Muthe der Verzweiflung fort: „„Zeichne uns ein Bienchen, Julian,“ ſagte ich, „du kannſt das ſo allerliebſt!“ „Warum nicht?“ antwortete er dienſtfertig und zeichnete mit ſorgfältigen Zügen ein nettes Bienchen auf die Tafel.

„Schreibe etwas bei!“

„Nun ja, wenn du willſt,“ ſagte er und ſchrieb mit der Kreide: „abeille.“

„Ach, du haſt doch gar keine Einbildungskraft, Julian! Das lautet trocken.“

„Wie ſoll ich denn ſchreiben, Victor?“

„Wenigſtens das Honigthierchen, bête à miel.““

Der Miniſter begriff ſofort das alberne Wortſpiel: bête à miel und bête Amiel. „Da haſt du etwas dafür!“ rief er empört und gab dem Erfinder des

Calembourgs eine Ohrfeige, gegen welche die meinige eine Liebkoſung geweſen war.

„Sehr gut!“ ſagte der Knabe, dem das Ohr blutete.

„Weiter! und mach' es kurz!“ befahl der Vater, „damit du mir aus den Augen kommſt!“

„— In dieſem Augenblick trat Père Amiel ein, ſchritt auf und nieder, beſchnüffelte die Tafel, verſtand und that dergleichen, der Schäker, als ob er nicht verſtünde. Aber: „Bête Amiel! dummer Amiel!“ ſcholl es erſt vereinzelt, dann aus mehreren Bänken, dann vollſtimmig, „bête Amiel! dummer Amiel!“

Da — Schrecken — wurde die Thür aufgeriſſen. Es war der reißende Wolf, der Père Tellier. Er hatte durch die Corridore ſpionirt und zeigte jetzt ſeine teufliſche Fratze.

„Wer hat das gezeichnet?“

„Ich,“ antwortete Julian feſt. Er hatte ſich die Ohren verhalten, im Lernen ſeiner Lektion fortfahrend, und verſtand und begriff, wie er ja überhaupt ſo ſchwer begreift, nichts von nichts.

„Wer hat das geſchrieben?“

„Ich,“ ſagte Julian.

Der Wolf that einen Sprung gegen ihn, riß den Ver-

blüfften empor, preßte ihn an ſich, ergriff einen Bücherriemen und —“ Dem Erzählenden verſagte das Wort.

„Und du haſt geſchwiegen, elende Memme?“ donnerte der Miniſter. „Ich verachte dich! Du biſt ein Lump!“

„Geſchrieen habe ich wie einer, den ſie morden,“ rief der Knabe, „ich war es! ich! ich!“ Auch Père Amiel hat ſich an den Wolf geklammert, die Unſchuld Julians betheuernd. Er hörte es wohl, der Wolf! Aber mir krümmte er kein Haar, weil ich dein Sohn bin und dich die Jeſuiten fürchten und achten. Den Marſchall aber haſſen ſie und fürchten ihn nicht. Da mußte der Julian herhalten. Aber ich will dem Wolf mein Meſſer“ — der Knabe langte in die Taſche — „zwiſchen die Rippen ſtoßen, wenn er nicht —“

Der geſtrenge Vater ergriff ihn am Kragen, ſchleppte ihn gegen die Thüre, öffnete ſie, warf ihn hinaus und riegelte. Im nächſten Augenblicke ſchon wurde draußen mit Fäuſten gehämmert und der Knabe ſchrie: „Ich gehe mit zum Père Tellier! Ich trete als Zeuge auf und ſage ihm: Du biſt ein Ungeheuer!“

„Im Grunde, Fagon,“ wendete ſich der Miniſter kaltblütig gegen mich, ohne ſich an das Gepolter zu keh-

ren, „hat der Junge Recht: wir Beide ſuchen den Pater auf, ohne Verzug, fallen ihn mit der nackten Wahrheit an, breiten ſie wie auf ein Tuch vor ihm aus und nöthigen ihn mit uns zu Julian zu gehen, heute noch, ſogleich, und in unſrer Gegenwart dem Mißhandelten Abbitte zu thun.“ Er blickte nach einer Stockuhr. „Halb zwölf. Père Tellier hält ſeine Bauerzeiten feſt. Er ſpeiſt Punkt Mittag mit Schwarzbrot und Käſe. Wir finden ihn.“

Argenſon zog mich mit ſich fort. Wir ſtiegen ein und rollten.

„Ich kenne den Knaben,“ wiederholte der Miniſter. „Nur eines iſt mir in ſeiner Geſchichte unklar. Es iſt Thatſache, daß die Väter damit anfingen, ihn zu hätſcheln und in Baumwolle einzuwickeln. Seine Kameraden, auch mein Halunke, haben ſich oft darüber aufgehalten. Ich begreife, daß die Väter, wie ſie beſchaffen ſind, das Kind haſſen, ſeit der Marſchall das Mißgeſchick hatte, ſie zu entlarven. Aber warum ſie, denen der Marſchall gleichgültig war, einen Vortheil darin fanden, das Kind zuerſt über die dem Schwachen gebührende Schonung hinaus zu begünſtigen, das entgeht mir.“

blüfften empor, preßte ihn an sich, ergriff einen Bücherriemen und —" Dem Erzählenden versagte das Wort.

„Und du hast geschwiegen, elende Memme?" donnerte der Minister. „Ich verachte dich! Du bist ein Lump!"

„Geschrieen habe ich wie einer, den sie morden," rief der Knabe, „ich war es! ich! ich!" Auch Père Amiel hat sich an den Wolf geklammert, die Unschuld Julians betheuernd. Er hörte es wohl, der Wolf! Aber mir krümmte er kein Haar, weil ich dein Sohn bin und dich die Jesuiten fürchten und achten. Den Marschall aber hassen sie und fürchten ihn nicht. Da mußte der Julian herhalten. Aber ich will dem Wolf mein Messer" — der Knabe langte in die Tasche — „zwischen die Rippen stoßen, wenn er nicht —"

Der gestrenge Vater ergriff ihn am Kragen, schleppte ihn gegen die Thüre, öffnete sie, warf ihn hinaus und riegelte. Im nächsten Augenblicke schon wurde draußen mit Fäusten gehämmert und der Knabe schrie: „Ich gehe mit zum Père Tellier! Ich trete als Zeuge auf und sage ihm: Du bist ein Ungeheuer!"

„Im Grunde, Fagon," wendete sich der Minister kaltblütig gegen mich, ohne sich an das Gepolter zu keh-

ren, „hat der Junge Recht: wir Beide ſuchen den Pater auf, ohne Verzug, fallen ihn mit der nackten Wahrheit an, breiten ſie wie auf ein Tuch vor ihm aus und nöthigen ihn mit uns zu Julian zu gehen, heute noch, ſogleich, und in unſrer Gegenwart dem Mißhandelten Abbitte zu thun.“ Er blickte nach einer Stockuhr. „Halb zwölf. Père Tellier hält ſeine Bauerzeiten feſt. Er ſpeiſt Punkt Mittag mit Schwarzbrot und Käſe. Wir finden ihn.“

Argenſon zog mich mit ſich fort. Wir ſtiegen ein und rollten.

„Ich kenne den Knaben,“ wiederholte der Miniſter. „Nur eines iſt mir in ſeiner Geſchichte unklar. Es iſt Thatſache, daß die Väter damit anfingen, ihn zu hätſcheln und in Baumwolle einzuwickeln. Seine Kameraden, auch mein Halunke, haben ſich oft darüber aufgehalten. Ich begreife, daß die Väter, wie ſie beſchaffen ſind, das Kind haſſen, ſeit der Marſchall das Mißgeſchick hatte, ſie zu entlarven. Aber warum ſie, denen der Marſchall gleichgültig war, einen Vortheil darin fanden, das Kind zuerſt über die dem Schwachen gebührende Schonung hinaus zu begünſtigen, das entgeht mir.“

„Hm," machte ich.

„Und gerade das muß ich wissen, Fagon."

„Nun denn, Argenson," begann ich mein Bekenntniß — auch Dir, Majestät, lege ich es ab, denn Dich zumeist habe ich beleidigt — „da ich Julian bei den Vätern um jeden Preis warm betten wollte und ihm keine durchschlagende Empfehlung wußte — man plaudert ja zuweilen ein bischen und so erzählte ich den Vätern Rapin und Bouhours, die ich in einer Damengesellschaft fand, Julians Mutter sei Dir, dem Könige, eine angenehme Erscheinung gewesen. Die reine Wahrheit. Kein Wort darüber hinaus, bei meiner Ehre, Argenson!" Dieser verzog das Gesicht.

Du, Majestät, zeigest mir ein finsteres und ungnädiges. Aber, Sire, trage ich die Schuld, wenn die Einbildungskraft der Väter Jesuiten das Reinste ins Zweideutige umarbeitet?

„Als sie dann," fuhr ich fort, „den Marschall zu hassen und sich für ihn zu interessiren begannen, lauschten und forschten sie nach ihrer Weise, erfuhren aber nichts, als daß Julians Mutter das reinste Geschöpf der Erde war, bevor sie der Engel wurde, der jetzt über die Erde lächelt. Leider kamen die Väter zur Ueber-

zeugung ihres Irrthums gerade, da das Kind desſelben am meiſten bedurft hätte.“ Argenſon nickte.“ —

„Fagon,“ ſagte der König faſt ſtrenge, „das war deine dritte und größte Freiheit. Spielteſt du ſo leichtſinnig mit meinem Namen und dem Rufe eines von dir angebeteten Weibes, hätteſt du mir wenigſtens dieſen Frevel verſchweigen ſollen, ſelbſt wenn deine Geſchichte dadurch unverſtändlicher geworden wäre. Und ſage mir, Fagon: haſt du da nicht nach dem verrufenen Satze gehandelt, daß der Zweck die Mittel heilige? Biſt du in den Orden getreten?“

„Wir alle ſind es ein bischen, Majeſtät,“ lächelte Fagon und fuhr fort:

„Mitte Weges begegneten wir dem Père Amiel, der wie ein Unglücklicher umherirrte und, meinen Wagen erkennend, ſich ſo verzweifelt geberdete, daß ich halten ließ. Am Kutſchenſchlage entwickelte er ſeine närriſche Mimik und war im Augenblicke von einem Kreiſe toll lachender Gaſſenjungen umgeben. Ich hieß ihn einſteigen.

„Der Mutter Gottes ſei gedankt, daß ich Euch finde, Herr Fagon! Dem Julian, welchen Ihr beſchützet, iſt ein Leid geſchehen, und unſchuldig iſt er, wie der zerſchmetterte kleine Aſtyanax!“ deklamirte der Naſige.

„Wenn Ihr, Herr Fagon, den seltsamen Blick gesehen hättet, welchen der Knabe gegen seinen Henker erhob, diesen Blick des Grauens und der Todesangst!“ Père Amiel schöpfte Athem. „Flöhe ich über Meer, mich verfolgte dieser Blick! Begrübe ich mich in einen finstern Thurm, er dränge durch die Mauer! Verkröche ich mich —“

„Wenn Ihr Euch nur jetzt nicht verkriechet, Professor,“ unterbrach ihn der Minister, „jetzt, da es gilt, dem Père Tellier — denn zu diesem fahren wir und Ihr fahret mit — ins Angesicht Zeugniß abzulegen! Habt Ihr den Muth?“

„Gewiß, gewiß!“ betheuerte Père Amiel, der aber merklich erblaßte und in seiner Soutane zu schlottern begann. Père Tellier ist selbst in seinem feinen Orden als ein Roher und Gewaltsamer gefürchtet.

Da wir am Professhause ausstiegen, Père Amiel den Vortritt gebend, sprang Victor vom Wagenbrett, wo er neben dem Bedienten die Fahrt aufrecht mitgemacht hatte. „Ich gehe mit!“ trotzte er. Argenson runzelte die Stirn, ließ es aber zu, nicht unzufrieden, einen zweiten Zeugen mitzubringen.

Père Tellier verleugnete sich nicht. Argenson be-

deutete den Pater und den Knaben, im Vorzimmer zurückzubleiben. Sie gehorchten, jener erleichtert, dieſer unmuthig. Der Pater Rektor bewohnte eine dürftige, ja armſelige Kammer, wie er auch eine verbrauchte Soutane trug, Tag und Nacht dieſelbe. Er empfing uns mit gekrümmtem Rücken und einem falſchen Lächeln in den ungeſchlachten und wilden Zügen. „Womit diene ich meinen Herrn?“ fragte er ſüßlich grinſend.

„Hochwürden,“ antwortete Argenſon und wies den gebotenen Stuhl, der mit Staub bedeckt war und eine zerbrochene Lehne hatte, zurück, „ein Leben ſteht auf dem Spiel. Wir müſſen eilen es zu retten. Heute wurde der junge Boufflers im Collegium irrthümlich gezüchtigt. Irrthümlich. Ein durchtriebener Range hat den beſchränkten Knaben etwas auf die Tafel zeichnen und ſchreiben laſſen, das ſich zu einer albernen Verſpottung des Père Amiel geſtaltete, ohne daß Julian Boufflers die leiſeſte Ahnung hatte, wozu er mißbraucht wurde. Es iſt leicht zu beweiſen, daß er der einzige ſeiner Klaſſe war, der ſolche Poſſen tadelte und nach Kräften verhinderte. Hätte er den fraglichen Streich in ſeinem Blondkopfe erſonnen, dann wäre die Züchtigung eine zweifellos verdiente geweſen. So aber iſt ſie eine fürchter-

liche Ungerechtigkeit, die nicht ſchnell und nicht voll genug geſühnt werden kann. Dazu kommt noch etwas unendlich Schweres. Der mißverſtändlich Gezüchtigte, ein Kind an Geiſt, hat die Seele eines Mannes. Man glaubte einen Jungen zu ſtrafen und hat einen Edelmann mißhandelt."

„Ei, ei," erſtaunte der Pater, „was Excellenz nicht alles ſagen! Kann eine einfache Sache ſo verdreht werden? Ich gehe durch die Corridore. Das iſt meine Pflicht. Ich höre Lärm in der Rhetorik. Père Amiel iſt ein Gelehrter, der den Orden ziert, aber er weiß ſich nicht in Reſpekt zu ſetzen. Unſre Väter lieben es nicht, körperlich zu züchtigen, aber das konnte nicht länger gehn, ein Exempel mußte ſtatuirt werden. Ich trete ein. Eine Sottiſe ſteht auf der Tafel. Ich unterſuche. Boufflers bekennt. Das Uebrige verſtand ſich.

Unbegabt? beſchränkt? Im Gegentheil, durchtrieben iſt er, ein Duckmäuſer. Stille Waſſer ſind tief. Was ihm mangelt, iſt die Aufrichtigkeit, er iſt ein Heuchler und Gleißner. Hat's geſchmerzt? O die zarte Haut! Ein Herrenſöhnchen, wie? Thut mir leid, wir Väter Jeſu kennen kein Anſehn der Perſon. Auch hat uns der Marſchall ſelbſt gebeten, ſein Kind nicht zu verziehn. Ich war älter als jener, da ich meine letzten und beſten

Streiche erhielt, im Seminar, vierzig weniger einen wie Sankt Paulus, der auch ein Edelmann war. Bin ich draufgegangen? Ich rieb mir die Stelle, mit Züchten geredet, und mir war wohler als zuvor. Und ich war unschuldig, von der Unschuld dieses Verstockten aber überzeugt mich niemand!"

„Vielleicht doch, Hochwürden!" sagte Argenson und rief die zwei Harrenden herein.

„Victor," bleckte der Jesuit den eintretenden Knaben an, „du hast es nicht gethan! Für dich stehe ich. Du bist ein gutartiges Kind. Ein Dummkopf wärest du, dich für schuldig zu erklären, den niemand anklagt!"

Victor, der in trotzigster Haltung nahte, schaute dem Unhold tapfer ins Gesicht, aber der Muth sank ihm. Sein Herz erbebte vor der wachsenden Wildheit dieser Züge und den funkelnden Wolfsaugen.

Er machte rasch. „Ich habe den Julian verleitet, der nichts davon verstand," sagte er. „Das schrie ich Euch in die Ohren, aber Ihr wolltet nicht hören, weil Ihr ein Bösewicht seid!"

„Genug!" befahl Argenson und wies ihm die Thüre Er ging nicht ungern. Er begann sich zu fürchten.

„Père Amiel," wandte sich der Minister gegen

dieſen, „Hand aufs Herz, konnte Julian das Wortſpiel erfinden?“

Der Pater zauderte, mit einem bangen Blick auf den Rektor. „Muth, Pater,“ flüſterte ich, „Ihr ſeid ein Ehrenmann!“

„Unmöglich, Excellenz, wenn nicht Achill eine Memme und Therſites ein Held war!“ betheuerte Père Amiel, ſich mit ſeiner Rhetorik ermuthigend. „Julian iſt ſchuldlos wie der Heiland!“

Das erdfarbene Geſicht des Rektors verzerrte ſich vor Wuth. Er war gewohnt, im Collegium blinden Gehorſam zu finden und ertrug nicht den geringſten Widerſpruch.

„Wollt Ihr kritiſiren, Bruder?“ ſchäumte er. „Kritiſirt zuerſt Euer tolles Fratzenſpiel, das Euch dem Dümmſten zum Spotte macht! Ich habe den Knaben gerecht behandelt!“

Dieſe Herabwürdigung ſeiner Mimik brachte den Pater gänzlich außer ſich und ließ ihn für einen Augenblick alle Furcht vergeſſen. „Gerecht?“ jammerte er. „Daß Gott erbarm'! Wie oft hab' ich Euch gebeten, dem Unvermögen des Knaben Rechnung zu tragen und ihn nicht zu zerſtören! Wer antwortete mir: „Meinethalben gehe er drauf!“ wer hat das geſprochen?“

„Mentiris impudenter!“ heulte der Wolf.

„Mentiris impudentissime, pater reverende!“ überschrie ihn der Nasige, an allen Gliedern zitternd.

„Mir aus den Augen!“ herrschte der Rektor, mit dem Finger nach der Thüre weisend, und der kleine Pater rettete sich, so geschwind er konnte.

Da wir wieder zu Dreien waren, „Hochwürden,“ sprach der Minister ernst, „es wurde der Vorwurf gegen Euch erhoben, den Knaben zu hassen. Eine schwere Anklage! Widerlegt und beschämt dieselbe, indem Ihr mit uns geht und Julian Abbitte thut. Niemand wird dabei zugegen sein, als wir Zwei.“ Er deutete auf mich. „Das genügt. Dieser Herr ist der Leibarzt des Königs und um die Gesundheit des Knaben in schwerer Sorge. Ihr entfärbet Euch? Laßt es Euch kosten und bedenket: Der, dessen Namen Ihr traget, gebietet, die Sonne nicht über einem Zorne untergehen zu lassen, wieviel weniger über einer Ungerechtigkeit!“

Ein Unrecht bekennen und sühnen! Der Jesuit knirschte vor Ingrimm.

„Was habe ich mit dem Nazarener zu schaffen?“ lästerte er, in verwundetem Stolze sich aufbäumend, und der Häßliche schien gegen die Decke zu wachsen wie ein

er, „ihr wollt damit nur den guten Pater ärgern, und da thue ich nicht mit. Es ist eine Grausamkeit. Ich zeichne euch keine Nase!“

„Aber einen Schnabel, eine Schleiereule, du machst die Eulen so komisch!“

„Auch keinen Schnabel, Victor.“

Da sann ich ein wenig und hatte einen Einfall.“ Der Minister runzelte seine pechschwarze Braue. Victor fuhr mit dem Muthe der Verzweiflung fort: „„Zeichne uns ein Bienchen, Julian,“ sagte ich, „du kannst das so allerliebst!“ „Warum nicht?“ antwortete er dienstfertig und zeichnete mit sorgfältigen Zügen ein nettes Bienchen auf die Tafel.

„Schreibe etwas bei!“

„Nun ja, wenn du willst,“ sagte er und schrieb mit der Kreide: „abeille.“

„Ach, du hast doch gar keine Einbildungskraft, Julian! Das lautet trocken.“

„Wie soll ich denn schreiben, Victor?“

„Wenigstens das Honigthierchen, bête à miel.““

Der Minister begriff sofort das alberne Wortspiel: bête à miel und bête Amiel. „Da hast du etwas dafür!“ rief er empört und gab dem Erfinder des

Calembourgs eine Ohrfeige, gegen welche die meinige eine Liebkosung gewesen war.

„Sehr gut!“ sagte der Knabe, dem das Ohr blutete.

„Weiter! und mach' es kurz!“ befahl der Vater, „damit du mir aus den Augen kommst!“

„— In diesem Augenblick trat Père Amiel ein, schritt auf und nieder, beschnüffelte die Tafel, verstand und that dergleichen, der Schäfer, als ob er nicht verstünde. Aber: „Bête Amiel! dummer Amiel!“ scholl es erst vereinzelt, dann aus mehreren Bänken, dann vollstimmig, „bête Amiel! dummer Amiel!“

Da — Schrecken — wurde die Thür aufgerissen. Es war der reißende Wolf, der Père Tellier. Er hatte durch die Corridore spionirt und zeigte jetzt seine teuflische Fratze.

„Wer hat das gezeichnet?“

„Ich,“ antwortete Julian fest. Er hatte sich die Ohren verhalten, im Lernen seiner Lektion fortfahrend, und verstand und begriff, wie er ja überhaupt so schwer begreift, nichts von nichts.

„Wer hat das geschrieben?“

„Ich,“ sagte Julian.

Der Wolf that einen Sprung gegen ihn, riß den Ver-

blüfften empor, preßte ihn an sich, ergriff einen Bücherriemen und —“ Dem Erzählenden versagte das Wort.

„Und du hast geschwiegen, elende Memme?“ donnerte der Minister. „Ich verachte dich! Du bist ein Lump!“

„Geschrieen habe ich wie einer, den sie morden,“ rief der Knabe, „ich war es! ich! ich!“ Auch Père Amiel hat sich an den Wolf geklammert, die Unschuld Julians betheuernd. Er hörte es wohl, der Wolf! Aber mir krümmte er kein Haar, weil ich dein Sohn bin und dich die Jesuiten fürchten und achten. Den Marschall aber hassen sie und fürchten ihn nicht. Da mußte der Julian herhalten. Aber ich will dem Wolf mein Messer“ — der Knabe langte in die Tasche — „zwischen die Rippen stoßen, wenn er nicht —“

Der gestrenge Vater ergriff ihn am Kragen, schleppte ihn gegen die Thüre, öffnete sie, warf ihn hinaus und riegelte. Im nächsten Augenblicke schon wurde draußen mit Fäusten gehämmert und der Knabe schrie: „Ich gehe mit zum Père Tellier! Ich trete als Zeuge auf und sage ihm: Du bist ein Ungeheuer!“

„Im Grunde, Fagon,“ wendete sich der Minister kaltblütig gegen mich, ohne sich an das Gepolter zu keh-

ren, „hat der Junge Recht: wir Beide ſuchen den Pater auf, ohne Verzug, fallen ihn mit der nackten Wahrheit an, breiten ſie wie auf ein Tuch vor ihm aus und nöthigen ihn mit uns zu Julian zu gehen, heute noch, ſogleich, und in unſrer Gegenwart dem Mißhandelten Abbitte zu thun.“ Er blickte nach einer Stockuhr. „Halb zwölf. Père Tellier hält ſeine Bauerzeiten feſt. Er ſpeiſt Punkt Mittag mit Schwarzbrot und Käſe. Wir finden ihn.“

Argenſon zog mich mit ſich fort. Wir ſtiegen ein und rollten.

„Ich kenne den Knaben,“ wiederholte der Miniſter. „Nur eines iſt mir in ſeiner Geſchichte unklar. Es iſt Thatſache, daß die Väter damit anfingen, ihn zu hätſcheln und in Baumwolle einzuwickeln. Seine Kameraden, auch mein Halunke, haben ſich oft darüber aufgehalten. Ich begreife, daß die Väter, wie ſie beſchaffen ſind, das Kind haſſen, ſeit der Marſchall das Mißgeſchick hatte, ſie zu entlarven. Aber warum ſie, denen der Marſchall gleichgültig war, einen Vortheil darin fanden, das Kind zuerſt über die dem Schwachen gebührende Schonung hinaus zu begünſtigen, das entgeht mir.“

„Hm," machte ich.

„Und gerade das muß ich wissen, Fagon."

„Nun denn, Argenson," begann ich mein Bekenntniß — auch Dir, Majestät, lege ich es ab, denn Dich zumeist habe ich beleidigt — „da ich Julian bei den Vätern um jeden Preis warm betten wollte und ihm keine durchschlagende Empfehlung wußte — man plaudert ja zuweilen ein bischen und so erzählte ich den Vätern Rapin und Bouhours, die ich in einer Damengesellschaft fand, Julians Mutter sei Dir, dem Könige, eine angenehme Erscheinung gewesen. Die reine Wahrheit. Kein Wort darüber hinaus, bei meiner Ehre, Argenson!" Dieser verzog das Gesicht.

Du, Majestät, zeigest mir ein finsteres und ungnädiges. Aber, Sire, trage ich die Schuld, wenn die Einbildungskraft der Väter Jesuiten das Reinste ins Zweideutige umarbeitet?

„Als sie dann," fuhr ich fort, „den Marschall zu hassen und sich für ihn zu interessiren begannen, lauschten und forschten sie nach ihrer Weise, erfuhren aber nichts, als daß Julians Mutter das reinste Geschöpf der Erde war, bevor sie der Engel wurde, der jetzt über die Erde lächelt. Leider kamen die Väter zur Ueber-

zeugung ihres Irrthums gerade, da das Kind desſelben am meiſten bedurft hätte.“ Argenſon nickte.“ —

„Fagon,“ ſagte der König faſt ſtrenge, „das war deine dritte und größte Freiheit. Spielteſt du ſo leichtſinnig mit meinem Namen und dem Rufe eines von dir angebeteten Weibes, hätteſt du mir wenigſtens dieſen Frevel verſchweigen ſollen, ſelbſt wenn deine Geſchichte dadurch unverſtändlicher geworden wäre. Und ſage mir, Fagon: haſt du da nicht nach dem verrufenen Satze gehandelt, daß der Zweck die Mittel heilige? Biſt du in den Orden getreten?“

„Wir alle ſind es ein bischen, Majeſtät,“ lächelte Fagon und fuhr fort:

„Mitte Weges begegneten wir dem Père Amiel, der wie ein Unglücklicher umherirrte und, meinen Wagen erkennend, ſich ſo verzweifelt geberdete, daß ich halten ließ. Am Kutſchenſchlage entwickelte er ſeine närriſche Mimik und war im Augenblicke von einem Kreiſe toll lachender Gaſſenjungen umgeben. Ich hieß ihn einſteigen.

„Der Mutter Gottes ſei gedankt, daß ich Euch finde, Herr Fagon! Dem Julian, welchen Ihr beſchützet, iſt ein Leid geſchehen, und unſchuldig iſt er, wie der zerſchmetterte kleine Aſtyanax!“ deklamirte der Naſige.

„Wenn Ihr, Herr Fagon, den seltsamen Blick gesehen hättet, welchen der Knabe gegen seinen Henker erhob, diesen Blick des Grauens und der Todesangst!“ Père Amiel schöpfte Athem. „Flöhe ich über Meer, mich verfolgte dieser Blick! Begrübe ich mich in einen finstern Thurm, er dränge durch die Mauer! Verkröche ich mich —“

„Wenn Ihr Euch nur jetzt nicht verkriechet, Professor,“ unterbrach ihn der Minister, „jetzt, da es gilt, dem Père Tellier — denn zu diesem fahren wir und Ihr fahret mit — ins Angesicht Zeugniß abzulegen! Habt Ihr den Muth?“

„Gewiß, gewiß!“ betheuerte Père Amiel, der aber merklich erblaßte und in seiner Soutane zu schlottern begann. Père Tellier ist selbst in seinem feinen Orden als ein Roher und Gewaltsamer gefürchtet.

Da wir am Professhause ausstiegen, Père Amiel den Vortritt gebend, sprang Victor vom Wagenbrett, wo er neben dem Bedienten die Fahrt aufrecht mitgemacht hatte. „Ich gehe mit!“ trotzte er. Argenson runzelte die Stirn, ließ es aber zu, nicht unzufrieden, einen zweiten Zeugen mitzubringen.

Père Tellier verleugnete sich nicht. Argenson be-

deutete den Pater und den Knaben, im Vorzimmer zurückzubleiben. Sie gehorchten, jener erleichtert, dieſer unmuthig. Der Pater Rektor bewohnte eine dürftige, ja armſelige Kammer, wie er auch eine verbrauchte Soutane trug, Tag und Nacht dieſelbe. Er empfing uns mit gekrümmtem Rücken und einem falſchen Lächeln in den ungeſchlachten und wilden Zügen. „Womit diene ich meinen Herrn?“ fragte er ſüßlich grinſend.

„Hochwürden,“ antwortete Argenſon und wies den gebotenen Stuhl, der mit Staub bedeckt war und eine zerbrochene Lehne hatte, zurück, „ein Leben ſteht auf dem Spiel. Wir müſſen eilen es zu retten. Heute wurde der junge Boufflers im Collegium irrthümlich gezüchtigt. Irrthümlich. Ein durchtriebener Range hat den beſchränkten Knaben etwas auf die Tafel zeichnen und ſchreiben laſſen, das ſich zu einer albernen Verſpottung des Père Amiel geſtaltete, ohne daß Julian Boufflers die leiſeſte Ahnung hatte, wozu er mißbraucht wurde. Es iſt leicht zu beweiſen, daß er der einzige ſeiner Klaſſe war, der ſolche Poſſen tadelte und nach Kräften verhinderte. Hätte er den fraglichen Streich in ſeinem Blondkopfe erſonnen, dann wäre die Züchtigung eine zweifellos verdiente geweſen. So aber iſt ſie eine fürchter-

„Wenn Ihr, Herr Fagon, den seltsamen Blick gesehen hättet, welchen der Knabe gegen seinen Henker erhob, diesen Blick des Grauens und der Todesangst!“ Père Amiel schöpfte Athem. „Flöhe ich über Meer, mich verfolgte dieser Blick! Begrübe ich mich in einen finstern Thurm, er dränge durch die Mauer! Verkröche ich mich —“

„Wenn Ihr Euch nur jetzt nicht verkriechet, Professor,“ unterbrach ihn der Minister, „jetzt, da es gilt, dem Père Tellier — denn zu diesem fahren wir und Ihr fahret mit — ins Angesicht Zeugniß abzulegen! Habt Ihr den Muth?“

„Gewiß, gewiß!“ betheuerte Père Amiel, der aber merklich erblaßte und in seiner Soutane zu schlottern begann. Père Tellier ist selbst in seinem feinen Orden als ein Roher und Gewaltsamer gefürchtet.

Da wir am Professhause ausstiegen, Père Amiel den Vortritt gebend, sprang Victor vom Wagenbrett, wo er neben dem Bedienten die Fahrt aufrecht mitgemacht hatte. „Ich gehe mit!“ trotzte er. Argenson runzelte die Stirn, ließ es aber zu, nicht unzufrieden, einen zweiten Zeugen mitzubringen.

Père Tellier verleugnete sich nicht. Argenson be-

deutete den Pater und den Knaben, im Vorzimmer zurückzubleiben. Sie gehorchten, jener erleichtert, dieſer unmuthig. Der Pater Rektor bewohnte eine dürftige, ja armſelige Kammer, wie er auch eine verbrauchte Soutane trug, Tag und Nacht dieſelbe. Er empfing uns mit gekrümmtem Rücken und einem falſchen Lächeln in den ungeſchlachten und wilden Zügen. „Womit diene ich meinen Herrn?“ fragte er ſüßlich grinſend.

„Hochwürden,“ antwortete Argenſon und wies den gebotenen Stuhl, der mit Staub bedeckt war und eine zerbrochene Lehne hatte, zurück, „ein Leben ſteht auf dem Spiel. Wir müſſen eilen es zu retten. Heute wurde der junge Boufflers im Collegium irrthümlich gezüchtigt. Irrthümlich. Ein durchtriebener Range hat den beſchränkten Knaben etwas auf die Tafel zeichnen und ſchreiben laſſen, das ſich zu einer albernen Verſpottung des Père Amiel geſtaltete, ohne daß Julian Boufflers die leiſeſte Ahnung hatte, wozu er mißbraucht wurde. Es iſt leicht zu beweiſen, daß er der einzige ſeiner Klaſſe war, der ſolche Poſſen tadelte und nach Kräften verhinderte. Hätte er den fraglichen Streich in ſeinem Blondkopfe erſonnen, dann wäre die Züchtigung eine zweifellos verdiente geweſen. So aber iſt ſie eine fürchter-

liche Ungerechtigkeit, die nicht ſchnell und nicht voll genug geſühnt werden kann. Dazu kommt noch etwas unendlich Schweres. Der mißverſtändlich Gezüchtigte, ein Kind an Geiſt, hat die Seele eines Mannes. Man glaubte einen Jungen zu ſtrafen und hat einen Edelmann mißhandelt."

„Ei, ei," erſtaunte der Pater, „was Excellenz nicht alles ſagen! Kann eine einfache Sache ſo verdreht werden? Ich gehe durch die Corridore. Das iſt meine Pflicht. Ich höre Lärm in der Rhetorik. Père Amiel iſt ein Gelehrter, der den Orden ziert, aber er weiß ſich nicht in Reſpekt zu ſetzen. Unſre Väter lieben es nicht, körperlich zu züchtigen, aber das konnte nicht länger gehn, ein Exempel mußte ſtatuirt werden. Ich trete ein. Eine Sottiſe ſteht auf der Tafel. Ich unterſuche. Boufflers bekennt. Das Uebrige verſtand ſich.

Unbegabt? beſchränkt? Im Gegentheil, durchtrieben iſt er, ein Duckmäuſer. Stille Waſſer ſind tief. Was ihm mangelt, iſt die Aufrichtigkeit, er iſt ein Heuchler und Gleißner. Hat's geſchmerzt? O die zarte Haut! Ein Herrenſöhnchen, wie? Thut mir leid, wir Väter Jeſu kennen kein Anſehn der Perſon. Auch hat uns der Marſchall ſelbſt gebeten, ſein Kind nicht zu verziehn. Ich war älter als jener, da ich meine letzten und beſten

Streiche erhielt, im Seminar, vierzig weniger einen wie Sankt Paulus, der auch ein Edelmann war. Bin ich draufgegangen? Ich rieb mir die Stelle, mit Züchten geredet, und mir war wohler als zuvor. Und ich war unschuldig, von der Unschuld dieses Verstockten aber überzeugt mich niemand!"

„Vielleicht doch, Hochwürden!" sagte Argenson und rief die zwei Harrenden herein.

„Victor," bleckte der Jesuit den eintretenden Knaben an, „du hast es nicht gethan! Für dich stehe ich. Du bist ein gutartiges Kind. Ein Dummkopf wärest du, dich für schuldig zu erklären, den niemand anklagt!"

Victor, der in trotzigster Haltung nahte, schaute dem Unhold tapfer ins Gesicht, aber der Muth sank ihm. Sein Herz erbebte vor der wachsenden Wildheit dieser Züge und den funkelnden Wolfsaugen.

Er machte rasch. „Ich habe den Julian verleitet, der nichts davon verstand," sagte er. „Das schrie ich Euch in die Ohren, aber Ihr wolltet nicht hören, weil Ihr ein Bösewicht seid!"

„Genug!" befahl Argenson und wies ihm die Thüre Er ging nicht ungern. Er begann sich zu fürchten.

„Père Amiel," wandte sich der Minister gegen

dieſen, „Hand aufs Herz, konnte Julian das Wortſpiel erfinden?“

Der Pater zauderte, mit einem bangen Blick auf den Rektor. „Muth, Pater,“ flüſterte ich, „Ihr ſeid ein Ehrenmann!“

„Unmöglich, Excellenz, wenn nicht Achill eine Memme und Therſites ein Held war!“ betheuerte Père Amiel, ſich mit ſeiner Rhetorik ermuthigend. „Julian iſt ſchuldlos wie der Heiland!“

Das erdfarbene Geſicht des Rektors verzerrte ſich vor Wuth. Er war gewohnt, im Collegium blinden Gehorſam zu finden und ertrug nicht den geringſten Widerſpruch.

„Wollt Ihr kritiſiren, Bruder?“ ſchäumte er. „Kritiſirt zuerſt Euer tolles Fratzenſpiel, das Euch dem Dümmſten zum Spotte macht! Ich habe den Knaben gerecht behandelt!“

Dieſe Herabwürdigung ſeiner Mimik brachte den Pater gänzlich außer ſich und ließ ihn für einen Augenblick alle Furcht vergeſſen. „Gerecht?“ jammerte er. „Daß Gott erbarm'! Wie oft hab' ich Euch gebeten, dem Unvermögen des Knaben Rechnung zu tragen und ihn nicht zu zerſtören! Wer antwortete mir: „Meinethalben gehe er drauf!“ wer hat das geſprochen?“

„Mentiris impudenter!“ heulte der Wolf.

„Mentiris impudentissime, pater reverende!“ überſchrie ihn der Naſige, an allen Gliedern zitternd.

„Mir aus den Augen!“ herrſchte der Rektor, mit dem Finger nach der Thüre weiſend, und der kleine Pater rettete ſich, ſo geſchwind er konnte.

Da wir wieder zu Dreien waren, „Hochwürden,“ ſprach der Miniſter ernſt, „es wurde der Vorwurf gegen Euch erhoben, den Knaben zu haſſen. Eine ſchwere Anklage! Widerlegt und beſchämt dieſelbe, indem Ihr mit uns geht und Julian Abbitte thut. Niemand wird dabei zugegen ſein, als wir Zwei.“ Er deutete auf mich. „Das genügt. Dieſer Herr iſt der Leibarzt des Königs und um die Geſundheit des Knaben in ſchwerer Sorge. Ihr entfärbet Euch? Laßt es Euch koſten und bedenket: Der, deſſen Namen Ihr traget, gebietet, die Sonne nicht über einem Zorne untergehen zu laſſen, wieviel weniger über einer Ungerechtigkeit!“

Ein Unrecht bekennen und ſühnen! Der Jeſuit knirſchte vor Ingrimm.

„Was habe ich mit dem Nazarener zu ſchaffen?“ läſterte er, in verwundetem Stolze ſich aufbäumend, und der Häßliche ſchien gegen die Decke zu wachſen wie ein

Dämon. „Ich bin der Kirche! Nein, des Ordens! . . . Und was habe ich mit dem Knaben zu schaffen? Nicht ihn hasse ich, sondern seinen Vater, der uns verleumdet hat! verleumdet! schändlich verleumdet!“

„Nicht der Marschall,“ sagte ich verdutzt, „sondern mein Laboratorium hat die Väter — verleumdet.“

„Fälschung! Fälschung!“ tobte der Rektor. „Jene Briefe wurden nie geschrieben! Ein teuflischer Betrüger hat sie untergeschoben!“ und er warf mir einen mörderischen Blick zu.

Ich war betroffen, ich gestehe es, über diese Macht und Gewalt: Thatsachen zu vernichten, Wahrheit in Lüge und Lüge in Wahrheit zu verwandeln.

Père Tellier rieb sich die eiserne Stirn. Dann veränderte er das Gesicht und beugte sich vor dem Minister halb kriechend, halb spöttisch: „Excellenz, ich bin Euer gehorsamer Diener, aber Ihr begreift: ich kann die Gesellschaft nicht so tief erniedrigen, einem Knaben Abbitte zu leisten.“

Argenson wechselte den Ton nicht minder gewandt. Er stellte sich neben Tellier mit einem unmerklichen Lächeln der Verachtung in den Mundwinkeln. Der Pater bot das Ohr.

„Seid Ihr gewiß," wisperte der Minister, „daß Ihr den Sohn des Marschalls gegeißelt habt, und nicht das edelste Blut Frankreichs?"

Der Pater zuckte zusammen. „Es ist nichts daran," wisperte er zurück. „Ihr narrt mich, Argenson."

„Ich habe keine Gewißheit. In solchen Dingen giebt es keine. Aber die bloße Möglichkeit würde Euch als — Ihr wißt, was ich meine und wozu Ihr vorgeschlagen seid — unmöglich machen."

Ich glaubte zu sehen, Sire, wie Hochmuth und Ehrgeiz sich in den düstern Zügen Eures Beichtvaters bekämpften, aber ich konnte den Sieger nicht errathen.

„Ich denke, ich gehe mit den Herren," sagte Père Tellier.

„Kommt, Pater!" drängte der Minister und streckte die Hand gegen ihn aus.

„Aber ich muß die Soutane wechseln. Ihr seht, diese ist geflickt, und ich könnte in Versailles der Majestät begegnen." Er öffnete ein Nebenzimmer.

Argenson blickte ihm über die Schulter und sah in einen niedern Verschlag mit einem nackten Schragen und einem wurmstichigen Schreine.

„Mit Vergunst, Herren," lispelte der Jesuit schämig,

„ich habe mich noch nie vor weltlichen Augen umgekleidet.“

Argenſon faßte ihn an der Soutane. „Ihr haltet Wort?“

Père Tellier ſtreckte drei ſchmutzige Finger gegen etwas Heiliges, das im Dunkel einer Ecke klebte, entſchlüpfte und ſchloß die Thür bis auf eine kleine Spalte, welche Argenſon mit der Fußſpitze offen hielt.

Wir hörten den Schrank öffnen und ſchließen. Zwei ſtille Minuten verſtrichen. Argenſon ſtieß die Thüre auf. Weg war Père Tellier. Hatte er der Einflüſterung Argenſons nicht geglaubt und nur die Gelegenheit ergriffen, aus unſerer Gegenwart zu entrinnen? Oder hatte er ſie geglaubt, der eine Dämon ſeines Ordens aber den andern, der Stolz den Ehrgeiz überwältigt? Wer blickt in den Abgrund dieſer finſtern Seele?

„Meineidiger!“ fluchte der Miniſter, öffnete den Schrein, erblickte eine Treppe und ſtürzte ſich hinab. Ich ſtolperte und fiel mit meiner Krücke nach. Unten ſtanden wir vor den höchlich erſtaunten Mienen eines vornehmen Novizen mit den feinſten Manieren, welcher auf unſere Frage nach dem Pater beſcheiden erwiderte,

seines Wissens sei derselbe vor einer Viertelstunde in Geschäften nach Rouen verreist.

Argenson gab jede Verfolgung auf. „Eher schleppte ich den Cerberus aus der Hölle, als dieses Ungeheuer nach Versailles! . . . Ueberdies, wo ihn finden in den hundert Schlupfwinkeln der Gesellschaft? Ich gehe. Schickt nach frischen Pferden, Fagon, und eilet nach Versailles. Erzählt alles der Majestät. Sie wird Julian die Hand geben und zu ihm sprechen: Der König achtet dich, dir geschah zu viel! und der Knabe ist ungegeißelt.“ Ich gab ihm Recht. Das war das Beste, das einzig gründlich Heilsame, wenn es nicht zu spät kam.“

Fagon betrachtete den König unter seinen buschigen greisen Brauen hervor, welchen Eindruck auf diesen die ihm entgegengehaltene Larve seines Beichtigers gemacht hätte. Nicht daß er sich schmeichelte, Ludwig werde seine Wahl widerrufen. Warnen aber hatte er den König wollen vor diesem Feinde der Menschheit, der mit seinen Dämonenflügeln das Ende einer glänzenden Regierung verschatten sollte. Allein Fagon las in den Zügen des Allerchristlichsten nichts als ein natürliches Mitleid mit dem Loose des Sohnes einer Frau, die dem Gebieter flüchtig gefallen hatte, und das Behagen

an einer Erzählung, deren Wege wie die eines Gartens in einen und denselben Mittelpunkt zusammenliefen: der König, immer wieder der König!

„Weiter, Fagon," bat die Majestät, und dieser gehorchte, gereizt und in verschärfter Laune.

„Da die Pferde vor einer Viertelstunde nicht anlangen konnten, trat ich bei einem dem Profeßhause gegenüber wohnenden Bader, meinem Klienten, ein und bestellte ein laues Bad, denn ich war angegriffen. Während das Wasser meine Lebensgeister erfrischte, machte ich mir die herbsten Vorwürfe, den mir anvertrauten Knaben vernachlässigt und seine Befreiung verschoben zu haben. Nach einer Weile störte mich durch die dünne Wand ein unmäßiges Geplauder. Zwei Mädchen aus dem untern Bürgerstande badeten nebenan. „Ich bin so unglücklich!" schwatzte die eine und kramte ein dummes Liebesgeschichtchen aus, „so unglücklich!" Eine Minute später kicherten sie zusammen. Während ich meine Lässigkeit verklagte und eine centnerschwere Last auf dem Gewissen trug, schäkerten und bespritzten sich neben mir zwei leichtfertige Nymphen.

In Versailles —"

König Ludwig wendete sich jetzt gegen Dubois, den

Kammerdiener der Marquise, der, leise eingetreten, flüsterte: „Die Tafel der Majestät ist gedeckt.“ „Du störst, Dubois,“ sagte der König, und der alte Diener zog sich zurück mit einem leisen Ausdrucke des Erstaunens in den geschulten Mienen, denn der König war die Pünktlichkeit selber.

„In Versailles,“ wiederholte Fagon, „fand ich den Marschall tafelnd mit einigen seiner Standesgenossen. Da war Villars, jeder Zoll ein Prahler, ein Heros, wie man behauptet und ich nicht verneine, und der unverschämteste Bettler, wie du ihn kennst, Majestät; da war Villeroy, der Schlachtenverlierer, der nichtigste der Sterblichen, der von den Abfällen deiner Gnade lebt, mit seinem unzerstörlichen Dünkel und seinen großartigen Manieren; Grammont mit dem vornehmen Kopfe, der mich gestern in deinem Saale, Majestät, und an deinen Spieltischen mit gezeichneten Karten betrogen hat, und Lauzun, der unter seiner sanften Miene gründlich Verbitterte und Boshafte. Vergieb, ich sah deine Höflinge verzerrt im grellen Lichte meiner Herzensangst. Auch die Gräfin Mimeure war geladen und Mirabelle, die neben Villeroy saß, welcher dem armen Kinde mit seinen siebzigjährigen Geckereien angst und bange machte.

Julian war von seinem Vater zur Tafel befohlen und bleich wie der Tod. Ich sah, wie ihn der Frost schüttelte und betrachtete unverwandt das Opfer mit heiliger Scheu.

Das Gespräch — giebt es beschleunigende Dämonen, die den Steigenden stürmisch emporheben und den Gleitenden mit grausamen Füßen in die Tiefe stoßen? — das Gespräch wurde über die Disciplinarstrafen im Heere geführt. Man war verschiedener Meinung. Es wurde gestritten, ob überhaupt körperlich gezüchtigt werden solle, und wenn ja, mit welchem Gegenstande, mit Stock, Riemen oder flacher Klinge. Der Marschall, menschlich wie er ist, entschied sich gegen jede körperliche Strafe, außer bei unbedingt entehrenden Vergehen, und Grammont, der falsche Spieler, stimmte ihm bei, da die Ehre, wie Boileau sage, eine Insel mit schroffen Borden sei, welche, einmal verlassen, nicht mehr erklommen werden könne. Villars geberdete sich, wenn ich es sagen soll, wie ein Halbnarr und erzählte, einer seiner Grenadiere habe, wahrscheinlich ungerechterweise gezüchtigt, sich mit einem Schusse entleibt, und er — Marschall Villars — habe in den Tagesbefehl gesetzt: Lafleur hätte Ehre besessen auf seine Weise. Das Gespräch kreuzte sich. Der Knabe folgte

ihm mit irren Augen. „Schläge," „Ehre," „Ehre," „Streiche" scholl es hin- und herüber. Ich flüsterte dem Marschall ins Ohr: „Julian ist leidend, er soll zu Bette." „Julian darf sich nicht verwöhnen," erwiderte er. „Der Knabe wird sich zusammennehmen. Auch wird die Tafel gleich aufgehoben." Jetzt wendete sich der galante Villeroy gegen seine schüchterne Nachbarin. „Gnädiges Fräulein," näselte er und spreizte sich, „sprecht und wir werden ein Orakel vernehmen!" Mirabelle, schon auf Kohlen sitzend, überdies geängstigt durch das entsetzliche Aussehen Julians, verfiel natürlich in ihre Gewöhnung und antwortete: „Körperliche Gewaltthat erträgt kein Unterthan des stolzesten der Könige: ein so Gebrandmarkter lebt nicht länger!" Villeroy klatschte Beifall und küßte ihr den Nagel des kleinen Fingers. Ich erhob mich, faßte Julian und riß ihn weg. Dieser Aufbruch blieb fast unbemerkt. Der Marschall mag denselben bei seinen Gästen entschuldigt haben.

Während ich den Knaben entkleidete — er selbst kam nicht mehr damit zustande — sagte er: „Herr Fagon, mir ist wunderlich zu Muthe. Meine Sinne verwirren sich. Ich sehe Gestalten. Ich bin wohl krank. Wenn ich stürbe —" er lächelte. „Wisset Ihr, Herr

Fagon, was heute bei den Jesuiten geschehen ist? Lasset meinen Vater nichts davon wissen! nie! nie! Es würde ihn tödten!" Ich versprach es ihm und hielt Wort, obgleich es mich kostete. Noch zur Stunde ahnt der Marschall nichts davon.

Den Kopf schon im Kissen, bot mir Julian die glühende Hand. „Ich danke Euch, Herr Fagon . . . für alles . . . Ich bin nicht undankbar, wie Mouton."

Deine Majestät zu bemühen, war jetzt überflüssig. In der nächsten Viertelstunde schon redete Julian irre. Prozeß und Urtheil lagen in den Händen der Natur. Die Fieber wurden heftig, der Puls jagte. Ich ließ mir ein Feldbett in der geräumigen Kammer aufschlagen und blieb auf dem Posten. In das anstoßende Zimmer hatte der Marschall seine Mappen und Karten tragen lassen. Er verließ seinen Arbeitstisch stündlich, um nach dem Knaben zu sehen, welcher ihn nicht erkannte. Ich warf ihm feindselige Blicke zu. „Fagon, was hast du gegen mich?" fragte er. Ich mochte ihm nur nicht antworten.

Der Knabe phantasierte viel, aber im Bereiche seines lodernden Blickes schwebten nur freundliche und aus dem Leben entschwundene Gestalten. Mouton erschien und

auch Mouton der Pudel ſprang auf das Bette. Am dritten Tage ſaß die Mutter neben Julian.

Drei Beſuche hat er erhalten. Victor kratzte an die Thüre und brach, von mir eingelaſſen, in ein ſo erſchütterndes Wehgeſchrei aus, daß ich ihn wegſchaffen mußte. Dann klopfte der Finger Mirabellens. Sie trat an das Lager Julians, der eben in einem unruhigen Halbſchlummer lag, und betrachtete ihn. Sie weinte wenig, ſondern drückte ihm einen brünſtigen Kuß auf den dürren Mund. Julian fühlte weder den Freund noch die Geliebte.

Unverſehens meldete ſich auch Père Amiel, den ich nicht abwies. Da ihn der Kranke mit fremden Augen anſtarrte, ſprang er poſſierlich vor dem Bette herum und rief: „Kennſt du mich nicht mehr, Julian, deinen Père Amiel, den kleinen Amiel, den Naſen-Amiel? Sage mir nur mit einem Wörtchen, daß du mich lieb haſt!“ Der Knabe blieb gleichgültig. Giebt es elyſiſche Gefilde, denke ich dort den Père zu finden, ohne langen Hut, mit proportionirter Naſe, und Hand in Hand mit ihm einen Gang durch die himmliſchen Gärten zu thun.

Am vierten Abende ging der Puls raſend. Ein Ge-

hirnschlag konnte jeden Augenblick eintreten. Ich trat hinüber zum Marschall.

„Wie steht es?"

„Schlecht."

„Wird Julian leben?"

„Nein. Sein Gehirn ist erschöpft. Der Knabe hat sich überarbeitet."

„Das wundert mich," sagte der Marschall, „ich wußte das nicht." In der That, ich glaube, daß er es nicht wußte. Meine Langmuth war zu Ende. Ich sagte ihm schonungslos die Wahrheit und warf ihm vor, sein Kind vernachlässigt und zu dessen Tode geholfen zu haben. Das Golgatha bei den Jesuiten verschwieg ich. Der Marschall hörte mich schweigend an, den Kopf nach seiner Art etwas auf die rechte Seite geneigt. Seine Wimper zuckte und ich sah eine Thräne. Endlich erkannte er sein Unrecht. Er faßte sich mit der Selbstbeherrschung des Kriegers und trat in das Krankenzimmer.

Der Vater setzte sich neben seinen Knaben, der jetzt unter dem Druck entsetzlicher Träume lag. „Ich will ihm wenigstens," murmelte der Marschall, „das Sterben erleichtern, was an mir liegt. „Julian!" sprach er in seiner bestimmten Art. Das Kind erkannte ihn.

„Julian, du mußt mir ſchon das Opfer bringen, deine Studien zu unterbrechen. Wir gehen miteinander zum Heere ab. Der König hat an der Grenze Verluſte erlitten, und auch der Jüngſte muß jetzt ſeine Pflicht thun.“ Dieſe Rede verdoppelte die Reiſeluſt eines Sterbenden . . . Einkauf von Roſſen . . . Aufbruch . . . Ankunft im Lager . . . Eintritt in die Schlachtlinie . . . Das Auge leuchtete, aber die Bruſt begann zu röcheln. „Die Agonie!“ flüſterte ich dem Marſchall zu.

„Dort die engliſche Fahne! Nimm ſie!“ befahl der Vater. Der ſterbende Knabe griff in die Luft. „Vive le roi!“ ſchrie er und ſank zurück wie von einer Kugel durchbohrt.“

Fagon hatte geendet und erhob ſich. Die Marquiſe war gerührt. „Armes Kind!“ ſeufzte der König und erhob ſich gleichfalls.

„Warum arm,“ fragte Fagon heiter, „da er hingegangen iſt als ein Held?“

Die Richterin.

Erſtes Kapitel.

„Precor sanctos apostolos Petrum et Paulum!“ pſalmodirten die Mönche auf Ara Cöli, während Karl der Große unter dem lichten Himmel eines römiſchen Märztages die ziemlich ſchadhaften Stufen der auf das Capitol führenden Treppe emporſtieg. Er ſchritt feierlich unter der Kaiſerkrone, welche ihm unlängſt zu ſeinem herzlichen Erſtaunen Papſt Leo in raſcher Begeiſterung auf das Haupt geſetzt. Der Empfang des höchſten Amtes der Welt hatte im Ernſte ſeines Antlitzes eine tiefe Spur gelaſſen. Heute, am Vorabend ſeiner Abreiſe, gedachte er einer ſolennen Seelenmeſſe für das Heil ſeines Vaters, des Königs Pippin, beizuwohnen.

Zu ſeiner Linken ging der Abt Alcuin, während ein Gefolge von Höflingen, die aus allen Ländern der

Christenheit zusammengewählte Palastschule, sich in gemessener Entfernung hielt, halb aus Ehrerbietung, halb mit dem Hintergedanken, in einem günstigen Augenblicke sich sachte zu verziehen und der Messe zu entkommen. Die vom Wirbel zur Zehe in Eisen gehüllten Höflinge schlenderten mit gleichgültiger Miene und hochfahrender Geberde in den erlauchten Stapfen, die Begrüßung der umstehenden Menge mit einem kurzen Kopfnicken erwidernd und sich über nichts verwundern wollend, was ihnen die ewige Stadt Großes und Ehrwürdiges vor das Auge stellte.

Jetzt hielten sie vor der ersten Stufe, während oben auf dem Platze Karl mit Alcuin bei dem ehernen Reiterbilde stillestand. „Ich kann es nicht lassen," sagte er zu dem gelehrten Haupte, „den Reiter zu betrachten. Wie mild er über der Erde waltet! Seine Rechte segnet! Diese Züge müssen ähnlich sein."

Da flüsterte der Abt, den der Hafer seiner Gelehrsamkeit stach: „Es ist nicht Constantin. Das hab' ich längst heraus. Doch ist es gut, daß er dafür gelte, sonst wären Reiter und Gaul in der Flamme geschmolzen." Der kleine Abt hob sich auf die Zehen und wisperte dem großen Kaiser ins Ohr: „Es ist

der Philoſoph und Heide Marc Aurel.“ „Wirklich?“ lächelte Karl.

Sie gingen der Pforte von Ara Cöli zu, durch welche ſie verſchwanden, der Kaiſer ſchon in Andacht vertieft, ſodaß er einen anſtändigen jungen Menſchen in rätiſcher Tracht nicht beachtete, der unferne ſtand und durch die ehrfürchtigſten Grüße ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen ſuchte.

„Halt, Herren,“ rief einer der inzwiſchen bei dem Reiterbilde angelangten Höflinge und fing rechts und links die Hände der neben ihm Wandelnden, „jetzt da alles treibt und ſchwillt“ — Erd- und Lenzgeruch kam aus nahen Gärten — „will ich meinen Becher und was mir ſonſt lieb iſt mit Veilchen bekränzen, aber keinen Weihrauch trinken, am wenigſten den einer Todtenmeſſe. Ich habe hier herum eine Schenke entdeckt mit dem ſteinernen Zeichen einer ſäugenden Wölfin. Das hat mir Durſt gemacht. Sehen wir uns noch ein bischen den Reiter an und verſchwinden dann in die Tabernen.“

„Wer iſt's?“ fragte einer.

„Ein griechiſcher Kaiſer“ —

„Den ſetzen wir ab“ —

„Wie er die Beine ſpreizt!“ —

„Reitet der Kerl in die Schwemme?“ —

„Holla, Stallknecht!“ —

„Nettes Thier!“ —

„Wülſte wie ein Maſtſchwein!“

So ging es Schlag auf Schlag und ein frecher Witz überblitzte den andern. Das antike Roß wurde gründlich und unbarmherzig kritiſirt.

Der artige Räter hatte ſich nach und nach dem Kreiſe der Spötter genähert. Seine Abſicht ſchien, zwiſchen zwei Gelächtern in ihre Gruppe zu gelangen und auf eine unverfängliche Weiſe mit der Schule anzuknüpfen. Aber die Höflinge achteten ſeiner nicht. Da faßte er ſich ein Herz und ſprach in vernehmlichen Worten zu ſich ſelbſt: „Erſtaunliche Sache, dieſe Palaſtſchule, und ein Günſtling des Glücks, wer ihr angehören darf!“

Ueber eine gepanzerte Schulter wendete ſich ein junger Rothbart und ſprach gelaſſen: „Wir ſchwänzen ſie meiſtentheils.“ Dann kehrte ſich der ganze Höfling, ein baumlanger Menſch, und fragte den Räter mit einem ſpöttiſchen Geſichte: „Welcher Eltern rühmſt du dich, Knabe?“

Dieſer gab vergnügten Beſcheid. „Ich bin der Neffe des Biſchofs Felix in Cur und mit ſeinen Briefen an den heiligen Stuhl geſchickt.“

„Räter,“ ſprach der Lange ernſthaft, „du biſt an den Quell der Wahrheit geſendet. Hier ſtehſt du auf den Schwellen der Apoſtel und über den Grüften unzähliger Bekenner. Lege wahrhaftes Zeugniß ab und bekenne tapfer: Ich bin der Sohn des Biſchofs.“

Eben intonirten die Mönche von Ara Cöli mit jungen und markigen Stimmen die dunkle Klage und flehende Entſchuldigung: „Concepit in iniquitatibus me mater mea!“

„Hörſt du,“ und der Höfling deutete nach der Kirche, „die dort wiſſen es!“ Der ganze Haufe ſchlug eine ſchallende Lache auf.

Der kluge Biſchofsneffe hütete ſich in Zorn zu gerathen. Mit einem flüchtigen Erröthen und einer leichten Wendung des Kopfes ſagte er: „Biſchof Felix, der im Schatten ſeiner Berge die aus eurer Schule aufſteigende Sonne der Bildung mit frommem Jubel begrüßt, hat mir den Auftrag gegeben, für ſeine jung gebliebene Lernbegierde einige Hauptſchriften der erwachenden Wiſſenſchaft und insbeſondere das unvergleichliche Büch-

„Wie er die Beine ſpreizt!“ —

„Reitet der Kerl in die Schwemme?“ —

„Holla, Stallknecht!“ —

„Nettes Thier!“ —

„Wülſte wie ein Maſtſchwein!“

So ging es Schlag auf Schlag und ein frecher Witz überblitzte den andern. Das antike Roß wurde gründlich und unbarmherzig kritiſirt.

Der artige Räter hatte ſich nach und nach dem Kreiſe der Spötter genähert. Seine Abſicht ſchien, zwiſchen zwei Gelächtern in ihre Gruppe zu gelangen und auf eine unverfängliche Weiſe mit der Schule anzuknüpfen. Aber die Höflinge achteten ſeiner nicht. Da faßte er ſich ein Herz und ſprach in vernehmlichen Worten zu ſich ſelbſt: „Erſtaunliche Sache, dieſe Palaſtſchule, und ein Günſtling des Glücks, wer ihr angehören darf!“

Ueber eine gepanzerte Schulter wendete ſich ein junger Rothbart und ſprach gelaſſen: „Wir ſchwänzen ſie meiſtentheils.“ Dann kehrte ſich der ganze Höfling, ein baumlanger Menſch, und fragte den Räter mit einem ſpöttiſchen Geſichte: „Welcher Eltern rühmſt du dich, Knabe?“

Dieſer gab vergnügten Beſcheid. „Ich bin der Neffe des Biſchofs Felix in Cur und mit ſeinen Briefen an den heiligen Stuhl geſchickt.“

„Räter,“ ſprach der Lange ernſthaft, „du biſt an den Quell der Wahrheit geſendet. Hier ſtehſt du auf den Schwellen der Apoſtel und über den Grüften unzähliger Bekenner. Lege wahrhaftes Zeugniß ab und bekenne tapfer: Ich bin der Sohn des Biſchofs.“

Eben intonirten die Mönche von Ara Cöli mit jungen und markigen Stimmen die dunkle Klage und flehende Entſchuldigung: „Concepit in iniquitatibus me mater mea!“

„Hörſt du,“ und der Höfling deutete nach der Kirche, „die dort wiſſen es!“ Der ganze Haufe ſchlug eine ſchallende Lache auf.

Der kluge Biſchofsneffe hütete ſich in Zorn zu gerathen. Mit einem flüchtigen Erröthen und einer leichten Wendung des Kopfes ſagte er: „Biſchof Felix, der im Schatten ſeiner Berge die aus eurer Schule aufſteigende Sonne der Bildung mit frommem Jubel begrüßt, hat mir den Auftrag gegeben, für ſeine jung gebliebene Lernbegierde einige Hauptſchriften der erwachenden Wiſſenſchaft und insbeſondere das unvergleichliche Büch-

lein der Disputationen des Abtes Alcuin zu erwerben. Nun wird erzählt, dieser große und gute Lehrer habe jeden von euch mit einem kostbaren Exemplare ausgerüstet, und ich meine nur, einer dieser Herren hätte vielleicht Lust einen Handel zu schließen."

„Du sprichst wahr und weise, Bischofssohn," parodirte ihn der Höfling, „und wäre mein Alcuin nicht längst unter die Hebräer gegangen, mochte es geschehen, daß wir Zweie zu dieser Stunde darum ein kurzweiliges Würfelspielchen machten."

„In unchristliche Hände! diese göttliche Weisheit!" wehklagte der Räter.

„Weisheit!" spottete der Rothbart, „ich versichere dir: lauter dummes Zeug. Uebrigens weiß ich es auswendig. Höre nur, Bergbewohner!" Er krümmte den langen Rücken wie ein verbogener Schulmeister, zog die Brauen in die Höhe und wendete sich an den jüngsten der Bande, einen Krauskopf, der, fast noch ein Knabe, aus südlichen Augen lachend mit Lust und Liebe auf das gottlose Spiel einging.

„Jüngling," predigte der falsche Alcuin, „du hast einen guten Charakter und einen gelehrigen Geist. Ich werde dir eine ungeheuer schwere Frage vor-

legen. Siehe, ob du ſie beantworteſt. Was iſt der Menſch?"

„Ein Licht zwiſchen ſechs Wänden," antwortete der Knabe andächtig.

„Welche Wände?"

„Das Links, das Rechts, das Vorn, das Nichtvorn, das Oben, das Unten." Jeden dieſer Räume bezeichnete er mit einer Geberde: beim fünften ſtarrte er in den leuchtenden Himmel hinauf, als beſtaune er einen Engelreigen, und bohrte ſchließlich einen ſtieren Blick in den Boden, als entdecke er die verſchüttete Tarpeja. Jubelndes Klatſchen belohnte die Faxe.

Die wachſende Luſtigkeit der Palaſtſchule begann den Biſchofsneffen zu ängſtigen. Da trat im guten Augenblicke einer aus dem Kreiſe, ein kühner Krieger, dem an der rechten Seite des ſtämmigen Wuchſes ein ſeltſam gewundenes Hifthorn hing. „Sei getroſt," ſagte er und ergriff die Hand des Räters, „du ſollſt ein Pergament haben. Das meinige. Es ſchleppt ſich unter dem Gepäcke." Er führte den Erlöſten weg, die Treppe des Capitols hinunter, ſich nicht weiter um ſeine Gefährten bekümmernd.

Jetzt gingen ſie freundlich nebeneinander, wenn

auch nicht mehr Hand in Hand. Die des Palaſtſchüt-lers war auf das Hifthorn geglitten, das der Biſchofs-neffe mit aufmerkſamen Blicken betrachtete. „Das hier kommt aus dem Gebirge," ſagte er.

„So," machte der Behelmte. „Aus welchem Ge-birge?"

„Aus unſerm, Landsmann. Ich kenne dich an deiner Sprache, wie du mich ebendaran erkannt haben wirſt, da du mich, wofür ich dir danke, den Neckereien der Palaſtſchule entzogeſt. Daß du es wiſſeſt, ich bin Gracioſus" — der kluge Räter hatte dieſen ſeinen hübſchen Namen den Spöttern am Reiterbilde weislich verſchwiegen — „oder auf deutſch Gnadenreich, und du biſt Wulfrin, Sohn Wulfs, wenn dieſes Hifthorn dein Erbtheil iſt, wie ich vermuthe."

Wulfrin furchte die Stirn. Es mochte ihm nicht willkommen ſein, von der Heimath zu hören. Dann muſterte er Gnadenreich und fand einen anmuthenden wohlgebildeten Jüngling, eine Gott und Menſchen gefällige Erſcheinung, nicht anders als der Name lautete. Er klopfte ihn auf die runde Schulter, deren Schmiegſamkeit zu dieſer beſchützenden Liebkoſung ein-lud, und ſagte: „Es macht warm." In der That

ſtrahlte nicht nur die römiſche Märzſonne, ſie brannte ſogar.

„Ja, es macht warm," wiederholte er, hob den Helm und wiſchte mit der Hand einen Schweißtropfen. „Leeren wir einen Becher?" und ohne die Antwort zu erwarten, bog er nach wenigen Schritten in den offenen Hofraum eines klöſterlichen Gebäudes und warf ſich dort auf eine Steinbank, wo Gracioſus in Züchten ſich neben ihn ſetzte. „Ich darf mich nicht weiter verziehen," ſagte der Höfling, „als das Horn reicht, wann Herr Karl die Schule zuſammenruft. Auch liebe ich dieſes junge Geſchöpf," ſcherzte er und zeigte auf eine Palme, welche in geringer Entfernung auf dem Vorſprunge eines Hügels, von leichten Windſtößen bewegt, ſich im blauen Himmel fächerte und etwa ſechzehn Jahresringe zählen mochte. „Hier heißt es ad palmam novellam und Pförtner Petrus ſchenkt einen herben. He, Petrus!" Dieſer, ein Alter mit ſtruppigem Bart, feurigen Augen und zwei rieſigen Schlüſſeln am Gurte, brachte Kanne und Becher.

„Palma novella iſt auch ein Frauenname," bemerkte Gracioſus und netzte den Mund.

„Mag ſein," verſetzte Wulfrin. „In Hiſpanien,

wenn mir recht ist, läuft derlei Getauftes oder Ungetauftes herum. Ich habe mich nicht damit befaßt. Ich mache mir nichts aus den Weibern."

„Deine rätische Schwester heißt auch nicht anders," sagte Gnadenreich unschuldig.

„Meine — rätische — Schwester?"

„Nun ja, Wulfrin, das Kind der Judicatrix, meiner Nachbarin auf Malmort am Hinterrhein. Du hast sie nie von Angesicht gesehen, die Frau Stemma, das zweite Weib deines Vaters?"

„Das dritte," murrte Wulfrin. „Ich bin von der zweiten."

„Das weißt du besser. Auch das jähe Ende deines Vaters weißt du, bei seinem Auftritt in Malmort. Palma ist nachgeboren."

„Es sei," versetzte Wulfrin verdrossen. „Warum auch sollte es nicht sein? Rührt mich aber nicht. Was mich kümmern konnte, hat mir der Knecht des Vaters, der Steinmetz Arbogast, umständlich berichtet. Ich habe es mit ihm beredet und erörtert mehr als einmal und noch zuletzt am Wachfeuer vor Pertusa, wenige Augenblicke bevor den treuen Kerl der maurische Pfeil meuchelte. Das ist nun fertig und abgethan.

Wiſſe: als Siebenjähriger bin ich daheim ausgeriſſen — der Vater hatte mir das ſieche Mütterlein ins Kloſter geſtoßen — und über Stock und Stein zu König Karl gerannt. Dorthin hat mir der Arbogaſt mein Erbe gebracht, das Wulfenhorn, dieſes hier. Der Wulfenbecher, der dazu gehört, obſchon er heidniſch iſt — das Horn iſt bibliſchen Urſprungs — blieb auf Malmort und mag dort bleiben, bis ich freie und das hat Weile. Sie werden ihn aufgehoben haben. Du haſt ihn wohl geſehen, wenn du dort ein- und ausgehſt."

Gracioſus nickte.

„Verſtehe! Beide, Horn und Kelch, ſind zwei Alterthümer, mit Tugenden und Kräften begabt. Den Becher gab einem Wölfling ein Elb oder eine Elbin von denen im Hinterrhein. Solang eines Wolfes Weib ihn ihrem Wolfe kredenzt und den darein gegrabenen Spruch ohne Anſtoß herſagt, einmal vorwärts und einmal rückwärts, gefällt und mundet ſie dem Wolfe. Ueber das Hifthorn ſind die Meinungen getheilt. Nach den Einen iſt es gleichfalls ein elbiſches Geſchenk und vor dem Burgthor bei der Rückkehr geblaſen, zwingt es die Wölfin zu bekennen, was immer ſie in Ab-

weſenheit des Gatten geſündigt hat. Andere dagegen behaupten, daß ein Wolf im gelobten Lande das Horn mit ſeinem Schwert aus dem erſtarrten Pech und Schwefel des todten Meeres grub. So iſt es ein im Getümmel zur Erde geſtürztes Harſchhorn, von denen, welche die himmliſchen Haufen bliesen zum Gericht über Sodom und Gomorra.“ Wulfrin blickte dem Räter ins Geſicht, der ihm — Schlauheit oder Einfalt — zwei gläubige Augen entgegenhielt.

Eben wurde vom Winde ein Bruchſtück der Seelenmeſſe aus Ara Cöli hergetragen. Zornig und drohend ſangen ſie dort: „Dies irae, dies illa, dies magna et amara valde!“

„Schöne Bäſſe,“ lobte Wulfrin. „Um wieder auf den Becher zu kommen, ſo glaube ich nicht an ſeine Kraft. Sicherlich hat die Mutter nicht unterlaſſen ſeinen Spruch herzubeten, vorwärts und rückwärts. Es hat nichts gefruchtet. Sie welkte und der Vater verſtieß ſie.“ Er that einen Seufzer.

„Und das Horn?“ fragte Schelm Graciosus.

Der Höfling wog es in den Händen und lächelte. Graciosus lächelte gleichfalls.

„Uebrigens iſt es das beſte Hifthorn im Heere.

Das ruft! Höre nur!“ und er ſetzte es an den Mund.

„Um aller Heiligen willen, Wulfrin, laß ab!“ ſchrie Gracioſus ängſtlich. „Willſt du die Stadt Rom in Aufruhr bringen?“

„Du haſt recht, ich dachte nicht daran.“ Wulfrin ließ das Horn in die tragende Kette zurückfallen.

„Dieſes Hifthorn,“ ſagte jetzt Gracioſus bedächtig, „wurde mir beſchrieben. Auch hat es der Knecht Arbogaſt in Stein gemeißelt auf dem Grabmal im Hofe von Malmort, wo er den Comes deinen Vater abbildete und die Wittib daneben.“

„So?“ grollte Wulfrin. „Konnte der Vater nicht allein liegen?“

Gracioſus ließ ſich nicht einſchüchtern. „An den Herrn des Hifthorns habe ich einen Auftrag,“ ſagte er.

„Du biſt voller Aufträge. Von wem haſt du dieſen?“

„Von der Richterin.“

„Welche Richterin?“ Entweder war Wulfrin von harten Begriffen oder ſeine Laune verſchlechterte ſich zuſehends.

„Nun, die Judicatrix Stemma, deine Stiefmutter.“

„Was hab' ich mit der Alten zu schaffen! Warum lächelst du, Männchen?"

„Weil du so mit ihr umgehst, die noch schön und jung ist."

„Ein altes Weib, sage ich dir."

„Ich bitte dich, Wulfrin! Dein Vater freite sie als eine Sechzehnjährige. Dein Geschwister ist nicht älter. Zähle zusammen! Doch jung oder alt, sie gab mir den Auftrag und ich darf ihn nicht unausgerichtet heimbringen."

Der Höfling verschluckte einen Fluch. „Du verdirbst mir den Krätzer, er schmeckt wie Galle." Erbost stieß er den Becher von der Bank und setzte den Fuß darauf. „So sprich!"

„Frau Stemma," begann Gnadenreich in bildlicher Rede, will sich vor dir die Hände in ihrer Unschuld waschen."

„Ein Becken her!" spottete Wulfrin, als riefe er in die Gasse hinaus nach einem Bader.

„Wulfrin, stünde sie vor dir, du strafteſt deine Lippen! Keine in Rätien hat edlere Sitte. Was sie verlangt, ist gebührlich. Auf der Schwelle ihres Kastells, vor ihrem Angesichte, jählings ist dein Vater erblichen.

Das iſt ſchrecklich und fragwürdig. Frau Stemma läßt dir ſagen, ſie wundere ſich, daß ſie dich rufen müſſe, ſie habe dich längſt, täglich, ſtündlich erwartet, ſeit du zu deinen mündigen Jahren gekommen biſt. Nur ein Sorgloſer, ein Fahrläſſiger, ein Pflichtvergeſſener — nicht meine Worte, die ihrigen — verſchiebe und verſäume es, ſie zur Rechenſchaft zu ziehen."

Wulfrin blickte finſter. „Das Weib tritt mir zu nahe," ſagte er. „Ich wußte, was man einem Vater ſchuldig iſt. Er hat an meiner Mutter gefrevelt und ſein Gedächtniß — die Kriegsthaten ausgenommen — iſt mir unlieb: dennoch habe ich mir ſeine Todesgeberde vergegenwärtigt, den Augenzeugen Arbogaſt, der das Lügen nicht kannte, habe ich ſcharf ins Verhör genommen. Jetzt will ich noch ein Uebriges thun und dir die gemeine Sache herbeten, vom Credo bis zum Amen. Du biſt aus dem Lande und kennſt die Geſchichte. Mangelt etwas daran oder iſt etwas zuviel, ſo widerſprich!

Der Vater kam aus Italien und nächtigte bei dem Judex auf Malmort. Bei Wein und Würfeln wurden ſie Freunde und der Vater, der, meiner Treu, kein Jüngling mehr war — ich habe aus der Wiege ſeinen

weißen Bart gezupft — warb um das Kind des Richters und erhielt es. Beim Bischof in Cur wurde Beilager gehalten. Am dritten Tage setzte es Händel. Der Räzünser, dessen Werbung der Judex abgewiesen haben mochte, wurde zu spät oder ungebührlich geladen oder an einen unrechten Platz gesetzt oder nachlässig bedient oder schlecht beherbergt oder es wurde sonst etwas versehen. Kurz, es gab Streit und der Räzünser streckt den Judex. Der Vater hat den Schwieger zu rächen, berennt Räzüns eine Woche lang und bricht es. Inzwischen bestattet das Weib den Judex und reitet nach Hause. Dort sucht sie der Vater, mit Beute beladen. Er stößt ins Horn, der Sitte gemäß. Sie tritt ins Thor, sagt den Spruch und kredenzt den Wulfenbecher, den ihr der Vater in Cur nach wölfischer Sitte als Morgengabe gereicht hatte. Kredenzt ihn mit drei Schlücken. Der Arbogast, der durstig daneben stand, hat sie gezählt: drei herzhafte Schlücke. Der Vater nimmt den Becher, leert ihn auf einen Zug und haucht die Seele aus. War es so oder war es anders, Bischofsneffe?"

„Wörtlich und zum Beschwören so," bestätigte Graciosus. „Von hundert Zeugen, die den Burghof füllten,

zu beſchwören! Soviel ihrer noch am Leben ſind. Und ſolches iſt geſchehen nicht im Zwielichte, nicht bei flackernden Spänen, ſondern im Angeſicht der Sonne zu klarer Mittagszeit. Der Comes dein Vater war raſend geritten, hatte im Bügel manchen Trunk gethan" —

„Und mit fliegender Lunge ins Horn geſtoßen, vergiß nicht!" höhnte Wulfrin.

„Er trieſte und keuchte" —

„Er lechzte wie eine Bracke!" überbot ihn Wulfrin.

„Er ſehnte ſich nach ſeinem Weibe," dämpfte Graciosus.

„Trunken und brünſtig! unter gebleichten Haaren! pfui! Iſt das zum Abmalen und an die Wand heften? Was will die Judicatrix? Mich ſchwören laſſen, daß wir Wölfe gemeinhin am Schlage ſterben? Was freilich auf die Wahrheit herausliefe."

„Es iſt ihr Wille ſo und man gehorcht ihr in Rätien."

„Seht einmal da! ihr Wille!" hohnlachte Wulfrin. „Mein Wille iſt es nicht und meine Heimath iſt nicht ein Bergwinkel, ſondern die weite Welt, wo der Kaiſer ſeine Pfalz bezieht oder ſein Zelt aufſchlägt. Sage du

deiner Richterin, Wulfrin ſei kein Laurer noch Argwöhner! Sie rühre nicht an die Sache! Sie zerre den Vater nicht aus dem Grabe! Ich laſſe ſie in Ruhe, kann ſie mich nicht ruhig laſſen?" Er drohte mit der Hand, als ſtünde die Stiefmutter vor ihm. Dann ſpottete er: „Hat das Weib den Narren gefreſſen an Spruch und Urtheil? Hat es eine kranke Luſt an Schwur und Zeugniß? Kann es ſich nicht erſättigen an Recht und Gericht?"

„Es iſt etwas Wahres daran," ſagte Graciosus lächelnd. „Frau Stemma liebt das Richtſchwert und befaßt ſich gerne mit ſeltenen und verwickelten Fällen. Sie hat einen großen und ſtets beſchäftigten Scharfſinn. Aus wenigen Punkten erräth ſie den Umriß einer That und ihre feinen Finger enthüllen das Verborgene. Nicht daß auf ihrem Gebiete kein Verbrechen begangen würde, aber geleugnet wird keines, denn der Schuldige glaubt ſie allwiſſend und fühlt ſich von ihr durchſchaut. Ihr Blick dringt durch Schutt und Mauern und das Vergrabene iſt nicht ſicher vor ihr. Sie hat ſich einen Ruhm erworben, daß ferner her durch Briefe und Boten ihr Weisthum geſucht wird."

„Das Weib gefällt mir immer weniger," grollte

Wulfrin. „Der Richter walte seines Amtes schlecht und recht, er lausche nicht unter die Erde und schnüffle nicht nach verrauchtem Blute.“

Graciosus begütigte. „Sie redet davon, ihr Haus zu bestellen, obwohl sie noch in Blüthe und Kraft steht. Vielleicht sorgt sie, wenn sie nicht mehr da wäre, könntest du deine Schwester in Unglück stürzen“ —

„In Unglück?“

„Ich meine, sie berauben und verjagen unter dem Vorwande einer unaufgeklärten und ungeschlichteten Sache. Darum, vermuthe ich, will sie dich nach Malmort haben und sich mit dir vertragen.“

Wulfrin lachte. „Wirklich?“ sagte er. „Sie hat einen schönen Begriff von mir. Meine Schwester plündern? Das arme Ding! Im Grunde kann es nicht dafür, daß es auf die Welt gekommen ist. Doch auch von ihr will ich nichts wissen.“ Während er redete, zählte sein Blick die Jahresringe der jungen Palme. „Fünfzehn Ringe?“ sagte er.

„Fünfzehn Jahre,“ berichtigte Graciosus.

„Und wie schaut sie?“

„Stark und warm,“ antwortete Gnadenreich mit einem unterdrückten Seufzer. „Sie ist gut, aber wild.“

„So ist es recht. Und dennoch will ich nichts von ihr wissen.“

„Sie aber weiß von nichts anderm als von dem fremden reisigen fabelhaften Bruder, der sich mit den Sachsen balgt und mit den Sarazenen rauft. „Wann der Bruder kommt“ — „Das gehört dem Bruder“ — „Das muß man den Bruder fragen“ — davon werden ihr die Lippen nicht trocken. Jedes Hifthorn jagt sie auf, sie springt nach deinem Becher und damit an den Brunnen. Sie wäscht ihn, sie reibt ihn, sie spült ihn.“

„Warum, Narr?“

„Weil sie dir ihn kredenzen will und dein Vater sich daraus den Tod getrunken hat.“

„Dummes Ding! Du also wirbst um sie?“

Der ertappte Gracioſus erröthete wie ein Mädchen. „Die Mutter begünstigt mich, aber an ihr selbst werde ich irre,“ gestand er. „Kämest du heim, ich bäte dich, ein Wort mit ihr zu reden.“

Wieder musterte Wulfrin den netten Jüngling und wieder klopfte er ihn auf die Schulter. „Sie hält dich zum besten?“ sagte er.

„Sie redet Räthsel. Da ich neulich auf mein Herz anspielte“ —

„Schlug sie die Augen nieder?“

„Nein, die schweiften. Dann zeigte sie mit dem Finger einen Punkt im Himmel. Ich blinzte. Ein Geier, der ein Lamm davontrug. Unverständlich.“

„Klar wie der Morgen. „Raube mich.“ Das Mädchen gefällt mir.“

„Du willst sie sehen?“

„Niemals.“

Jetzt trat ein Palastschüler mit suchenden Blicken in den Hofraum und dann rasch auf Wulfrin zu. „Du,“ sagte er, „die Messe ist aus, der König verläßt die Kirche.“ Der „Kaiser“ wollte ihm noch nicht über die Zunge.

Wulfrin sprang auf. „Nimm mich mit!“ bat Graciosus, „damit ich dem Herrn der Erde nahe trete und ihn reden höre.“

„Komm,“ willfahrte Wulfrin gutmüthig und bald standen sie neben dem Kaiser, vor welchem ein ehrwürdiger, aber etwas verwilderter Graubart das Knie bog. Gnadenreich erkannte Rudio, den Kastellan auf Malmort, und wunderte sich, welche Botschaft der Räter bringe, denn Karl hielt ein Schreiben in der Hand. Er reichte es dem Abte und Alcuin las vor:

„Erhabener, da ich höre, du werdeſt von Rom nach dem Rheine ziehen, flehe ich dich an, daß Du deinen Weg durch Rätia nehmeſt. Seit Jahren haben ſich in unſern verwickelten Thälern verſprengte Lombarden eingeniſtet unter einem Witigis, der ſich Herzog nennt. Wir, die Herrſchenden im Lande, unter uns ſelbſt uneins und ohne Haupt, werden nicht mit ihnen fertig, ja einige von uns zahlen ihnen Tribut. Ein unerträglicher Zuſtand. Du biſt der Kaiſer. Wenn du kommſt und Ordnung ſchaffſt, ſo thuſt du, was deines Amtes iſt. Stemma, Judicatrix.“

„Keine Schwätzerin,“ ſagte der Kaiſer. „Meine Sendboten haben mir von der Frau erzählt.“ Alcuin betrachtete die Handſchrift. „Feſte Züge,“ lobte er.

„Alcuin, du Abgrund des Wiſſens,“ lächelte Karl, „was iſt Rätien? Welche Päſſe führen dahin?“

Der kleine Abt fühlte ſich durch Lob und Frage geſchmeichelt, wendete ſich aber nicht an den Gebieter, ſondern, als der Höfling und der Schulmeiſter, welcher er war, an die Palaſtſchule, die ſchon zu einem guten Drittel, den Blondbart inbegriffen, um den Kaiſer verſammelt ſtand.

„Jünglinge,“ lehrte er und zog die Brauen in die

Höhe, „wer seinen Weg durch das rätische Gebirge nimmt, hat, ohne den harten aber in Stücke zerrissenen Damm einer Römerstraße zu zählen, die Wahl zwischen mehreren Steigen, die sich alle jenseits des Schnees am jungen Rheine zusammenfinden. Diese Wege und Stapfen führen im Geisterlicht der Firne durch ein beirrendes Netz verstrickter Thäler, das die Fabel mit ihren zweifelhaften Gestalten und luftigen Schrecken bevölkert. Hier ringelt sich die Schlangenkönigin, wie verlockt von einer Schale Milch, einem blanken Wasser zu, gegenüber, aus einem finstern Borne, taucht die Fei und wehklagt."

„Lehrer, was hat sie für Gründe dazu?" fragte der Rothbart wißbegierig.

„Sie ahnt das ewige Gut und kann nicht selig werden. Dahinter, zwischen Schnee und Eis, in einem grünen Winkel, weidet eine glockenlose Heerde und ein kolossaler Hirte, halb Firn halb Wolke, neigt sich über sie. Tiefer unten, bei den ersten Stapfen, verliert die harmlose Fabel ihre Kraft und menschliche Schuld findet ihre Höhlen und Schlupfwinkel. Hier raucht und schwehlt eine gebrochene Burg, dort starrt, von Raben umflattert, ein Mörder in den zerschmetternden Abgrund."

„Wen hat er hinuntergeworfen?“ fragte der Rothbart spöttisch.

„Eheu!“ jammerte der Abt, „bist du es, Liebling meiner Seele, Peregrin, mein bester Schüler, dessen Knochen in der rätischen Schlucht bleichen?“ Er trocknete sich eine Thräne. Dann schloß er: „Gegen beides, Fabel und Sünde, hält Bischof Felix in Cur beschwörend seinen Krummstab empor.“

„In schwachen Händen,“ scherzte der Kaiser.

„Er ist sehr schön gearbeitet,“ rief Graciosus mit der schallenden Stimme eines Chorknaben, „und in seiner Krümmung neigt sich der Verkündigungsengel mit der Inschrift: „Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen.“

Karl gönnte dem Bischofsneffen einen heitern Blick und wendete sich gegen die Schule: „Stammt einer von euch aus Rätien?“

Wulfrin trat vor. „Ich, Herr. Jung bin ich ausgewandert, doch kenne ich Sprache und Steige.“

„So reite und berichte.“

„Dir zu Dienste, Herr,“ verabschiedete sich Wulfrin, wurde aber von dem hartnäckigen Gnadenreich gehalten, der sich seiner bemächtigte und ihn vor den Kaiser

zurückbrachte. „Durchlauchtigſter,“ verklagte er ihn, „er ſoll auf Malmort bei der Richterin ſeiner Stiefmutter erſcheinen, keiner Andern als die dir den Brief geſchrieben hat, und er will nicht. Sie beſteht darauf, ſich vor ihm zu rechtfertigen über das jähe Sterben ihres Gemahles des Comes Wulf.“

„Jener?“ beſann ſich der Kaiſer. „Er hat mir und ſchon meinem Vater gedient und verunglückte im rätiſchen Gebirge.“

„Vor dem Kaſtell und zu den Füßen ſeines Weibes Stemma, die ihm den Willkomm kredenzt hatte,“ erinnerte Gnadenreich.

Karl verfiel in ein Nachdenken. „Eben habe ich für die Seele meines Vaters gebetet,“ ſagte er. „Kindliche Bande reichen in das Grab. Mich dünkt, Wulfrin, du darfſt bei der Richterin nicht ausbleiben. Du biſt es deinem Vater ſchuldig.“

Wulfrin ſchwieg trotzig. Jetzt griff der Kaiſer rechts nach dem Hifthorn, um die ganze Schule zuſammenzurufen und ihr ſeine Befehle zu geben. Es mangelte. Er hatte es im Palaſte vergeſſen oder abſichtlich zurückgelaſſen, um der Meſſe als ein Friedfertiger beizuwohnen. „Deines, Trotzkopf!“ gebot er

und Wulfrin hob sich sein Hifthorn über das Haupt. Karl betrachtete es eine Weile. „Es ist von einem Elk," sagte er, hob es an den Mund und stieß darein. Da gab das Horn einen so gewaltigen und grauenhaften Ton, daß nicht nur die Höflinge aus allen Ecken und Enden des Capitols hervorstürzten, sondern auch, was sich ringsum von römischem Volke gehäuft hatte, erstaunt und erschreckt die Köpfe reckte, als nahe ein plötzliches Gericht. Karl aber stand wie ein Cherub.

Im Gedränge des Aufbruchs machte sich der Bischofsneffe noch einmal an den Höfling. „Auf Wiedersehen in Malmort: du gehorchst?"

„Nein," antwortete Wulfrin.

Zweites Kapitel.

Innerhalb der dicken Mauern eines wie aus dem Felsen gewachsenen rätischen Kastells sprudelte ein Quell in klösterlicher Stille. Durch die Zacken bemooster Ahorne rauschte der Abendwind mächtig über den Hof weg und schon rückte das Spätroth hinauf an dem klotzigen Gemäuer. Am Brunnen aber stand ein junges Mädchen und ließ den heftigen Strahl in einen Becher springen, aus dessen von Alter geschwärztem Silber er schäumend empor und ihr über die bloßen Arme spritzte.

„Berg und Wetter sind gut," murmelte sie. „Mir brannten die Sohlen von früh an ihm entgegen zu rennen. Kommt er heute noch? oder erst morgen? oder übermorgen zum allerspätesten! Graciosus verschwor sich, der Bruder ziehe mit dem Kaiser — nein, er reite ihm weit voraus! Und der Kaiser ist nahe,

was flüchteten sonst die Lombarden Hals über Kopf? Bum!“ machte sie und ahmte den dumpfen Schlag einer Laue nach, dem bald ein zweiter und noch der dritte folgte, denn im Gebirge, das in Gestalt eines breiten blanken Firns über die Firste blickte, hatte es heute in einem fort gerieselt und geschmolzen.

„Die ihr auf weißen Stürzen in den Abgrund schlittet, seid ihm hold, bärtige Zwerge! Verberget ihm nicht den Pfad, verschüttet ihm nicht die Hufen des Rosses! Sprudle, Fluth! Spül' aus den Hauch des Todes! Luft und Leben trinke der Bruder!“ und sie streckte den schlanken Arm. Dann hob sie den gebadeten Becher in die Höhe der Augen und buchstabirte den Elbenspruch, welchen sie sich deutlicher in das Herz schrieb, als er mit erblindeten Lettern in das Silber gegraben stand. Der Spruch aber lautete folgendermaßen:

„Gesegnet seiest du!
Leg' ab das Schwert und ruh!
Genieße Heim und Rast
Als Herr und nicht als Gast!
Den Wulfenbecher hier
Dreimal kredenz' ich dir!
Erfreue dich am Wein!
Willkomm . . . . .“

Hier ſchloß entweder der zaubertüchtige Spruch oder dann kam noch etwas gänzlich Unleſerliches, wenn es nicht zufällige Male der Verwitterung waren.

Eigentlich wußte ſie ihn ſchon lange auswendig. Sie ſagte ihn vorwärts, das ging, rückwärts, das ging auch. Dann ſah ſie ihn darauf an — zum wievielten Male! — ob er ihr mundgerecht ſei und von der Schweſter dem Bruder ſich ſagen laſſe, denn Gracioſus hatte es errathen: ſie liebkoſte den Wunſch, mit dem Wulfenbecher dazuſtehen und ihn Wulfrin zu kredenzen. Ob es die Mutter erlaube? Dieſe machte ſich mit dem Becher nichts zu ſchaffen, ſie ließ ihn wo er langeher ſeinen Platz hatte. Der Spruch gefiel dem Mädchen und es malte ſich die Ankunft.

„Das Horn klingt! Oder wäre es möglich, daß er mich ſtill beſchliche? mit heimlichen Schritten? Aber nein, er will ja nichts von mir wiſſen — wenn Gracioſus nicht ſeinen Scherz mit mir getrieben hat. Das Horn dröhnt! Ich ergreife den Becher, fliege der Mutter voran — oder noch lieber, ſie iſt verritten und ich bin Herrin im Hauſe — jetzt naht er! jetzt kommt er!“ Ihr Herz pochte. Sie begann zu zittern und zu zagen. „Er iſt da! er iſt hinter mir!“ Sie

wendete sich zögernd erst, dann plötzlich gegen das Burgthor. In der niedern Wölbung desselben stand kein junger Held, aber lauernd drückte sich dort ein armseliger Pickelhering.

Das Mädchen brach in ein enttäuschtes Gelächter aus und trat beherzt der Fratze entgegen. Es war ein Lombarde, das errieth sie aus den ziegelrothen Nesteln seiner schmutzig-gelben Strümpfe. In die schreiendsten Farben gekleidet, wie sie Armuth und Zufall zusammenwürfeln, trug der Kleine einen langausgedrehten pechschwarzen Spitzbart, der mit den gezackten Brauen und dem verzerrten Gesichte eine possierliche Maske schuf.

„Wer bist du und was willst du?“ fragte das Mädchen.

„Nur nicht gerufen, kleine Herrin oder vielmehr große Herrin, denn, bei meiner katholischen Seele! du hast die Mutter dreimal handbreit überwachsen. Wo ist sie?“ Er schaute sich ängstlich um. Sein Blick fiel auf etwas Graues. In der Mitte des Hofes und im Schatten der Ahorne stand ein breiter Steinsarg, auf dessen Platte ein gewappneter Mann neben einem Weibe lag, das die Hände über der Brust faltete. „Ei, da hält ja unsere liebe Frau neben ihrem Alten stille

Andacht," ſpaßte der Lombarde, „und trübt kein Wäſſerchen, während ſie zugleich in ihrer grünen Kraft bergauf bergab reitet und hängen und köpfen läßt." Er blickte bedenklich zu dem prächtig gebildeten leuchterförmigen Aſt eines Ahorns empor. „Hier würde ich ungerne prangen," ſagte er. „In Kürze: ich bin Rachis der Goldſchmied und habe ein Geſchäftchen mit dir. Liebſt du deinen Bruder, junge Herrin?"

Dieſe plötzliche Frage ſetzte das Mädchen kaum in Erſtaunen, das ſich heute und geſtern mit nichts anderem als nur mit dieſem ſelben Gegenſtande beſchäftigt hatte. „Wie mein Leben," ſagte ſie.

„Das iſt ſchön von dir, aber wenig fehlt, ſo liebſt du einen Todten. Wulfrin der Höfling iſt in unſere Gewalt gerathen."

„Er lebt?" ſchrie das Mädchen angſtvoll.

„Zur Noth. Herzog Witigis zielt auf ſein Herz — aber wird uns die Richterin nicht überraſchen?"

„Nein, nein, ſie iſt nach Cur verritten. Rede! ſchnell!"

„Nun, ich habe ein feines Ohr und weiß auch ein Loch in der Mauer, denn ich bin hier nicht unbekannter als der Marder im Hühnerhof. Alſo: dein Bruder

ist in einen Hinterhalt gefallen. Er schlug um sich wie ein Rasender und unser Sechse wichen vor ihm, die einen verwundet, die andern um es nicht zu werden. Doch sein Pferd rollte in den Abgrund und er selbst verirrte sich auf eine leere Felsplatte, wo wir ein Treiben auf ihn anstellten und ihm hinterrücks ein langes Jagdnetz über den Kopf warfen. Denn der Herzog wollte ihn lebendig fangen, um ihn über die Wege des Franken unsres Verderbers auszufragen. Der Trotzkopf aber verschwieg alles, auch den eigenen Namen. Da legte der Herzog den Pfeil auf den Bogen und" — Rachis that einen grausamen Pfiff.

„Du lügst! er lebt!" rief das Mädchen muthig.

„Vorläufig. Der Herzog drückte nicht ab, denn — jetzt wird die Geschichte lustig — das junge Weib eines der Unsrigen, eine freigegebene Eigene der Richterin, wenig älter als du" —

„Mein Gespiel Brunetta, das Kind Faustinens" —

„Gerade diese sprang dazwischen. „Bei der durchlöcherten Seite Gottes," heulte sie, „der arme Herr trägt das Wulfenhorn und ist kein Anderer als der Sohn des Comes, der im Steinbild auf Malmort liegt. Seine leibliche Schwester, Herrin Palma, hat

mir von ihm erzählt, von klein an und in einem fort ohne Aufhören. Du darfst nicht sterben," wendete sie sich an den Gebundenen, „das wäre ihr ein großes Leid und tödtete ihr das Herzchen. Denn wisse, du bist ihr Herzkäfer, wenngleich sie dich noch nie mit Augen gesehen hat. Sende hin und sie löst dich mit ihrem ganzen Geschmeide. Es sind köstliche Sachen. All ihr Kleinod hat die Richterin dem Kinde, sobald es seinen Wuchs hatte, gespendet und dahingegeben."

So erfuhr Herzog Witigis den Namen seines Gefangenen und die blonde Rosmunde, die er um sich hat, das Dasein eines herrlichen Schatzes. Sie umhalste den Herzog und erflehte sich das Geschmeide von Malmort. Ihr Stirnband habe seine Perlen und ihr elfenbeinerner Kamm die Hälfte seiner Zähne verloren. Kurz, Goldschmied Rachis wurde an dich geschickt und bietet dir den Tausch. Wähle: Schmuck oder Bruder!"

Ehe noch der Lombarde geendigt hatte, stürzte das Mädchen gegen die Burg, die steile Treppe hinauf, verschwand in der Pforte und kam athemlos wieder, Schimmerndes und Klingendes in dem zur Schürze gefaßten hellen Oberkleide tragend. Dieses hielt sie

mit der Linken, während die Rechte Stück um Stück wie aus einem Horte emporhob und den gekrümmten Fingern des Goldschmieds überantwortete. Spangen, Stirnbänder, Gürtel, Perlschnüre verschwanden in dem Sacke, welchen Rachis geöffnet hatte, auch für die blonden Flechten Rosmundens ein kunstvoller Kamm von Elfenbein mit dem Heiland und den Aposteln in erhabener Arbeit. Jedes durch seine Hände wandernde Stück begleitete der Goldschmied mit dem Lobe des Kenners, nicht ohne ein bischen Bosheit, die dem begeisterten Mädchen seine Verluste fühlbar machen wollte. Sie zuckte nicht einmal mit dem Mund, sie leuchtete vor Freude bei der Hingabe alles ihres Besitzes.

Da kam ihr denn doch ein Zweifel. „Du bist redlich?“ sagte sie. „Du schickst mir den Bruder? Es ist besser, ich begleite dich!“ und sie machte sich wegfertig.

„Unmöglich, Herrin,“ widersprach der Lombarde, „das geht nicht! Du entdecktest unsere Schlupfwinkel und gefährdetest mit dem Leben des Bruders auch das deinige. Die Richterin aber würde dich von uns geraubt glauben. Sei nicht unklug und gieb dich nicht in fremde Gewalt!“ Er belud sich mit dem Sacke.

„Ein Schlummerchen, Fräulein! und wenn du die Augen wieder öffnest, haſt du den Bruder, der dich Gold und Gut koſtet. Das ſchwöre ich dir!“ Er ſenkte die drei Finger mit einem grimmigen Blicke gegen den Erdboden. „Bei dem da unten!“ gelobte er.

„Ein glaubhafter Schwur!“ ſprach eine weibliche Stimme. Rachis wendete ſich erſchrocken und bog das Knie vor einer behelmten Frau mit ſtrengen Zügen, die den Speer, den ſie in der Hand getragen, einem bewaffneten Knechte reichte. Die Richterin mochte aus Schonung für ihr ermüdetes Thier den ſteilen Burgweg zu Fuß erklommen haben. Sie faßte Palma ſchützend am Arm und blickte geringſchätzig auf den Lombarden. „Schwüreſt du bei Gott und ſeinen Heiligen,“ ſagte ſie, „ſo ſchwüreſt du falſch; eher ſchwörſt du die Wahrheit bei dem Vater der Lügen. Habet ihr euch nicht bei allem Göttlichen verpflichtet, ihr Lombarden, nie mehr in Rätien zu rauben und zu brennen? Und jetzt da ihr, wie alles Böſe, vor den Augen des Kaiſers flüchtet, ſchleudert ihr rechts und links verheerende Flammen! Ich komme von Cur und weiß um eure Thaten, Eidbrüchige! Sage du deinem Witigis, die Richterin würde ihm nachjagen und ihn züchtigen, wenn

nicht ein Höherer käme und er ist schon da, dessen Hand ihn erreicht, flöhe er an die Enden der Erde!" Jetzt fielen ihre Augen auf den Sack des Goldschmieds. „Was trägst du da weg, Dieb?" fragte sie verächtlich.

„Ein ehrlicher Handel," betheuerte dieser und öffnete den Sack, während das Mädchen die Mutter stürmisch umarmte. „Ich kaufe den Bruder!" rief sie. „Er ist in die Gewalt des Witigis gerathen, der auf ihn zielt, bis ich der Frau Herzogin" — das unschuldige Kind erhob die blonde Rosmunde in den Ehestand — „meinen Schmuck gegeben habe und wie gerne gebe ich ihn!"

Die Richterin machte sich von ihr los und fragte Rachis: „Ist das wahr?"

„Bei meinem Halse, Herrin!"

„Ich würde dir nicht glauben, wüßte ich nicht, daß der Höfling Wulfrin dem Kaiser voranreitet und hätte ich nicht selbst eben jetzt in Cur gehört, daß die Lombarden einen Höfling gefangen haben. Dennoch kann es eine Lüge sein, denn es ist kaum glaublich, daß ein Tischgenosse Karls dem Feinde seinen Namen nennt und zu einem Mädchen um Lösung sendet."

„Nein, nein, Mutter, so war es nicht!“ rief Palma und erzählte den Vorgang.

„Ein eitles Weib, dem ein Leben feil ist für einen Schmuck, das hat mehr Sinn,“ meinte die Richterin. Sie schien zu überlegen. Dann warf sie einen Blick auf das Geschmeide. „Ich will den Höfling mit Byzantinern lösen,“ sagte sie.

„Das steht nicht in meinem Auftrag und würde der Rosmunde schlecht gefallen.“

„Dann thue ich es nicht.“

„Auch gut,“ grinste Rachis. „So lässest du eben den Wulfrin umkommen. Du magst deine Gründe haben. Ganz wie du willst.“

„Das willst du nicht, Mutter!“ jammerte Palma und stürzte auf die Kniee.

„Nein, das will ich nicht,“ sprach die Richterin mit nachdenklichen Brauen. „Warum auch? Nimm das Zeug!“ und Rachis war weg.

Das jubelnde Mädchen fiel der Mutter um den Hals und bedeckte den strengen Mund mit dankbaren Küssen. Dann raubte sie ihr den kriegerischen Helm so ungestüm, daß die Flechten des schwarzen Haares sich lösten und niederrollend dem entschlossenen Haupte

der Richterin einen jugendlichen und leidenden Ausdruck gaben. Die nicht enden wollende Freude Palmas ermüdete endlich die Richterin. „Geh schlafen, Kind," sagte sie, „es dunkelt."

„Schlafen? Wer könnte das, bis Wulfrin ruft?"

„So wirf dich wie du bist auf das Polster. Was gilt's, ich finde dich schlummern? Zu Bette, Hühnchen! husch! husch!" und sie klatschte in die Hände.

Palma flog die Stiege hinauf und die Richterin wendete sich zu Rudio ihrem Kastellan, der schon eine Weile ruhig harrend vor ihr stand. „Was meldest du?" fragte sie.

„Eine Albernheit, Herrin. Ich sah die Thür zu unserm Kerker sperrangelweit offen. Freilich hatte ich sie nicht verriegelt, da gerade niemand sitzt. Ich steige hinab und auf dem Stroh liegt ein Geschöpf, das ich in der letzten Helle mir nur mühsam enträtsle. Es war die Faustine, welche, wie du dich erinnerst, mit deiner Erlaubniß ihr Kind die Brunetta einem Lombarden, einem leiblichen Manne, den du auf mein Fürwort unter deinem Gesinde duldetest, zum Weibe gegeben hat. Jetzt da das fremde Volk wandert, hat auch ihr Kind sein Bündel geschnürt und das muß sie

irre gemacht haben. Sie hat ſich eine Hand in den Kettenring gezwängt und iſt übrigens guten Muthes. „Meiſter Rudio," redete ſie zu mir, „wetze dein Beil am Schleifſtein und thue mir morgen nicht weher als recht iſt." Ich ſchelte ſie und will ihr den Arm aus der Feſſel ziehen. „Welche Poſſe!" ſage ich, „du biſt ja die ehrliche Armuth am Rocken und im Rübenfeld, die ihr Kind rechtſchaffen großgezogen hat. Hier iſt nicht dein Ort. Mit deinesgleichen habe ich nichts zu thun." Sie ſperrte ſich und ſagte: „Das weißt du nicht, Rudio. Geh und rufe die Richterin. Die wird das Garn ſchon abwickeln und mir armem Weibe geben, was mir gehört." Sollte ich die Thörin zerren? Du ſteigſt wohl hinab und bringſt ſie zurecht."

Die Richterin hieß Rudio eine Fackel anbrennen und ihr vorſchreiten. In dem tiefen Gelaſſe ſaß ein gefeſſeltes Weib, das der Kaſtellan beleuchtete. Auf einen Wink der Herrin ſteckte er den brennenden Span in den Eiſenring und ließ die Frauen allein.

Stemma beugte ſich über die freiwillig Eingekerkerte und befühlte ihr als geſchickte Aerztin den Puls der freien Hand, welchen aber kein Fieber beſchleunigte. „Fauſtine," ſagte ſie, „was ficht dich an? was

iſt über dich gekommen? Dich verwirrt der Schmerz, daß du dich von deinem Kinde trennen mußteſt. Willſt du ihr folgen? Noch iſt es Zeit. Ich gebe dich frei. Du biſt nicht länger meine Eigene. Der Kaiſer wird den Lombarden feſte Sitze weiſen und du behältſt deine Brunetta."

Fauſtine ſchüttelte das Haupt. „Das fehlte noch," ſagte ſie, „daß ich mich an die Sohlen der Brunetta heftete und auch ihr zum Fluche würde! Richterin Stemma, nimm mir das ab!" Sie wies auf ihren Kopf. „Du weißt ja wohl und langeher, daß ich meinen Mann ermordete."

Mit ruhigem Blicke prüfte Stemma das grellbeleuchtete knochige Geſicht der gleichaltrigen Räterin. Dann ließ ſie ſich auf eine Treppenſtufe nieder und Fauſtine kroch zu ihren Knieen, ohne dieſe zu berühren. Ihre Augen waren geſund. „Herrin," ſagte ſie, „du weißt alles und wenn du mich ein Jahrzehnt und länger gnädig verſchont und meine Miſſethat bedeckt haſt, ſo war es, weil du nicht wollteſt, daß die Brunetta, der unſchuldige Wurm, zu Schanden komme. Ich durfte ſie aufziehen und dieſe Gunſt haſt du mir erwieſen, weil ich dein Geſpiel geweſen bin. Jetzt aber

da die Brunetta einem Manne folgt, ist kein Grund länger zu trödeln und zu tändeln. Laß uns die Sache ins reine bringen. Gieb mir mein Urtheil!"

Die Richterin erkannte aus der ganzen Geberde Faustinens, daß diese bei Sinnen sei, und so sehr sie das schlimme Geständniß überraschte, so wenig gab sie den furchtbaren Ruf ihrer Allwissenheit preis. „Lege Bekenntniß ab," sagte sie streng. „Das ist der Anfang der Reue." Und Faustine begann: „Kurz ist die Geschichte. Der Schütze Stenio umwarb mich" —

„Den der Eber, welchen er gefehlt hatte, schleifte und zerriß" —

„Jener. Hernach gab mich der Judex seinem Reisigen Lupulus zur Ehe. Ich bequemte mich und doch" — sie hielt inne, um das reine Ohr Stemmas nicht zu beleidigen. Die Richterin half ihr und sagte ernst und traurig: „Und doch wareſt du das Weib des Todten."

Faustine nickte. „Dann, vor dem Altar, plötzlich, zu meinem Entsetzen" —

„Fühlteſt du, daß du dem Todten gehörteſt, du und ein Ungebornes," half ihr die Richterin.

Wieder nickte Faustine. „Das ist alles, Herrin,"

iſt über dich gekommen? Dich verwirrt der Schmerz, daß du dich von deinem Kinde trennen mußteſt. Willſt du ihr folgen? Noch iſt es Zeit. Ich gebe dich frei. Du biſt nicht länger meine Eigene. Der Kaiſer wird den Lombarden feſte Sitze weiſen und du behältſt deine Brunetta."

Fauſtine ſchüttelte das Haupt. „Das fehlte noch," ſagte ſie, „daß ich mich an die Sohlen der Brunetta heftete und auch ihr zum Fluche würde! Richterin Stemma, nimm mir das ab!" Sie wies auf ihren Kopf. „Du weißt ja wohl und langeher, daß ich meinen Mann ermordete."

Mit ruhigem Blicke prüfte Stemma das grellbeleuchtete knochige Geſicht der gleichaltrigen Räterin. Dann ließ ſie ſich auf eine Treppenſtufe nieder und Fauſtine kroch zu ihren Knieen, ohne dieſe zu berühren. Ihre Augen waren geſund. „Herrin," ſagte ſie, „du weißt alles und wenn du mich ein Jahrzehnt und länger gnädig verſchont und meine Miſſethat bedeckt haſt, ſo war es, weil du nicht wollteſt, daß die Brunetta, der unſchuldige Wurm, zu Schanden komme. Ich durfte ſie aufziehen und dieſe Gunſt haſt du mir erwieſen, weil ich dein Geſpiel geweſen bin. Jetzt aber

da die Brunetta einem Manne folgt, ist kein Grund länger zu trödeln und zu tändeln. Laß uns die Sache ins reine bringen. Gieb mir mein Urtheil!"

Die Richterin erkannte aus der ganzen Geberde Faustinens, daß diese bei Sinnen sei, und so sehr sie das schlimme Geständniß überraschte, so wenig gab sie den furchtbaren Ruf ihrer Allwissenheit preis. „Lege Bekenntniß ab," sagte sie streng. „Das ist der Anfang der Reue." Und Faustine begann: „Kurz ist die Geschichte. Der Schütze Stenio umwarb mich" —

„Den der Eber, welchen er gefehlt hatte, schleifte und zerriß" —

„Jener. Hernach gab mich der Judex seinem Reisigen Lupulus zur Ehe. Ich bequemte mich und doch" — sie hielt inne, um das reine Ohr Stemmas nicht zu beleidigen. Die Richterin half ihr und sagte ernst und traurig: „Und doch wareſt du das Weib des Todten."

Faustine nickte. „Dann, vor dem Altar, plötzlich, zu meinem Entsetzen" —

„Fühlteſt du, daß du dem Todten gehörteſt, du und ein Ungebornes," half ihr die Richterin.

Wieder nickte Faustine. „Das ist alles, Herrin,"

sagte sie. „Lupulus, jähzornig wie er war, hätte mich umgebracht. Das Ungeborne aber verhielt mir den Mund und flüsterte mir Feindseliges gegen den Mann zu.“

„Genug,“ schloß Stemma. „Nur eines noch: woher hattest du das Gift?“

„Siehst du, Herrin,“ rief das Weib, „daß du weißt, wie ich ihn tödtete! Das Gift hat mir Peregrin gezeigt.“

„Peregrin?“ fragte die Richterin mit verhüllter Stimme. „Das ist nicht möglich,“ sagte sie.

„Er zeigte es mir und warnte mich davor. Ich irrte verzweifelnd unter den Kiefern von Silvretta. Da sehe ich ihn in seinem langen dunkeln Gewande, der sich bückt und Wurzeln gräbt. Blumen nickten mit braunen Glocken. Er ruft mich herbei und, eine dieser Blumen in der Hand, sagt er zu mir: „Frau, hüte dich und die Kinder vor diesem Gewächs! Sein Saft tödtet außer in den Händen des Arztes.“ Er meinte es gut mit seinem warnenden Blick unter dem braunen Gelocke hervor und hauchte mir doch einen grimmig bösen Gedanken an. Keine Schuld komme auf seine Seele! Doch ich rede thöricht. Er ist ja längst ein Engel Gottes, seit er nach der großen Ebene wandernd

im Gebirge unterging, wie sie sagen, und das war nicht lange nach jener Stunde. Du erinnerst dich noch, der Judex dein Vater, dem er die Wunde heilte, hatte ihn abgelohnt, was dir unlieb war, da er dich als ein weiser Kleriker noch vieles hätte lehren können."

„Schwatze nicht," gebot die Richterin, „und endige dein Bekenntniß. Am folgenden Tage bist du aus deiner Hütte nach Silvretta gegangen und hast die Wurzeln gegraben?"

„Ja. Du ritteſt vorüber und ich duckte mich, damit du mich nicht erkennen möchteſt, aber du wendeteſt dich zweimal im Sattel. Und nun sei barmherzig, Herrin, und gieb mir mein Theil." Sie ließ den Kopf auf die Bruſt fallen, sodaß ihr der üppige schwarze Haarwuchs über das Geſicht sank.

Stemma sann, auf Fauſtinen niederblickend, und zog ihr mit zerſtreuten Fingern einen langen Strohhalm aus dem Haar. „Fauſtine mein Geſpiel," sagte sie endlich, „ich kann dich nicht richten."

Die ganze Fauſtine gerieth in Aufruhr. „Warum nicht?" schrie sie empört, „du mußt es, oder ich schreie, daß alle Mauern tönen: Sie hat ihren Mann umgebracht!"

Stemma verhielt ihr den Mund. „Laß das Todtengebein!“ ſchalt ſie, als drohe ſie einem den verſcharrten Knochen hervorkratzenden Hunde.

„Sei barmherzig!“ flehte Fauſtine, „laß mir das Haupt abſchlagen, nachdem es Gott gekoſtet und ſein Kreuz geküßt hat. Dann wächſt es mir im Himmel wieder an und, Stenio rechts, Lupulus links, ſitzen wir auf einer Bank und geben uns die Hände. Danach verlangt mich,“ und ſie ſtreckte den Hals.

„Ich kann dich nicht richten, Thörin,“ ſagte Stemma ſanfter. „Aus drei Gründen nicht. Merk' auf!

Als du deine That begingeſt, lebte und regierte noch der Judex mein Vater. Nach ſeinem Ende und dem des Comes, da ich das Richtſchwert erbte, habe ich laut verkündigt: „Ab iſt alles Geſchehene! Von nun an ſündige Keiner mehr!“ Aber auch wenn ich dieſes nicht hätte ausrufen laſſen, könnte ich dennoch dich nicht richten und du gingeſt frei aus, denn ſeit deiner That ſind fünfzehn völlige Jahre in das Land gegangen und hier iſt uralter Brauch, daß Schuld verjährt in fünfzehn Jahren.“

„Verjährt? was iſt das?“ fragte Fauſtine verblüfft.

„Durch die Wirkung der Zeit ihre Kraft verliert.“

Ein höhniſches Lachen lief blitzend über die weißen Zähne der Räterin. „Alſo zum Beiſpiel,“ ſagte ſie, „wenn ich geſtern noch meinen Mann vergiftet hatte und über Nacht wird die Zeit völlig, ſo bin ich heute keine Mörderin mehr. Dieſe Dummheit!“

„Doch, du bleibſt eine Mörderin,“ belehrte ſie Stemma langmüthig, „aber du haſt mit dem irdiſchen Richter nichts mehr zu ſchaffen, ſondern nur noch mit dem himmliſchen. Sühne durch gute Werke! Du haſt den Anfang gemacht: fünfzehn mühſelige und rechtſchaffene Jahre wiegen.“

„Nichts wiegen ſie!“ zürnte Fauſtine. „Ich ſehe ſchon, du willſt meiner ſchonen! Du heißeſt die Richterin, aber du biſt die Ungerechte, du machſt Ausnahmen, du ſiehſt die Perſon an!“

„Schweige!“ befahl die Richterin. „Ich bin denn doch klüger als du und ich ſage dir: deine Sache iſt nicht mehr richtbar. Noch aus einem letzten Grunde. Ich kann dich nicht verdammen, auch wenn ich dir den Gefallen thun wollte, denn es ſteht kein Zeuge gegen dich als deine thörichte Zunge. Aber weißt du was: gehe nach Cur und beichte dem Biſchof. Er iſt der Hirte und du biſt das Schäflein. Er mag dir die

härteſte Buße auflegen: Faſten, ſchwere Dienſte, härenes Hemde, blutige Geißelungen. Fordere ſie, iſt er dir zu milde! Dann aber gieb dich zufrieden! Unterwirf dich ganz der Kirche: ſie vertritt dich und du haſt eine ſichere Sache!“ Sie ſagte das mit einem überzeugenden Lächeln.

„Ich weiß nicht,“ ſchluchzte Fauſtine, „Gott ſei davor, daß eine Miſſethäterin wie ich ſeiner heiligen Kirche nicht gehorche. Aber anders wäre es einfacher geweſen. Geplagt habe ich mich ſchon und im Schweiße meines Angeſichtes zerarbeitet fünfzehn Jahre lang mit dem Troſt und Vorſatz, ſobald mein Kind in ſein Alter und an den Mann gekommen, ſtracks in den Himmel zu fahren. Jetzt verrückſt du mir die kurze Leiter und vertrittſt mir den Weg.“

„Der nach Cur iſt kurz und der an unſer Ende iſt nicht lang. Gehorche, Fauſtine!“ Sie ergriff die Fackel und ſchritt die Stufen vorauf. Fauſtine folgte wie eine Seele in Pein.

Unter dem Burgthor, das ſich wie von ſelbſt öffnete, denn der Wärtel hatte die wandernde Helle wahrgenommen, blickte die Richterin in die Nacht hinaus und ſagte zu Fauſtinen: „Lege die Schuhe ab und laß

die scharfen Kiesel deine Sohlen zerreißen, denn du bist eine große Sünderin!“ Weinend trat Faustine ihren dunkeln Weg an.

Frau Stemma hatte recht gesagt. Da sie die hochgelegene Burgkammer betrat, schlief Palma. Neben ihren tiefen Athemzügen glomm auf einem Dreifuß eine hütende Flamme. Das Mädchen lag in ihrem ganzen Gewande auf dem Polster, die Hand über das Herz gelegt. Sie hatte das freudig pochende beruhigen wollen und war daran entschlummert. Die Mutter betrachtete die Geberde und konnte sich der Erinnerung nicht erwehren.

Nach dem Tode des Vaters und des Gatten und nach der Geburt Palmas hatte die noch nicht zwanzigjährige Richterin die Regierung ihres Erbes mit entschlossener Hand ergriffen. Die dem jungen und schönen Weibe unter einem verwilderten, begehrlichen Adel von selbst entstehenden Freier und Feinde hatte sie mit einer über ihre Jahre scharfsinnigen Politik verneint und der Reihe nach mit den Waffen ihrer Lehensleute gebändigt. Helm und Schwert und die gerechte Sache der muthigen Richterin wurden von dem friedseligen Bischof Felix in seinem festen Hofe Cur mit weit ausgestreckten Händen gesegnet. Nach einigen stürmischen

Jahren war Stemmas Herrschaft befestigt und es trat eine große Stille ein. Jetzt rächte sich die überhetzte Natur und Stemma verlor den Schlummer. Wenn sie nicht selbst ihn verscheuchte mit brennenden Leuchtern und endlosen Schritten! Nicht weit von dem Lager ihres Kindes, auf einer schmalen Bank in der tiefen Fensterwölbung saß sie damals oft mit verschlungenen Armen oder dann konnte sie lange, lange mit zwei Fläschchen spielen, welche sie in der Mauer verwahrte, und die der arzneikundige junge Kleriker Peregrin auf Malmort zurückgelassen hatte, da er von dannen zog, um spurlos im Gebirge zu verschwinden. Beide waren von starkem Krystall und hatten über den gläsernen Zapfen goldene Deckel, auf deren einem das Wort „Antidoton" mit griechischen Lettern eingekritzt war, während auf dem andern ein winziges Schlänglein sich krümmte. Mit diesen Fläschchen zu spielen bis der Tag anbrach wurde Stemma zu einem Bedürfniß. Da geschah es einmal, daß sie darüber einnickte und, als das Frühlicht sie weckte, das eine Fläschchen, das unbeschriebene, aus ihrer halbgeöffneten Hand verschwunden war. Sie gerieth in entsetzliche Angst und suchte und suchte. Endlich fand sie es in dem Händchen ihres

Kindes. Die kleine Palma mochte, vor ihr erwacht, sie auf nackten Sohlen beschlichen, ihr das schmucke Spielzeug entwendet und mit ihm das Lager und den Schlummer wieder gefunden haben. Das Kind hielt den Krystall an das kleine Herz gepreßt und vorsichtig löste Frau Stemma Fingerchen um Fingerchen.

Jetzt holte sie, verlockt von der frühern Gewohnheit, die lange im Verschluß gelegenen Krystalle hervor. Nachdem sie dieselben eine Weile in den Händen gehalten und mit den Fläschchen, sie unablässig wechselnd, nach ihrer alten Weise gespielt hatte, legte sie das eine unter ihren mit Gemsleder beschuhten Fuß und zertrat es auf der steinernen Fliese mit einem kräftigen Drucke zu Scherben. Die ausströmende Flüssigkeit verbreitete einen angenehmen Mandelgeruch. Im Begriffe den zweiten Krystall unter die Sohle zu legen, besah sie noch seinen goldenen Deckel und erkannte, daß sie sich zwischen den Fläschchen geirrt hatte. Sie glaubte das inschriftlose zuerst zermalmt zu haben und hielt es noch in der Hand. Kopfschüttelnd legte sie das Schlänglein unter die Ferse, doch das festere Glas widerstand hartnäckig. Sie ergriff es wieder und schon hob sie den Arm, um es an der Wand zu zerschmettern, da

hielt sie inne, aus Furcht, mit dem klirrenden Wurfe den Schlummer des Mädchens zu stören. Oder mit einem andern Gedanken barg sie es sorgfältig in dem weiten Busen ihres Gewandes.

Frau Stemma wurden die Lider schwer und sie ließ sich betäubt in einen Sessel fallen. Da sah sie ein Ding hinter ihrem Stuhle hervorkommen, das langsam dem Lager ihres schlummernden Kindes zustrebte. Es floß wie ein dünner Nebel, durch welchen die Gegenstände der Kammer sichtbar blieben, während das blühende Mädchen in fester Bildung und mit kräftig athmendem Leibe dalag. Die Erscheinung war die eines Jünglings, dem Gewande nach eines Klerikers, mit vorhangenden Locken. Das ungewisse Wesen rutschte auf den Knieen oder watete, dem Steinboden zutrotz, in einem Flusse. Stemma betrachtete es ohne Grauen und ließ es gewähren, bis es die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte. Dann sagte sie freundlich: „Du, Peregrin! Du bist lange weggeblieben. Ich dachte, du hättest Ruhe gefunden.“ Ohne den Kopf zu wenden und sich wieder um einen Ruck vorwärts bringend, antwortete der Müde: „Ich danke dir, daß du mich leidest. Es ist ohnehin das letzte Mal. Ich werde

zunichte. Aber noch zieht es mich zu meinem trauten Kindchen."

„Seid ihr Todte denn nicht gestorben?" fragte die Richterin.

„Wir sterben sachte, sachte," antwortete der Kleriker. „Wie denkst du? Die" — er stotterte — „die Seele wird damit nicht früher fertig als der Leib vermodert ist. Inzwischen habe ich mir diesen ärmlichen Mantel geliehen." Der Schatten schüttelte seine Gestalt wie einen rinnenden Regen. „Ei, was war der irdische Leib für ein heftiges und lustiges Feuer! In diesem dünnen Röcklein friert mich und ich lasse es gerne fallen."

„Hernach?" fragte Stemma.

„Hernach? Hernach, nach der Schrift" —

Stemma runzelte die Stirn. „Zurück von dem Kinde!" gebot sie dem Schatten, der Palma fast erreicht hatte.

„Harte!" stöhnte dieser und wendete das bekümmerte Haupt. Dann aber, von dem warmen Athem Stemmas angezogen, schleppte er sich rascher gegen ihre Kniee, auf welche er die Ellbogen stützte, ohne daß sie nur die leiseste Berührung empfunden hätte.

Dennoch belebte sich der Schatten, die schöne Stirn wölbte sich und ein sanftes Blau quoll in dem gehobenen Auge.

„Woher kommst du, Peregrin?“ sagte die Richterin.

„Vom trägen Schilf und von der unbewegten Fluth. Wir kauern am Ufer. Denke dir, Liebchen, neben welchem Nachbar ich zeither sitze, neben dem“ — er suchte.

„Neben dem Comes Wulf?“ fragte die Richterin neugierig.

„Gerade. Kein kurzweiliger Gesell. Er lehnt an seinen Spieß und brummt etwas, immer dasselbe, und kann nicht darüber wegkommen. Ob du ihm ein Leid anthatest oder nicht. Ich bin mäuschenstille“ — Peregrin kicherte, that dann aber einen schweren Seufzer. Darauf schnüffelte er, als rieche er den verschütteten Saft, und suchte mit starrem Blicke unter Stemmas Gewand, wo das andere Fläschchen lag, sodaß diese schnell den Busen mit der Hand bedeckte.

Da fühlte sie eine unbändige Lust, das kraftlose Wesen zu ihren Füßen zu überwältigen. „Peregrin,“ sagte sie, „du machst dir etwas vor, du hast dir etwas

zuſammengefabelt. Palma geht dich nichts an, du haſt kein Theil an ihr.“

Der Kleriker lächelte.

„Du bildeſt dir etwas Närriſches ein,“ ſpottete die Richterin.

„Stemma, ich laſſe mir mein Kindchen nicht ausreden.“

„Thorheit! Wie wäre ſolches möglich? Was weißt du, Traum?“

„Ich weiß“ — der flüchtig Beſeelte ſchien eine Süßigkeit zu empfinden, in ſein kurzes und grauſames Loos zurückzukehren — „wie mich dein Vater überfiel, da ich von meinem Lehrer dem Abte weg über das Gebirge zog. Der Jude litt an einer Wunde und hatte von meiner Wiſſenſchaft vernommen. Da hob er mich auf und brachte mich dir mit. Du wareſt noch ſehr jung und o wie ſchön! mit grauſamen ſchwarzen Augen! Dabei herzlich unwiſſend. Ich lehrte dich Buchſtaben und Verſe bilden, doch dieſe da mochteſt du nicht. Lieber regierteſt du in den Dörfern, ſchiedeſt Händel und machteſt die Aerztin bei deinen Eigenen. Ich zeigte dir die Kräfte der Kräuter, lehrte dich allerlei brauen und du brachteſt mir aus dem Schmuckkäſtchen zwei Kryſtalle“ —

Die Richterin lauſchte.

„Stemma, du biſt noch jung, und auch ich bin jung geblieben, wenig älter als da wir uns liebten,“ ſchluchzte Peregrin zärtlich.

„Wir liebten uns,“ ſagte Stemma.

„Du lageſt in meinen Armen!“

„Wo dich der Judex überraſchte und erwürgte,“ ſprach ſie hart. Peregrin ächzte und Flecken wurden an ſeinem Halſe ſichtbar. „Er lud mich auf ein Maulthier, zog mit mir davon und warf mich in den Abgrund.“

„Peregrin, ich habe geweint! Aber beſinne dich: dein iſt die Schuld! Bin ich nicht dreimal vor dich getreten, mein Bündel in der Hand? Habe ich dich nicht drohend beſchworen, mit mir zu fliehen? Wer wollte Fuß neben Fuß in Armuth und Elend wandern? Du aber erblaßteſt und erbleichteſt, denn du haſt ein feiges Herz. Ich liebte dich und, bei meinem Leben! — wareſt du ein Mann — Vater, Heimath, alles hätte ich niedergetreten und wäre dein eigen geworden.“

„Du wurdeſt es,“ flüſterte der Schatten.

„Niemals!“ ſagte Stemma. „Sieh mich an: gleiche

ich einer Sünderin? Blicke ich wie eine Leidenſchaftliche und Leichtfertige? Bin ich nicht die Zucht und die Tugend? Und ſo war ich immer. Du haſt mich nicht berührt, kaum daß du mir mit furchtſamen Küſſen den Mund ſtreifteſt. Wo hätteſt du auch den Muth hergenommen?“

Da gerieth der Schatten in Unruhe. „O ihr Gewaltthätigen beide, der Vater und du! Er hat mich geraubt und erwürgt, du, Stemma, lockteſt mit dem Blutstropfen! Gieb den Finger, da ſitzt das Närbchen!“

Stemma hob die Achſeln. „Es war einmal,“ höhnte ſie.

Da wiegte Peregrinus, der ſich gleich wieder beſänftigte, die Locken und ſang mit gedämpfter Stimme:

„Es war einmal, es war einmal
Ein Fürſt mit ſeinem Kinde,
Es war einmal ein junger Pfaff
In ihrem Burggeſinde.

Am Mahle ſaßen alle Drei,
Da riefen den Herrn die Leute:
„Herr Juder, auf! Zu Roß! Zu Roß!
Im Thal zieht eine Beute!“

Er gürtet sich das breite Schwert
Und wirft mit einem Gelächter
Den Hausdolch zwischen Maid und Pfaff
Als einen scharfen Wächter.

Den Judex hat das schnelle Roß
Im Sturm davongetragen,
Zweie halten still und bang
Die Augen niedergeschlagen.

Stemma hebt das Fingerlein,
Sie thut es ihm zu Leide,
Und fährt damit wohl auf und ab
Ueber die blanke Schneide.

Ein Tröpflein warmen Blutes quoll" —

„Stille, Schwächling!" zürnte die Richterin. „Das hast du dir in deinem Schlupfwinkel zusammengeträumt. Solche Schmach kennt die Sonne nicht! Stemma ist makellos! Und auch der Comes, er komme nur! ihm will ich Rede stehen!"

„Stemma, Stemma!" flehte Peregrin.

„Hinweg, du Nichts!" Sie entzog sich ihm mit einer starken Geberde und seine Züge begannen zu schwimmen.

„Mein Weib, mein" — „Leben" wollte er sagen, doch das Wort war dem Ohnmächtigen entschwunden.

„Hilf, Stemma,“ hauchte er, „wie heißt es, das Athmende, Blühende? Hilf!“ Die Richterin preßte die Lippen und Peregrinus zerfloß.

Erwacht ſtand ſie vor dem Lager ihres Kindes. Sie küßte ihm die geſchloſſenen Augen. „Bleibet unwiſſend!“ murmelte ſie. Dann glitt ſie neben Palma auf das breite Lager und ſchlang den Arm um das Mädchen, wie um eine erkämpfte Beute: „Du biſt mein Eigenthum! Ich theile dich nicht mit dem verſchollenen Knaben! Dich ſiedle ich an im Licht und umſchleiche dich wie eine hütende Löwin!“ Der Traum hatte ihr Peregrin gezeigt nicht anders als ſein Bild in ihr zu leben aufgehört hatte. Längſt war der Jüngling, dem ſie ſich aus Trotz und Auflehnung mehr noch als aus Liebe heimlich vermählt, an ihrem kaſteiten Herzen niedergeglitten und untergegangen, und der einſt aus ihrer Fingerbeere geſpritzte Blutstropfen erſchien der Geläuterten als ein lockeres und aberwitziges Märchen. Schon glaublicher deuchte ihr der andere Bewohner der Unterwelt, und da ſie ſich auf dem Lager umwendete und das Haupt in die Kiſſen begrub, ohne den Arm von der Schulter ihres Kindes zu löſen, erblickte die Entſchlummernde den Comes, wie er an den

Speer gelehnt verdrießlich im Schilfe saß und etwas Feindseliges in den Bart murmelte. Ein Lächeln des Hohnes glitt über ihr verdunkeltes Gesicht, denn Stemma kannte die Hilflosigkeit der Abgeschiedenen.

Im ersten Lichte weckte die zwei Schlafenden ein jäher Hornstoß und riß sie vom Lager empor. Der gewaltsame Tagruf beleidigte das feine Ohr der Richterin. Sie errieth, wen er meldete, und mit schnellem Entschluß und festem Schritte ging sie Wulfrin entgegen. Noch vor ihr, den rasch ergriffenen Wulfenbecher in der Hand, war Palma durch die Thür gehuscht.

In das von Rudio geöffnete Thor tretend, stand Stemma vor dem Höfling, der sie mit verwunderten Augen betrachtete. Das Antlitz gebot ihm Ehrfurcht. Er verschluckte ein unziemliches Scherzwort über sein durch vier Weiber gerettetes Leben. Bewältigt von dem ruhig prüfenden Blicke und der Hoheit der blassen Züge sagte er nur: „Hier hast du mich, Frau," worauf sie erwiderte: „Es hat Mühe gekostet, dich nach Malmort zu bringen."

„Wo ist die Schwester, daß ich sie küsse?" fuhr er fort und diese, die inzwischen den Becher gefüllt hatte, eilte ihm mit klopfendem Herzen und leuchtenden

Augen zu, obwohl ſie vorſichtig ſchritt und den Wein nicht verſchütten durfte. Sie trat vor den Bruder und begann den Spruch. Da aber Stemma den Kelch, der dem Comes den Tod gebracht, in den Händen ihres Kindes erblickte und den friſchen Mund über ſeinem Rand, empfand ſie einen Ekel und einen tiefen Abſcheu. Mit ſicherm Griffe bemächtigte ſie ſich des Bechers, den das überraſchte Mädchen ohne Kampf und Widerſtand fahren ließ, führte ihn kredenzend an den eigenen Mund und bot ihn dem Höfling mit den einfachen Worten: „Dir und Dieſer zum Segen!“ Wulfrin leerte den Becher ohne jegliche Furcht.

Palma ſtand bestürzt und beſchämt. Da hieß die Mutter ſie die Glocke ziehen, die hoch oben in einem offenen Thürmchen hing und das Geſinde weither zum Angelus rief. Palma hatte als Kind Freude gehabt das leichtbewegliche Glöcklein erſchallen zu laſſen und das Amt war dem Mädchen geblieben. Sie fügte ſich zögernd.

„Frau, warum haſt du ihr die Freude verdorben?“ fragte Wulfrin. Stemma wies ihm die Inſchrift des Bechers. „Siehe, es iſt der Spruch eines Eheweibes,“ ſagte ſie. „Davon leſe ich nichts,“ meinte er.

„Erfreue dich am Wein!
Willkomm . . . . . !“

Der Finger der Richterin zeigte das Verwischte, aus welchem für ein genauer prüfendes Auge noch drei Buchstaben leserlich hervortraten, ein i, ein K, ein l. Wulfrin errieth ohne Mühe:

„Willkomm im Kämmerlein!“

„Du hast recht, Frau,“ lachte er.

Sie nahm ihn an der Hand und führte ihn vor das Grabmal. Da lag ihm der Vater, die Linke am Schwert, die Rechte am Hifthorn, die steinernen Füße ausgestreckt. Wulfrin betrachtete die rohen aber treuherzigen Züge nicht ohne kindliches Gefühl. Das abgebildete Hifthorn erblickend, hob er in einer plötzlichen Anwandlung das wirkliche, das er an der Seite trug, vor den Mund und that einen kräftigen Stoß. „Fröhliche Urständ!“ rief er dem in der Gruft zu.

„Laß das!“ verbot die Richterin, „es tönt häßlich.“

Sie setzte sich auf den Rand des Steinsarges, neben ihr eigenes liegendes Bild, das die betenden Hände gegeneinander hielt, und begann: „Da du nun auf Malmort bist, verlässest du es nicht, Wulfrin, ohne mich — nach vernommenen Zeugen — angeklagt oder

freigegeben zu haben von dem Tode des Mannes hier.“ Der Höfling machte eine widerwillige Geberde. „Füge dich,“ sagte sie. „Ist es dir keine Sache, so ist es eine Form, die du mir erfüllen mußt, denn ich bin eine genaue Frau.“

„Gnadenreich wird dir ausgerichtet haben,“ versetzte der Höfling aufgebracht, „daß ich dich nie beargwöhnte, weder ich noch Arbogast, der mir das Zusammensinken des Vaters beschrieben hat. Ich bin kein Zweifler und möchte nicht leben als ein solcher. Es giebt deren, die in jedem Zufall einen Plan, und in jedem Unfall eine Schuld wittern, doch das sind Betrogene oder selbst Betrüger. Der Himmel behüte mich vor beiden! Hätte ich aber Verdacht geschöpft und Feindseliges gegen dich gesonnen, jetzt da ich dein Antlitz sehe, stünde ich entwaffnet, denn wahrlich du blickst nicht wie eine Mörderin. Wärest du eine Böse, woher nähmest du das Recht und die Stirn, das Böse aufzudecken und zu richten? Dawider empört sich die Natur!“

Ein Schweigen trat ein. „Aber was ist das für ein dumpfes Dröhnen, das den Boden schüttert?“ „Das ist der Strom,“ sagte die Richterin, „der den Felsen benagt und unter der Burg zu Thale stürzt.“

„Wahr ist es, Frau," fuhr der Höfling treuherzig fort, „daß ich dich nie leiden mochte, und ich sage dir warum. Dieser Greis hier mein Vater war ein roher und gewaltsamer Mann. Ich sage es ungern: er hat an meinem Mütterlein mißgethan, ich glaube, er schlug es. Ich mag nicht daran denken. Ins Kloster hat er es gesperrt, sobald es abwelkte. Da ist es nicht zu wundern, wie wir Menschen sind, daß ich von dir nichts wissen wollte, die es von seinem Platze verstieß."

„Nicht ich. Hier thust du mir Unrecht. Da wir so zusammensitzen, Wulfrin, warum soll ich es dir nicht erzählen? Ich habe deiner Mutter nichts zuleide gethan. Kälter und lebloser als diese steinerne war meine Hand, da sie gewaltsam in die deines Vaters gedrückt wurde. Aus dem Kerker hergeschleppt, zugeschleudert wurde ich ihm von dem Judex, der mir einen zitternden und zagenden Liebling von niederer Geburt erwürgt hatte. Nicht jedes Weib würde dir solches anvertrauen, Wulfrin."

„Ich glaube dir," sagte dieser.

„Einer Gezwungenen und Entwürdigten," betonte sie, „gab dein Vater sterbend die Freiheit. Und ich

wurde Herrin von Malmort. Du haſt Grund, Wulfrin, dir die Sache zu beſehen. Sie iſt dunkel und ſchwer. Betrachte ſie von allen Seiten! Denn, du räumſt mir ein, vernichtete ich deinen Vater, ſo bin ich oder du biſt zuviel auf der Erde."

„Verhöhnſt du mich?" fuhr er auf, „doch nein, du blickſt ernſt und traurig. Siehe, Frau, das ewige Verhören und Richten hat dich quälend und peinlich gemacht und wahrhaftig, ich glaube" — ſeine Augen deuteten auf den Stein — „auch eine Frömmlerin biſt du." Er hatte rings um das Frauenhaupt die Worte geleſen: „Orate pro magna peccatrice." „Das hier iſt großgethan."

„Ich bin eine kirchliche Frau," antwortete Stemma, „doch wahrlich, ich bin keine Frömmlerin, denn ich glaube nur, was ich an dem eigenen Herzen erfahren habe. Dein Knecht der Steinmetz Arbogaſt fragte mich in ſeiner einfältigen Art, was er mir um das Haupt ſchreiben dürfe. In ſeiner ſchwäbiſchen Heimath ſei bei vornehmen Frauen die Umſchrift gebräuchlich: Betet für eine Sünderin. „Schreibe mir," ſagte ich, „Betet für die große Sünderin," denn, Wulfrin, du haſt recht geſagt, was ich thue, thue ich groß."

„Hübſch!“ rief der Höfling, aber nicht als Antwort auf dieſen Selbſtruhm, ſondern das Haupt in die Höhe richtend, wo Palma ſtand und das helltönige Glöcklein zog. Sie hatte ſich lange auf der Wendeltreppe geſäumt und aus den Luken nach dem ihr vorenthaltenen Bruder zurückgeblickt. In der weiten Bogenöffnung des von den erſten Sonnenſtrahlen vergoldeten Thurmes wiegte ſich ein lichtes Geſchöpf auf dem klingenden Morgenhimmel. Der Höfling ſah einen läutenden Engel, wie ihn etwa in der zierlichen Initiale eines koſtbaren Pſalters ein farbenkundiger Mönch abbildet. Eine Innigkeit, deren er ſich ſchämte, rührte und füllte ſein Herz. Hatte ihn doch dieſes lobpreiſende Kind vom Tode errettet.

Inzwiſchen ſammelte ſich im Burghofe das Geſinde der Richterin, wohl einhundert Köpfe ſtark, Männer und Weiber, ein finſteres, ſehniges, ſonneverbranntes Geſchlecht, das den Behelmten eher feindlich als neugierig muſterte. Dieſer, die wieder zur Erde geſtiegene Palma darunter erblickend, machte ſich Bahn und als wollte er ſich für die flüchtige Andacht rächen, welche er zu einem Geſchöpf aus irdiſchem Stoffe empfunden, legte er ihr die Hand auf die Achſel und den blühenden

Mund findend küßte er ihn kräftig. Sie zitterte vor Freude und wollte erwidern, doch ſchneller faßte die Richterin mit der Linken ihre Hand, die Rechte Wulfrin bietend, und führte die Beiden in die Mitte ihres Volkes.

„Bruder und Schweſter," verkündigte ſie und ſich auf die andere Seite wendend noch einmal: „Schweſter und Bruder."

So ungefähr hatten es ſich Knechte und Mägde ſchon zurechtgelegt, denn die Aehnlichkeit Wulfrins mit dem ſteinernen Comes war unverkennbar, nur daß ſich der Vater in dem Sohne beſeelt und veredelt hatte, des Hifthorns an der Seite Wulfrins zu geſchweigen, das anſchauliches Zeugniß gab von ſeiner Abſtammung.

Nur das runzlige ſtocktaube Mütterchen, die Sibylle, hatte nichts vernommen und nichts begriffen. Sie trippelte kichernd um das Mädchen, zupfte und tätſchelte es, grinſte zuthulich und ſprudelte aus dem zahnloſen Munde: „O du mein liebes Herrgöttchen! Was für Einen hat dir da die Frau Mutter gekramt! Zum wieder jung werden. Von Paris iſt er verſchrieben, aus den Buden, die dem Großmächtigen dienen. Krauſe Haare, prächtige Waare!"

„Halt das Maul, Drud!" ſchrie dem Mütterchen

der Knecht Dionys ins Ohr, „es ist der Bruder!“ und sie versetzte: „Das sage ich ja, Dionys: der Gnadenreich ist ein tröstlicher und auferbaulicher Herr, aber Der da ist ein gewaltiger stürmender Krieger! O du glückseliges Pälmchen!“ und so unziemlich schwatzte sie noch lange, wenn man sie nicht zurückgedrängt und ihr den frechen Mund verhalten hätte. Denn die Morgenandacht begann und von einer entfernteren Gruppe wurde schon die Litanei angestimmt. Wie von selbst ordnete sich der Frühdienst, einen Halbkreis bildend, in dessen Mitte die Richterin den schleppenden Gesang leitete, der, dieselben Rhythmen und Sätze immer dringender und leidenschaftlicher wiederholend, den Himmel über Malmort anrief.

Wulfrin, welcher er wußte nicht wie an das eine Ende des andächtigen Kreises gerathen war, erblickte sich gegenüber die Schwester. Alles hatte sich niedergeworfen, er und die Richterin ausgenommen. Seine Blicke hingen an Palma. Auf beiden Knieen liegend, die Hände im Schoß gefaltet, sang sie eifrig mit den jungen rätischen Mägden. Aber das Freudefest, das sie in der vollen Brust mit dem endlich erlangten Bruder, dem neuen und guten Gesellen feierte, strahlte

ihr aus den Augen und jubelte ihr auf den Lippen, daß die Litanei darüber verstummte. Die geöffneten gaben durch die Lüfte den Kuß des Bruders zurück. Und jetzt sich halb erhebend, streckte sie auch die Arme nach ihm. Nur eine flüchtige Geberde, doch so viel Gluth und Jugend ausströmend, daß Wulfrin unwillkürlich eine abwehrende Bewegung machte, als würde ihm Gewalt angethan. „Der Wildling!“ lachte er heimlich. „Aber Die wird dem wackern Gnadenreich zu schaffen machen! Ich muß ihm das wilde Füllen noch zähmen und schulen, daß es nicht ausschlage gegen den frommen Jüngling! Warte du nur!“

Und um die Erziehung zu beginnen, wendete er sich, da die Richterin das Amen sprach und Palma gegen ihn aufsprang, von ihr ab, gerieth aber an Frau Stemma, die seine Hand ergriff, ihn feierlich in die Mitte führte und mit eherner Stimme zu reden begann: „Meine Leute! Wer von euch, Mann oder Weib, so alt ist, daß er vor jetzt sechzehn Jahren hier stand, während ich den Comes empfing, der davon herkam euren erschlagenen Herrn, den Judex, zu rächen — wer so alt ist und dabei gegenwärtig war, der bleibe! Ihr Jüngern, lasset uns, auch du, Palma!“

Sie gehorchten. Palma zog sich schmollend in den äußersten Burgwinkel zurück, eine halbrunde Bastei, die, ein paar Stufen tiefer als der Hof, über dem senkrechten Abgrunde ragte, durch welchen die Bergfluth in ungeheurem Sturze zu Thale fiel. Sie setzte sich neben die Mauer der Brüstung, blickte, den Arm vorgestützt, in den schneeweißen Gischt hinein, der ihr mit seinem feinen Regen die Wange kühlte, und hörte in dem Tumulte der Tiefe nur wieder den Jubel und die Ungeduld des eigenen Herzens.

Im Hofe hinter ihr ging inzwischen die rechtliche Handlung ihren Schritt und Rede und Gegenrede folgte sich, rasch und doch gemessen, nach dem Winke der Richterin.

„Hier steht der Sohn des Comes. Ihr seid ihm die Wahrheit schuldig. Saget sie. Habet ihr das Bild jener Stunde?"

„Als wäre es heute" — „Ich sehe den Comes vom Rosse springen" — „Wir alle" — „Dampfend und keuchend" — „Du kredenztest" — „Drei lange Züge" — „Mit einem leerte er den Becher" — „Er sank" — „Wortlos" — „Er lag."

„Bei eurem Antheil am Kreuze?" fragte sie.

„So und nicht anders. Bei unſerm Antheil am Kreuze!“ antwortete der vielſtimmige Schwur.

„Wulfrin, ich bitte dich, du blickſt zerſtreut! Wo biſt du? Nimm dich zuſammen!“

Haſtig und unwillig erhob er die Hand.

Die Richterin faßte ihn am Arm. „Kein Leichtſinn!“ warnte ſie. „Frage, unterſuche, prüfe, ehe du mich freigiebſt! Du begehſt eine ernſte, eine wichtige That!“

Wulfrin machte ſich von ihr los. „Ich gebe die Richterin frei von dem Tode des Comes und will verdammt ſein, wenn ich je daran rühre!“ ſchwur er zornig.

Der Burghof begann ſich zu leeren. Wulfrin ſtarrte vor ſich hin und vernahm, ſo überzeugt er von der Unſchuld der Richterin war und ſo erleichtert, mit einer häßlichen Sache fertig zu ſein — dennoch vernahm er aus ſeinem Innern einen Vorwurf, als hätte er den Vater durch ſeinen Unmuth und ſeine Haſt preisgegeben und beleidigt. So ſtand er regungslos, während die Richterin langſam auf ihn zutrat, ſich an ſeiner Bruſt emporrichtete und ihm Kette und Hifthorn leicht über das Haupt hob. „Als Pfand meiner Freigebung und

unſeres Friedens," ſagte ſie freundlich. „Ich kann ſeinen Ton nicht leiden." Und ſie ſchritt durch den Hof die Stufen hinunter und hinaus auf die Baſtei und ſchleuderte das Hifthorn mit ausgeſtreckter Rechten in die donnernde Tiefe.

Jetzt kam Wulfrin zur Beſinnung und eilte ihr nach, das väterliche Erbe zurückzufordern. Er kam zu ſpät. In den betäubenden Abgrund blickend, der das Horn verſchlungen hatte, hörte er unten einen feindlichen Triumph wie Tuben und Roſſegewieher. Sein Ohr hatte ſich in den Ebenen der lauten Rede entwöhnt, welche die Bergſtröme führen. Als er wieder aufſchaute, war die Richterin verſchwunden. Nur Palma ſtand neben ihm, die ihn umhalſte und herzlich auf den Mund küßte.

„Laß mich!" ſchrie er und ſtieß ſie von ſich.

Drittes Kapitel.

An einem Fenſter von Malmort, durch welches der Thalgrund mit ſeinen Thürmen und Weilern als duftige Ferne hereinſchimmerte, ſtand die Richterin mit Wulfrin und zeigte ihm die Größe ihres Beſitzes. „Das beherrſche ich,“ ſagte ſie, „und Palma nach mir. Dich aber, Wulfrin, habe ich ſchon ehevor dazu auserſehen — wie es auch deine brüderliche Pflicht iſt — der Schweſter, wenn ich ſtürbe, dieſes weite Erbe zu ſichern.“

„Planvoll, aber ferneliegend,“ ſagte er.

„Fern oder nahe. Du biſt ihr natürlicher Beſchützer. Ich kann mein Kind keinem Mächtigen dieſes Landes vermählen, denn ſie ſind ein zuchtloſes und ſich ſelbſt zerſtörendes Geſchlecht. Ich bände ſie an den Schweif eines gepeitſchten Roſſes! Ringsherum

keine Burg, an der nicht Mord klebte! Soll mir mein Kind in einem Hauszwist oder in einer Blutrache untergehen? Ja, fände ich für sie einen Guten und Starken wie du bist, dann wäre ich ruhig und könnte dich freigeben, du hättest weiter keine Pflicht an ihr zu erfüllen. Ich weiß ihr keinen Gatten als allein Gnadenreich, und der besitzt das Land, nach der Verheißung, als ein Sanftmüthiger, kann es aber gegen die Gewaltthätigen nicht behaupten, deren Zahl hier Legion ist. Erst seine Söhne werden kraft meines Blutes Männer sein. Bis diese kommen und wachsen, wirst du schon deine gepanzerte Hand über Gnadenreich und Palma halten und die Herrschaft führen müssen. Denn ewig reitest du nicht mit dem Kaiser. Vielleicht auch, wer weiß, erhebt er dich zum Grafen über diesen Gau, oder dann erhältst du von mir eine Burg, jene" — sie wies auf einen Thurm am Horizonte — „oder eine andere, nach deinem Gefallen. Oder du hausest hier auf meinem eigenen festen Malmort." Sie legte ihm vertrauend die Hand auf die Schulter.

„Aber, Frau," sagte er, „du lebst!" und sie erwiderte: „Solang ich lebe, herrsche ich."

„Dann hat es keine Eile," antwortete er. „Daß der Schweſter nichts geſchehen darf, verſteht ſich und gelobe ich dir. Doch jetzt muß ich reiten, heute! in einer Stunde!"

„Zum Kaiſer? Du haſt ihm bereits meinen ortserfahrenen Rudio geſchickt mit der ſichern Kundſchaft, daß die Lombarden ſich am Mons Maurus befeſtigen und dort noch ein blutiger Sturm wird gegen ſie geführt werden müſſen. Herr Karl ſitzt in Mediolanum, wie wir wiſſen. So braucht es dir nicht zu eilen."

„Ich lag ſchon zu lange hier, mich verlangt in den Bügel," ſagte der Höfling und die Richterin erwiderte nachgiebig: „Dann ſchenkſt du mir noch dieſen Tag. Ich ſähe es gerne, wenn du Palma verlobteſt. Warum Gnadenreich ſich hier nicht blicken läßt? Er hält ſich wohl in ſeinem Pratum eingeſchloſſen, der Lombarden halber, vorſichtig wie er iſt, obſchon, wie ich glaube, dieſe hier verſtoben ſind. Weißt du was? Geh und bring ihn. Oder wüßteſt du deiner Schweſter einen beſſern Mann?"

„Nein, Frau, wenn ſie ihn mag! Doch was habe ich dabei zu rathen und zu thun? Das iſt deine

Sache und die des Pfaffen, der sie zusammengiebt. Ich will den Rappen satteln gehen, den du mir geschenkt hast."

Sie blickte ihn mit besorgten Augen an. „Was ist dir, Wulfrin? Du siehst bleich! Ist dir nicht wohl hier? Und mit Palma gehst du um wie mit einer Puppe, du stößest sie weg und dann hätschelst du sie wieder. Du verdirbst mir das Mädchen. Wo hast du solche Sitte gelernt?"

„Sie ist aufdringlich," sagte er. „Ich liebe freie Ellbogen und kann es nicht leiden, daß man sich an mich hängt. Sie läuft mir nach und wenn ich sie schicke, weint sie. Dann muß ich sie wieder trösten. Es ist unerträglich! Ich habe die Gewohnheit breiter Ebenen und großer Räume — auf diesem Felsstück ist alles zusammengeschoben. Das Gebirge drückt, der Hof beengt, der Strom schüttert — an jeder Ecke, auf jeder Treppe dieselben Gesichter! Verwünschtes Malmort! Hier hältst du mich nicht. Hier lasse ich mich nicht einmauern. Mache dir keine Rechnung, Frau."

„Du thust mir wehe," sagte sie.

Die harte Rede reute ihn. „Frau, laß mich ziehen!" bat er. „Und daß du dich zufrieden gebest, hole ich

dir heute noch den Gnadenreich und wir verloben die Schweſter. Wo hauſt er?“

„Ich danke dir, Wulfrin. Gracioſus wohnt nicht ferne von hier, in Pratum.“ Sie deutete nach einer zerriſſenen Schlucht, über welcher eine grüne Alp hoch emporſtieg. „Ich gebe dir einen Führer. Den Knaben hier.“ Sie zeigte in den Hof hinunter, wo ein Hirtenbube ſich damit beſchäftigte eine Senſe zu wetzen. Palma ſtand neben ihm und plauderte.

„Gabriel,“ rief ihn die Richterin, „du führſt deinen Herrn Wulfrin nach Pratum.“

„Den Höfling? Mit Freuden!“ jauchzte der Bube.

„Er träumt davon,“ erklärte die Richterin, „hinter dem Kaiſer zu reiten. Beſieh dir ihn.“

„Darf ich mit?“ fragte Palma und hob das Haupt.

„Nein,“ ſagte die Richterin.

„Bruder!“ bat ſie und ſtreckte die Hände.

„Schon wieder! Zum Teufel!“ fluchte er. Ihre Augen füllten ſich mit Thränen. „So komm, Närrchen!“

Da die Dreie baarhaupt und reiſefertig in dem feuchten Thore ſtanden, während ringsum die Sonne brannte, ſagte die geleitende Richterin zu Wulfrin: „Ich anvertraue dir Palma: hüte ſie!“

„Haleluja! Voran, Engel Gabriel!“ jubelte das Mädchen.

Unten am Burgweg ſagte der Hirtenbube: „Herr, es giebt zwei Wege nach Pratum. Der eine ſteigt durch die Schlucht, der andere über die Alp.“ Er wies mit der Hand. „Wenn es dir und der jungen Herrin beliebt, ſo nehmen wir dieſen. Oben ſchaut es ſich weit und luſtig und es könnte trübe werden gegen Abend. Es iſt ein Gewitterchen in der Luft.“

„Ja, über die Alp, Wulfrin!“ rief Palma. „Ich will dir dort meinen See zeigen,“ und leichtgeſchürzt ſchlug ſie ſich über eine lichte Matte, die bald zu ſteigen begann und immer ſteiler wurde.

Leicht wie auf Flügeln, mit frei athmender Bruſt ging das Mädchen bergan und blieb unter der ſengenden Sonne friſch und kühl wie eine ſpringende Quelle. Der Berg hatte an dem Kinde ſeine Freude. Glänzende Falter umgaukelten ihr das Haupt und der Wind ſpielte mit ihrem Blondhaar.

Wulfrin ſchaute um nach Malmort, das grau ſchimmernd kaum aus der Morgenlandſchaft hervortrat. „Wie geſchah mir,“ fragte er ſich, „in jenem Gemäuer dort? Wie konnte mich dieſes unſchuldige Geſchöpf beängſtigen,

dieſes fröhliche Geſpiel, dieſe behende Gems mit hellen Augen und flüchtigen Füßen?" Ihm wurde wohl und er mochte es gerne, daß der Knabe zu plaudern begann.

Gabriel erzählte von den Lombarden, welche er als Späher der Richterin beſchlichen hatte. Sie ſeien überall und nirgends. Sie niſten in den Päſſen, belauern die Boten und plündern die Säumer. Sie berauſchen ſich in dem geraubten heißen Weine von drüben, prahlen mit beſiegten Waffen, fabeln von der Herſtellung der eiſernen Krone und leugnen oder läſtern den Weltlauf. Sie beten den Teufel an, der das Regiment führe, „und doch," endigte der Knabe, „ſind ſie gläubige Chriſten, denn ſie ſtehlen aus unſern Kirchen alles heilige Gebein zuſammen, ſoviel ſie davon erwiſchen können. Es iſt Zeit, daß der Herr Kaiſer zum Rechten ſehe und ihnen feſte Bezirke und einen Richter gebe."

Da nun Gabriel bei dem Kaiſer angelangt war, deſſen erneuerte Würde ihren Schimmer bis in dieſes wilde Gebirge warf, begeiſterten ſich ſeine Augen und er rief: „Dieſem und keinem Andern will ich dienen! Ich heiße Gabriel und ſchlage gerne mit Fäuſten, lieber

hieße ich Michael und hiebe mit dem Schwerte! Recht muß dabei sein und der Kaiser hat immer Recht, denn er ist eins mit Gott Vater, Sohn und Geist. Er hat die Weltregierung übernommen und hütet, ein blitzendes Schwert in der Faust, den christlichen Frieden und das tausendjährige Reich."

Nun mußte ihm Wulfrin den Kaiser beschreiben, die Spangen seiner Krone, den blauen langen Mantel, das tiefsinnige Antlitz, das kurzgeschorene Haupt, den hangenden Schnurrbart, „den wir Höflinge ihm nachahmen," sagte er lachend.

„Wie blickt der Kaiser?" fragte Palma und Wulfrin antwortete ohne Besinnen: „Milde."

Die Kinder lauschten andächtig und bestaunten den Mann, der mit dem Herrn der Welt Umgang pflog; sobald aber die Höhe erreicht war, wo sich der Rasen breitete, war es mit der Andacht vorbei. Gabriel jauchzte gegen eine ernsthafte Felswand, die den Knabenjubel gütig spielend erwiderte, und Palma lief, den Höfling an der Hand, einem gründunkelklaren Gewässer entgegen, das die Wand mit ihrem Riesenschatten noch immer vor der schon hohen Sonne verbarg. Sie umwandelten das mit Felsblöcken besäte Ufer bis

zu einem bemooſten Vorſprung, der weiche Sitze bot. Hier zog ſie ihn nieder und wie ſie ſo lagerten, ſagte ſie: „Nun iſt das Märchen erfüllt von dem Bruder und der Schweſter, die zuſammen über Berg und Thal wandern. Alles iſt ſchön in Erfüllung gegangen.“

„Hauſt hier unten auch Eine?“ neckte Wulfrin den Buben. Gabriel blieb die Antwort ſchuldig, denn er mochte ſich vor dem Höfling nicht bloßſtellen.

„Dumme Geſchichten,“ lachte dieſer, „es giebt keine Elben.“

„Nein,“ ſagte Gabriel bedenklich und kratzte ſich das Ohr, „es giebt keine, nur darf man ſie nicht mit wüſten Worten rufen oder gar ihnen Steine ins Waſſer ſchmeißen. Aber, Herr, wo haſt du dein Hifthorn? Du trugeſt es an der Seite, da du nach Malmort kamſt.“

„Es iſt in den Strom geſtürzt,“ fertigte ihn der Höfling ab.

„Das iſt nicht gut,“ meinte der Knabe.

„Heho, Gabriel!“ rief es aus der Ferne und ein anderer Hirtenbube wurde ſichtbar. „Ein Fohlen hat ſich nach Alp Grun verlaufen, kohlſchwarz mit einem

weißen Blatt auf der Stirn. Ich wette, es gehört nach Malmort."

Gabriel sprang mit einem Satz in die Höhe. „Heilige Mutter Gottes," rief er, „das ist unsere Magra, der muß ich nach! Lieber Herr, entlasse mich. Du wirst dich schon zurechtfinden. Ein Mensch ist vernünftiger als ein Vieh. Dort," er deutete rechts, „siehst du dort den rothen Grat? Den suche, dahinter ist Pratum. Auch weiß die kleine Herrin Bescheid." Und weg war er, ohne sich um Antwort zu kümmern.

„Palma," lachte Wulfrin, „wenn da unten eine Elbin leuchtete?"

„Mich würde es nicht wundern," sagte sie. „Oft, wenn ich hier liege, erhebe ich mich, steige sachte ans Ufer nieder und versuche das Wasser mit der Zehe. Und dann ist mir, als löse ich mich von mir selbst und ich schwimme und plätschere in der Fluth. Aber siehe!"

Sie deutete auf ein majestätisches Schneegebirge, das ihnen gegenüber sich entwölkte. Seine verklärten Linien hoben sich auf dem lautern Himmel rein und zierlich, doch ohne Schärfe, als wollten sie ihn nicht ritzen und verwunden, und waren beides, Ernst und

Reiz, Kraft und Lieblichkeit, als hätten sie sich gebildet, ehe die Schöpfung in Mann und Weib, in Jugend und Alter auseinanderging.

„Jetzt prangt und jubelt der Schneeberg," sagte Palma, „aber nachts, wenn es mondhell ist, zieht er bläulich Gewand an und redet heimlich und sehnlich. Da ich mich jüngst hier verspätete, machte sich der süße Schein mit mir zu schaffen, lockte mir Thränen und zog mir das Herz aus dem Leibe. Aber siehe!" wiederholte sie.

Eine Wolke schwebte über den weißen Gipfeln, ohne sie zu berühren, ein himmlisches Fest mit langsam sich wandelnden Gestalten. Hier hob sich ein Arm mit einem Becher, dort neigten Freunde oder Liebende sich einander zu und leise klang eine luftige Harfe. Palma legte den Finger an den Mund. „Still," flüsterte sie, „das sind Selige!" Schweigend betrachtete das Paar die hohe Fahrt, aber die von irdischen Blicken belauschte himmlische Freude löste sich auf und zerfloß. „Bleibet! oder gehet nur!" rief Palma mit jubelnder Geberde, „wir sind Selige wie ihr! Nicht wahr, Bruder?" und sie blickte mit trunkenen Augen bis in den Grund der seinigen.

Es kam die schwüle Mittagsstunde mit ihrem bestrickenden Zauber. Palma umfing den Bruder in Liebe und Unschuld. Sie schmeichelte seinem Gelocke wie die Luft und küßte ihn traumhaft wie der See zu ihren Füßen das Gestade. Wulfrin aber ging unter in der Natur und wurde eins mit dem Leben der Erde. Seine Brust schwoll. Sein Herz klopfte zum Zerspringen. Feuer loderte vor seinen Augen . . .

Da rief eine kindliche Stimme: „Sieh doch, Wulfrin, wie sie sich in der Tiefe umarmen!"

Sein Blick glitt hinunter in die schattendunkle Fluth, die Felsen und Ufer und das Geschwisterpaar verdoppelte. „Wer sind die Zweie?" rief er.

„Wir, Bruder," sagte Palma schüchtern und Wulfrin erschrak, daß er die Schwester in den Armen hielt. Von einem Schauder geschüttelt sprang er empor und ohne sich nach Palma umzusehen, die ihm auf dem Fuße folgte, eilte er in die Sonne und dem nahen Grate zu, wo jetzt eine Figur mit einem breiten Hut und einem langen Stabe Wache zu halten schien.

„Grüß' Gott! grüß' Gott!" bewillkommte Gnadenreich die Geschwister, ohne einen Schritt vom Platze zu thun. Er streckte ihnen nur die Hände entgegen.

„Ich habe es dem Ohm feierlich geloben müſſen," erklärte er, „ſolange die Lombardengefahr dauert, die Grenze meiner Weiden hütend zu umwandeln, aber nicht zu überſchreiten, denn Pratum iſt ein Lehen des Bisthums und die Kirche hält Frieden. Sei willkommen, Wulfrin, und Palma nicht minder!" Seine Blicke liefen raſch zwiſchen dem Höfling und dem Mädchen: beide ſchienen ihm befangen. Er wurde es auch, denn er glaubte die Urſache ihres Weges zu wiſſen, und da ſie ſchwiegen, begann er ein großes Geplauder.

„Sie haben dem guten Ohm böſe mitgeſpielt," erzählte er. „Wir ſaßen zu Dreien in der Stube beim Nachtiſche, denn die Richterin war nach Cur gekommen, um den Biſchof gegen die Lombarden in die Waffen zu treiben, was er ihr als ein Kind des Friedens verweigern mußte. Frau Stemma und der Ohm ſtritten ſich bei den Nüſſen, wie ſie zuweilen thun, über die Güte der Menſchennatur. Nun hatten ſich kürzlich zwei arge Geſchichten ereignet. Jucunda, die junge Frau des Montafuners, welche Biſchof Felix gefirmelt hatte" —

„Mit mir. Sie war ſein Liebling," rief Palma, die wieder dicht neben dem Höfling ſchritt.

„Still!“ sagte dieser ungeberdig und das Mädchen lief nach einer Blume.

— „wurde von ihrem Manne mit einem Edelknecht ertappt und durch das Burgfenster geworfen. Wenige Tage später schlug der Schamser mitten im Stiftshofe dem Bergüner nach kurzem Wortwechsel den Schädel ein und doch hatten sie eben auf die priesterliche Zusprache des Ohms sich geküßt und mit einander den Leib des Herrn empfangen. Solches hielt ihm Frau Stemma vor, doch der Ohm erwiderte: „Das sind Wallungen und augenblickliche Verfinsterungen der Vernunft, aber die Natur ist gut und wird durch die Gnade noch besser.“ Der Ohm ist ein bischen Pelagianer, hi, hi!“

„Pelagianer?“ fragte der Höfling zerstreut, denn sein Blick rief Palma, die ihm gleich wieder zusprang. „Ist das nicht eine Gattung griechischer Krieger?“

„Nicht doch, Wulfrin, es ist eine Gattung Ketzer. Also: Frau Stemma und der Ohm stritten über das Böse. Da sieht der Bischof, der kurzsichtig ist, auf Felicitas — diesen Namen hat er der nahen Höhe gegeben, wo ihm ein Sommerhaus steht — eine Flamme. „Wir feiern den Abzug der Lombarden,“

lächelte er. Frau Stemma blickt hin und bemerkt in ihrer ruhigen Weise: „Ich meine, sie sind es selber," und richtig tanzten sie auf dem Hügel wie Dämonen um den Brand.

Da lärmt es auf dem Platz. Ein Bösewicht fällt mit der Thüre ins Haus und redet: „Bischof, thue nach dem Evangelium und gieb mir den Rock, nachdem du seine Taschen mit Byzantinern gefüllt hast, denn deine Mäntel haben wir in der Sakristei drüben schon gestohlen!" Der Ohm erstarrt. Jetzt tritt der Lombarde auf Stemma zu, welche im Halbdunkel saß. „Die Frau da," höhnt er, „hat einen Heiligenschein um das Haupt, her mit dem Stirnband!" Da erhebt sich Frau Stemma und durchbohrt den Menschen mit ihren fürchterlichen Augen: „Unterstehe dich!" „Ja so," sagt er, „die Richterin!" und biegt das Knie. Da der arme Ohm endlich aufathmete, nach erbrochenen Kisten und Kasten, rief ihn der Höllenkerl wieder vom Domplatze her ans Fenster. Er ritt mit nackten Ferſen den schönsten Stiftsgaul, dem er eine purpurne Altardecke übergelegt — sich selbst hatte er ein Meßgewand umgehangen — und zog dem Kirchenschimmel mit dem entwendeten Krummstab von Cur einen solchen

über den blanken Hinterbacken, daß er bolzgerade ſtieg und der Stab in Trümmer flog. „Biſchof, ſegne mich!“ ſchrie der Lombarde. Der Ohm in ſeiner Frömmigkeit beſiegte ſich. „Ziehe hin in Frieden, mein Sohn!“ ſprach er und hob die Hände.

„Dich, Biſchof,“ jauchzte der Lombarde, „hole der Teufel!“

„Und dich hole er gleichfalls!“ gab der Ohm zurück. Ich hätte es eigentlich nicht erzählen ſollen,“ endete Gnadenreich halb reuig, „es hat den Ohm ſchrecklich erboſt.“

Palma hatte gelacht, auch der Höfling verzog den Mund und Gnadenreich wurde immer geſprächiger und zuthulicher.

„Wir haben uns eine Ewigkeit nicht geſehen, Wulfrin,“ ſagte er. „Ich verließ Rom bald nach dir, aber was habe ich nicht dort noch erlebt! Welche Bekanntſchaften habe ich gemacht! Ich ging dein Büchlein im Palaſte holen und traf ihn ſelbſt, der es geſchrieben. Welch ein Kopf! Faſt zu ſchwer für den kleinen Körper! Was da alles drinneſteckt! Kaum ein Viertelſtündchen koſtete ich den berühmten Mann, aber in dieſer winzigen Spanne Zeit hat er mich für mein

Lebtag in allem Guten befestigt. Dann pochte es ganz bescheiden und leise und wer tritt ein? — ich bitte dich, Wulfrin! — der Kaiser. Ich verging vor Ehrfurcht. Er aber war gnädig und ergötzte sich, denke dir! an deiner Geschichte, Wulfrin, die er sich von mir erzählen ließ" —

Jetzt verstand Gracioſus sein eigenes Wort nicht mehr, denn sie geriethen zwischen die Heerden und das grüne Pratum wurde voller Geblöke und Gebrülle. Einer der magern und wolfähnlichen Berghunde beschnoberte den Höfling, sprang dann aber liebkosend an ihm auf und beleckte ihn, wenn Gracioſus dem Thiere seine Ungezogenheit nicht verwiesen hätte. Palma aber wurde von den Hirtenmädchen umringt und mit Verwunderung angestarrt. Die junge Herrin von Malmort war leutselig und frug alle nach ihren Namen und Heerden.

„Ich bin gewiß kein Plauderer," sagte Gracioſus, nachdem er Raum geschafft hatte, „aber du begreifst, wenn der Kaiser befiehlt — haarklein mußte ich berichten von Horn und Becher, zumal die erstaunliche Frau Stemma gab dem hohen Herrn zu schaffen."

Der Höfling blickte verdrießlich.

„Welch ein Mann!“ lobpries Gnadenreich. „Der Inhalt und die Höhe des Jahrhunderts! Wer bewundert ihn genug? Und doch, aber doch — Wulfrin, ich habe von den Höflingen, deren Umgang ich nicht ganz meiden konnte, etwas vernommen, das mich tief betrübt, etwas von einer gewissen Regine . . . weißt du es?“

„Das ist seine Kebsin,“ fuhr Wulfrin ehrlich heraus.

„Schlimm, sehr schlimm! Ein Flecken in der Sonne! Kein vollkommenes Beispiel! Und die Karlstöchter?“

„Alle Wetter und Stürme,“ brauste Wulfrin auf, „wer hat mich zum Hüter der Karlstöchter bestellt?“

„Die Karlstöchter!“ rief mitten aus den Heerden Palma, die in der Entfernung die schallende Rede Wulfrins verstanden hatte. „Sie heißen: Hiltrud, Rotrud, Rothaid, Gisella, Bertha, Adaltrud und Himiltrud. Gnadenreich hat eine Tabelle davon verfertigt.“ Die rätischen Mädchen wiederholten die ihnen fremdklingenden Namen und zogen unter jubelndem Gelächter die junge Herrin mit sich fort.

Gnadenreich verlangsamte den Schritt. Traulich suchte er die Hand des Höflings. „Die Ehe ist hei-

lig," ſagte er, „und das ſollte der Kaiſer nicht vergeſſen, da er ſo hoch ſteht. Du haſt errathen, Wulfrin, daß ich außer ihr geboren bin. Deshalb habe ich eine große Meinung von ihr und eine wahre Leidenſchaft, in der meinigen ein Muſter von Tugend zu ſein. Ein gutes Mädchen führe nicht ſchlecht mit mir. Du kennſt meine Neigung, an der ich feſthalte, wenn mir auch Palma zuweilen Sorge macht. Jetzt ſind wir allein — ſie ſcheint heute lenkſam — das könnte die Stunde ſein — wenn es dein Wille wäre" —

„Sei nur getroſt, Gnadenreich," ermuthigte Wulfrin, „die Sache iſt abgemacht."

Hätte einer der Gewaltthätigen, die auf den rätiſchen Felſen niſteten, begehrlich nach Palma gegriffen, Wulfrin möchte ihm ins Angeſicht getrotzt und das Schwert aus der Scheide geriſſen haben, aber Graciosus war zu harmlos, als daß er ihm hätte zürnen können. Und er ſelbſt fühlte ſich mit einem Male von einem dunkeln Schrecken getrieben, die Schweſter zu vermählen.

„Abgemacht?" fragte Graciosus, „du willſt ſagen: zwiſchen dir und der Richterin? Doch wie meinſt du — iſt Palma nicht am Ende zu wild und groß für mich?"

„Sei nicht blöde und fackle nicht länger! Willst du sie?“

Die Schreitenden hatten eine Hügelwelle überstiegen und erblickten jetzt diejenige wieder, von der sie redeten. Sie hatte sich von den Hirtinnen getrennt und stand vor einem der tiefen und schnellströmenden Bäche, welche die Hochmatten durchschneiden. Neben ihr irrte ein blökendes Lämmchen, das die Heerde verloren hatte, und am Uferrand sitzend löste sich eine kropfige Bettlerin blutige Lumpen von ihrem wunden Fuße und wusch ihn mit dem frischen Wasser. Rasch entledigte sich das Mädchen der Schuhe, stellte dieselben mit einem mitleidigen Blick neben die Cretine, hob das Lamm in die Arme, watete mit ihm durch die Strömung und ließ es seiner Heerde nachlaufen.

Da kam über Gnadenreich eine Erleuchtung. „Ich wage es! Ich nehme sie!“ rief er aus. „Sie ist gut und barmherzig mit jeglicher Kreatur!“

„So gehe voraus und richte das Brautmahl! Ich werde für dich werben. Das ist doch dein Kastell?“ In einiger Entfernung stieg aus einem Bezirke von Hürden und Ställen ein neugebauter Rundthurm, über welchem gerade der Föhn einen ungeheuerlichen Wolken-

drachen emportrieb. Gnadenreich bog seitwärts die Brücke suchend, während der Höfling den reißenden Bach in einem Satze übersprang.

Wulfrin erreichte die Schwester. „Du läufst baarfuß, Bräutchen?"

„Ich bin kein Bräutchen, und was nützen mir die Schuhe, wenn ich nicht mit dir durch die Welt laufen darf?"

„Du bist nicht die Thörin, das im Ernste zu reden, und die Frau auf Pratum darf nicht unbeschuht gehen."

„Gnadenreich hat nicht den Mund gegen mich geöffnet."

„Er wirbt durch den meinigen. Nimm ihn, rath' ich dir, wenn du keinen Andern liebst."

Sie schüttelte den Kopf. „Nur dich, Wulfrin."

„Das zählt nicht."

Sie hob die klaren Augen zu ihm auf. „Geschieht dir damit ein so großer Gefallen?"

Er nickte.

„So thue ich es dir zuliebe."

„Du bist ein gutes Kind." Er streichelte ihr die Wange. „Ich werde euch schützen, daß euch nichts Feindliches widerfahre, und bei eurem ersten Buben Gevatter stehen."

Sie erröthete nicht, ſondern die Augen füllten ſich mit Thränen. „Nun denn," ſagte ſie, „aber wir wollen langſam gehen, daß es eine Stunde dauert, bis wir Pratum erreichen." Der Thurm ſtand vor ihnen. Dem Höfling aber wurde es offenbar, jetzt da er die Schweſter weggab, daß ſie ihm das Liebſte auf der Erde ſei.

„Hier thronen wir wie die Engel," ſagte Gracioſus, nachdem er ſeine Gäſte die Wendeltreppe empor durch die Gelaſſe ſeines Thurmes und auf die Zinne geführt hatte, wo das Mahl bereitet war. Der Tiſch trug neben den Broten eine Schüſſel Milch mit dem geſchnitzten Löffel und einen Krug voll ſchwarzdunkeln Weines, ein biſchöfliches Geſchirr, denn es war mit der Mitra und den zwei Krummſtäben bezeichnet. Die Dreie ſaßen auf einer Bank, das Mädchen in der Mitte. Die ringsum laufende Brüſtung reichte ſo hoch, daß ſich kaum darüber wegblicken ließ. Nur der Himmel war ſichtbar, und an dieſem häuften ſich unheimliche ſchwefelgelbe Wolken.

„Die Milch für mich, für dich der Wein, Wulfrin," ſagte Gracioſus. „Der verreiſte noch glücklich aus dem biſchöflichen Keller, ehe ihn die Lombarden leerten.

Aber mit wem hält es Palma?“ „Mit dir,“ meinte der Höfling.

Gracioſus ſprach das Tiſchgebet. „Nun gleich auch den andern Spruch, friſch heraus, Gnadenreich!“ ermunterte Wulfrin.

Da geſchah es, daß der Biſchofsneffe, ſo redegewandt er war, ſich auf nichts beſinnen konnte von alle dem Zärtlichen und Verſtändigen, was er ſich für dieſen entſcheidenden Augenblick langeher ausgeſonnen hatte. Rathlos blickte er in die warmen braunen Augen. Jetzt gedachte er des Lämmchens und der bloßen Füße und kam in eine fromme Stimmung. „Palma novella,“ bekannte er, „ich liebe dich von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe.“

Das war hübſch. Das Mädchen wurde gerührt und reichte ihm die Hand. Auch Wulfrin mißfiel dieſe Werbung nicht. „Nun aber wollen wir ein bischen luſtig ſein!“ rief er aus. „Das bringe ich euch!“ Er hob den Krug und trank. Gracioſus ſchöpfte einen Löffel Milch und bot ihn dem Munde ſeiner Braut. Es war nicht der einzige auf Pratum, aber Gnadenreich wollte eine ſinnbildliche Handlung begehen.

Sie öffnete ſchon die rothen Lippen, da ſagte ſie:

„Heute widersteht mir die Milch. Gieb du mir zu trinken, Wulfrin.“ Er reichte ihr den Krug und sie schlürfte so hastig, daß er ihr denselben wieder aus den Händen nahm. Darauf schien sie ermüdet, denn sie ließ den Kopf auf die Schulter und allmählich in die Arme sinken und nickte ein. Die Föhnluft wurde zum Ersticken heiß. Wulfrin und Graciosus verstummten ebenfalls und dieser half sich, indem er seine Milch auslöffelte und nach ländlicher Sitte zuletzt die Schüssel mit beiden Händen an den Mund hob. Wulfrin betrachtete den jungen Nacken. Er enthielt sich nicht und berührte ihn mit den Lippen. Sie erwachte.

„Aber wir sitzen auf dem Thurm wie die drei Verzauberten,“ sagte sie. „Geh, Gnadenreich, hole uns das Buch, wo der Bruder abgebildet ist, das aus dem Stifte — weißt du — welches du bei deinem letzten Besuche der Mutter, der ich über die Schulter blickte, gezeigt hast.“ Gnadenreich willfahrte ihr, aber sichtlich ungerne.

Palma suchte und fand das Blatt. Ueber dem lateinischen Texte war mit saubern Strichen und hellen Farben abgebildet, wie ein Behelmter den Arm abwehrend gegen ein Mädchen ausstreckt, das ihn zu

verfolgen ſcheint. Mit dem Krieger deuchte er ſich nichts gemein zu haben als den Helm, doch je länger er das gemalte Mädchen beſchaute, deſto mehr begann es mit ſeinen braunen Augen und goldenen Haaren Palma zu gleichen. Um die Figur aber ſtand geſchrieben: „Byblis.“

„Erzähle und deute, Gnadenreich,“ bat Palma. Gracioſus blieb ſtumm. „Nun, ſo will ich erklären. Das hier iſt der Bruder auf Malmort, wie er anfangs war und mich wegſtößt.“

„Das iſt nichts für dich, Palma!“ wehrte Gracioſus ängſtlich, „laß!“ und er entzog das Buch ihren Händen.

„Ihr ſeid beide langweilig!“ ſchmollte ſie. „Ich gehe lieber. Drüben am Hange ſah ich blühende Roſen in dichten Büſchen ſtehen. Ich will mir einen Kranz winden,“ und ſie entſprang.

Ein blendender Blitz fuhr über Pratum weg und dem Höfling wie Feuer durch die Adern. „Warum haſt du ihr das Buch weggenommen?“ fragte er gereizt.

„Weil es für Mädchen nicht taugt,“ rechtfertigte ſich Gnadenreich.

„Heute widersteht mir die Milch. Gieb du mir zu trinken, Wulfrin.“ Er reichte ihr den Krug nnd sie schlürfte so hastig, daß er ihr denselben wieder aus den Händen nahm. Darauf schien sie ermüdet, denn sie ließ den Kopf auf die Schulter und allmählich in die Arme sinken und nickte ein. Die Föhnluft wurde zum Ersticken heiß. Wulfrin und Graciosus verstummten ebenfalls und dieser half sich, indem er seine Milch auslöffelte und nach ländlicher Sitte zuletzt die Schüssel mit beiden Händen an den Mund hob. Wulfrin betrachtete den jungen Nacken. Er enthielt sich nicht und berührte ihn mit den Lippen. Sie erwachte.

„Aber wir sitzen auf dem Thurm wie die drei Verzauberten,“ sagte sie. „Geh, Gnadenreich, hole uns das Buch, wo der Bruder abgebildet ist, das aus dem Stifte — weißt du — welches du bei deinem letzten Besuche der Mutter, der ich über die Schulter blickte, gezeigt hast.“ Gnadenreich willfahrte ihr, aber sichtlich ungerne.

Palma suchte und fand das Blatt. Ueber dem lateinischen Texte war mit saubern Strichen und hellen Farben abgebildet, wie ein Behelmter den Arm abwehrend gegen ein Mädchen ausstreckt, das ihn zu

verfolgen ſcheint. Mit dem Krieger deuchte er ſich nichts gemein zu haben als den Helm, doch je länger er das gemalte Mädchen beſchaute, deſto mehr begann es mit ſeinen braunen Augen und goldenen Haaren Palma zu gleichen. Um die Figur aber ſtand geſchrieben: „Byblis.“

„Erzähle und deute, Gnadenreich,“ bat Palma. Gracioſus blieb ſtumm. „Nun, ſo will ich erklären. Das hier iſt der Bruder auf Malmort, wie er anfangs war und mich wegſtößt.“

„Das iſt nichts für dich, Palma!“ wehrte Gracioſus ängſtlich, „laß!“ und er entzog das Buch ihren Händen.

„Ihr ſeid beide langweilig!“ ſchmollte ſie. „Ich gehe lieber. Drüben am Hange ſah ich blühende Roſen in dichten Büſchen ſtehen. Ich will mir einen Kranz winden,“ und ſie entſprang.

Ein blendender Blitz fuhr über Pratum weg und dem Höfling wie Feuer durch die Adern. „Warum haſt du ihr das Buch weggenommen?“ fragte er gereizt.

„Weil es für Mädchen nicht taugt,“ rechtfertigte ſich Gnadenreich.

„Warum nicht?“

„Die Schwester im Buche liebt den Bruder.“

„Natürlich liebt sie ihn. Was ist da zu suchen?“

Gracioſus antwortete mit einer Miene des Abſcheus: „Sie liebt ihn ſündig! ſie begehrt ihn.“

Wulfrin entfärbte ſich und wurde todtenbleich. „Schweig, Schurke!“ ſchrie er mit entſtellten Zügen, „oder ich ſchleudere dich über die Mauer!“

„Um Gottes willen,“ ſtammelte Gracioſus, „was iſt dir? Biſt du verhext? Wirſt du wahnſinnig?“ Er war von Wulfrin und dem Buche weggeſprungen, in welches dieſer mit entſetzten Blicken hineinſtarrte. „Ich beſchwöre dich, Wulfrin, nimm Vernunft an und laß dir ſagen: das hat ein heidniſcher Poet erſonnen, leichtfertig und lügneriſch hat er erfunden, was nicht ſein darf, was nicht ſein kann, was unter Chriſten und Heiden ein Greuel wäre!“

„Und du lieſeſt ſo gemeine Bücher und ergötzeſt dich an dem Böſen, Schuft?“

„Ich leſe mit chriſtlichen Augen,“ vertheidigte ſich Gnadenreich beleidigt, „zu meiner Warnung und Bewahrung, daß ich den Verſucher kenne und nicht unverſehens in die Sünde gleite!“

Die Hände des Höflings zitterten und krampften sich über dem Blatte.

„Bei allen Heiligen, Wulfrin, zerstöre das Buch nicht! Es ist das theuerste des Stiftes!“

„Ins Feuer mit ihm!“ schrie der Höfling und weil kein Herd da war als der lodernde des offenen Himmels, riß er das Blatt in Fetzen und warf sie hoch auf in den wirbelnden Sturm.

Es trat eine Stille ein. Graciosus betrachtete stöhnend das verstümmelte Buch, während Wulfrin mit verschlungenen Armen und unheimlichen Augen brütete. So beschlich ihn die zurückkommende Palma und setzte ihm den leichten von ihr gewundenen Kranz auf das belastete Haupt.

Er fuhr zusammen, da er das Geflechte spürte, zerrte es sich ab, riß es entzwei und warf es mit einem Fluche dem vom Laufe erhitzten Mädchen zu Füßen.

Da flammten ihr die Augen und sie streckte sich in die Höhe: „Du Abscheulicher! Thust du mir so?“ Zornige Thränen drangen ihr hervor. „Nun nehme ich auch den Gnadenreich nicht, dir zuleide!“

„Palma,“ befahl er, „gleich kehrst du nach Hause!

Ueber die Alp! Wende dich nicht um! Ich gehe durch die Schlucht! Läufst du mir über den Weg, so werfe ich dich in den Strom!"

Sie sah ihn jammervoll an. Seine Todesblässe, das gesträubte Haar, das unglückliche Antlitz erfüllten sie mit Angst und Mitleid. Sie machte eine Bewegung gegen ihn, als wollte sie ihm mit beiden Händen die pochenden Schläfen halten. „Hinweg!" rief er und riß das Schwert aus der Scheide.

Da wandte sie sich. Er blickte über die Brüstung und sah, wie sie in wildem Laufe durch die Alp eilte. Auch er verließ das Kastell und schlug, von dem nahen Tosen des Stromes geführt, den Weg gegen die Schlucht ein, die furchtbarste in Rätien. Gnadenreich gab ihm kein Geleit.

Da er in den Schlund hinabstieg, wo der Strom wüthete, und er im Gestrüppe den Pfad suchte, störte sein Fuß oder der ihm vorleuchtende Wetterstrahl häßliches Nachtgevögel auf und eine pfeifende Fledermaus verwirrte sich in seinem Haare. Er betrat eine Hölle. Ueber der rasenden Fluth drehten und krümmten sich ungeheure Gestalten, die der flammende Himmel auseinanderriß und die sich in der Finsterniß wieder um-

armten. Da war nichts mehr von den lichten Geſetzen und den ſchönen Maßen der Erde. Das war eine Welt der Willkür, des Trotzes, der Auflehnung. Geſtreckte Arme ſchleuderten Felsſtücke gegen den Himmel. Hier wuchs ein drohendes Haupt aus der Wand, dort hing ein gewaltiger Leib über dem Abgrund. Mitten im weißen Giſcht lag ein Rieſe, ließ ſich den ganzen Sturz und Stoß auf die Bruſt prallen und brüllte vor Wonne. Wulfrin aber ſchritt ohne Furcht, denn er fühlte ſich wohl unter dieſen Geſetzloſen. Auch ihn ergriff die Luſt der Empörung, er glitt auf eine wilde Platte, ließ die Füße überhangen in die Tiefe, die nach ihm rief und ſpritzte, und ſang und jauchzte mit dem Abgrund.

Da traf der ſtarre Blick ſeines zurückgeworfenen Hauptes auf ein Weib in einer Kutte, das am Wege ſaß. „Nonne, was haſt du gefrevelt?“ fragte er. Sie erwiderte: „Ich bin die Fauſtine und habe den Mann vergiftet. Und du, Herr, was iſt deine That?“

Lachend antwortete er: „Ich begehre die Schweſter!“

Da entſetzte ſich die Mörderin, ſchlug ein Kreuz über das andere und lief ſo geſchwind ſie konnte. Auch er erſtaunte und erſchrak vor dem lauten Worte ſeines

Geheimniſſes. Es jagte ihn auf und er floh vor ſich ſelbſt. Schweres Rollen erſchütterte den Grund, als öffne er ſich, ihn zu verſchlingen. Von ſenkrechter Wand herab ſchlug ein mächtiger Block vor ihm nieder und ſprang mit einem zweiten Satz in die aufſpritzende Fluth.

Der Himmel ſchwieg eine Weile und Wulfrin tappte in dunkler Nacht. Da erhellte ſich wiederum die Schlucht und auf einer über den Abgrund geſtürzten Tanne ſah er die Schweſter mit nackten und ſichern Füßen gegen ſich wandeln und jetzt lag ſie vor ihm und berührte ſeine Kniee.

„Was habe ich dir gethan," weinte ſie, „warum fliehſt, warum verwünſcheſt du mich? Bruder, Bruder, was habe ich an dir geſündigt? Ich kann es nicht finden! Siehe, ich muß dir folgen, es iſt ſtärker als ich! Ich lief drüben, da ſah ich den Steg. Tödte mich lieber! Ich kann nicht leben, wenn du mich haſſeſt! Thue, wie du gedroht haſt!"

Er ſtieß einen Schrei aus, ergriff, ſchleuderte ſie, ſah ſie im Gewitterlicht gegen den Felſen fahren, taumeln, taſten und ihre Kniee unter ihr weichen. Er neigte ſich über die Zuſammengeſunkene. Sie regte

ſich nicht und an der Stirn klebte Blut. Da hob er ſie auf mächtigen Armen an ſeine Bruſt und ſchritt ohne zu wiſſen wohin, das Liebe umfangend, dem Thale zu.

Er hatte die Klus hinter ſich, da ſauſte es an ihm vorüber und er erblickte einen Knaben, der ein ſcheues Roß zu bändigen ſuchte. „He, Gabriel," rief er ihm nach, „ſage der Richterin, ſie rüſte den Saal und richte das Mahl! Tauſend Fackeln entzündet! Malmort ſtrahle! Ich halte Hochzeit mit der Schweſter!" Der Sturm verſchlang die raſenden Worte. Malmort mit ſeinen Thürmen ſtand ſchwarz auf dem noch wetterleuchtenden Nachthimmel.

Mit ſeiner Laſt den Burgpfad emporſteigend, ſah er oben Lichter hin- und herrennen. Dann begegnete er der geängſtigten Mutter, die ihm halben Weges entgegengeeilt war. „Wulfrin," flehte ſie mit ausgeſtreckten Armen, „wo haſt du Palma?" „Da nimm ſie," ſagte er und bot ihr die Lebloſe.

Viertes Kapitel.

Da Wulfrin am folgenden Tage erwachte, lag er unter den schwarzschattenden Büscheln einer gewaltigen Arve, während die Matten ringsum schon in der Mittagssonne schimmerten. Er hatte eben noch, den würzigen Waldgeruch einathmend, heiter und glücklich geträumt von dem Wettspiel in einer römischen Arena und im Speerwurf einen Lorbeerkranz davongetragen. Sein Blut floß ruhig und seine Stirne war hell.

Nachdem er gestern Palma der Mutter in die Arme gelegt, war er ins Dunkel zurückgewichen. Mit irren Füßen, in ruheloſem Laufe, kreuz und quer, hatte er das Gebiet von Malmort durchjagt, bis weit über Mitternacht hinaus, und war dann im Morgengrauen niedergestürzt und in einen bleiernen Schlaf versunken.

Er fand sich auf einer von leichtgeschwungenen

Hügeln umgebenen Wiese, fernab von dem Geläute der Heerdglocken, in tiefer Einsamkeit. Nur ein Specht hämmerte und zwei Eichhörner tummelten und neckten sich in der Mitte ihres grünen Bezirkes. Wulfrin rieb sich den Schlummer aus den Augen und schaute umher. Da entdeckte er über dem Hügelrande die Giebel und Thurmspitzen von Malmort. Er ließ sich auf dem Hange gleiten und sie verschwanden.

Allmählich schlich sich das Gestern an ihn heran, er wehrte es ab, er mißtraute ihm, er wollte, er konnte es nicht glauben. War er nicht der Starke und Freie, der Fröhliche und Zuversichtliche, der dem Feinde ins Auge sah und das Irrsal mit dem Schwerte durchschnitt? Was war denn geschehen? Eine rätselhafte Frau hatte ihn übermocht, zu beschwören was er nicht bezweifelte. Ein Mädchen, das sich in der langen Weile eines Bergschlosses den vollkommensten Bruder ausgesonnen, war ihm zugesprungen und hatte sich närrisch ihm an den Hals gehängt. Ein tückischer Becher ungewohnten Weines, oder das freche Bild einer ausschweifenden Fabel, oder der heiße Hauch des Föhnes oder was es sonst gewesen sein mochte, hatte ihn bethört und verstört. Und was er an den Felsen ge-

ſchleudert, war nicht die Schweſter — wie hätte ſie den gähnenden Abgrund überſchritten? — ſondern irgend ein Blendwerk der Gewitternacht.

„Und war es die Schweſter und habe ich ſie zerſchmettert, ſo bin ich ihrer ledig," trotzte er und zugleich ergriff ihn ein unendliches Mitleid und die inbrünſtigſte Liebe zu dem jungen Leben, das er mißhandelt und vernichtet hatte. Er ſah ſie mit allen ihren Geberden, jedes ihrer ſüßen und unſchuldigen Worte nahm Geſtalt an, er ſchaute in ihre ſeligen Augen und in ihre wehklagenden. Jetzt fühlte er ſie, die ſich weinend und ſchmeichelnd mit ihm vereinigte, und wußte, daß ſie noch lebte und athmete. „Meine Seele! Blut meiner Adern!" rief er und wieder: „Palma! Palma!"

„— alma!" wiederholte das Echo.

„Palma mein Weib!" Das Echo entſetzte ſich und verſtummte.

Ein tödtlicher Schauer durchrieſelte ſein Mark. Sich auf die Rechte ſtützend, hob er ſich halb von der Erde und langte mit der Linken nach der blutenden Bruſt wie auf dem Schlachtfelde. „Es ſitzt!" ächzte er. „Ich bin der Schrankenloſe, der Uebertreter, der Verdammte! Ich muß ſterben, damit die Schweſter

lebe! Doch womit habe ich den Himmel beleidigt? wodurch habe ich die Hölle gelockt?" Rasch überſann er ſein Leben, er fand darin keinen Makel, nur läßlichen Fehl. „Nun, wen's trifft, den trifft's! Ich habe eben das ſchlimme Loos aus dem Helme gezogen und verwundere mich nicht, kenne ich ja die Grauſamkeiten der Walſtatt. Es geht vorüber!" Da ſchien ihm denn doch das Daſein ein Gut, ſo leicht er es ſonſt werthete, jetzt da er, ob auch unter grimmigen Schrecken, ſeinen tiefſten Reiz und ſeine geheimſte Lieblichkeit gekoſtet hatte. Er hob die ſtarken Hände vor das Angeſicht und ſchluchzte . . .

Mählich verlängerten ſich die Schatten und es wurde ſtill über der Wieſe. Da legte ſich ihm eine Hand auf die Schulter. Ohne das Haupt zu wenden, ſagte er: „Ich komme," und wollte ſich erheben, denn er wußte, es war der Tod, der zu ihm trat, um ihn an den jäheſten Abgrund zu führen.

„Bleibe, Wulfrin!" ſprach weich die Stimme der Richterin, „ich ſetze mich zu dir," und Frau Stemma ließ ſich neben ihn auf das Moos gleiten in einem weiten langen Gewande, das ſelbſt die Spitzen der Füße verhüllte.

„Berühre mich nicht!“ schrie er und warf sich zurück. „Ich bin ein Unseliger!“

„Ich suchte dich lange,“ sagte sie. „Warum bliebest du ferne? Dir ist bange für Palma? Die wurde nur leicht verwundet, hat aber in tiefer Ohnmacht gelegen. Erwachend hat sie erzählt, wie euch gestern das Gewitter in der Schlucht überraschte, wie sie glitt und die Besinnung verlor. Auf deinen Armen hast du sie getragen.“

Wulfrin blieb stumm.

„Oder redete sie unwahr und du warfest sie an den Felsen, um sie zu zerschmettern?“

Er nickte.

Sie schwieg eine Weile, dann hob sie die Hand und berührte wiederum seine Schulter. „Wulfrin, du hassest deine Schwester oder — du liebst sie!“ Sie fühlte, wie der Höfling vom Wirbel zur Zehe zitterte.

„Es ist entsetzlich,“ stöhnte er.

„Es ist entsetzlich,“ sagte sie, „aber unerklärlich ist es nicht. Ihr seid ferne von einander erwachsen, wurdet eurer Angesichter und Gestalten nicht gewöhnt, und so waret ihr euch frisch und neu, da ihr euch fandet, wie ein fremder Mann und ein fremdes Weib. Muthig!

Rufe und rufe es deinen Gedanken und Sinnen zu: Palma und Wulfrin ſind eines Blutes! Sie werden ſchaudern und erkalten und nicht länger die himmliſche Flamme der Geſchwiſterliebe verwechſeln mit dem ſchöpferiſchen Feuer der Erde."

Er antwortete nicht, kaum daß er ihre Worte gehört hatte, ſondern murmelte zärtlich: „Warum haſt du ſie Palma novella getauft? Das iſt ein gar ſeltſamer und ſchöner Name!"

Stemma erwiderte: „Ich habe ſie die junge Palme genannt, weil ſie aus dem Schutte des Grabes friſch und freudig aufſprießt und, bei meinem Leben! wer an dem ſchlanken Stamme frevelt, den richte und tödte ich! Noch iſt Palma unſchuldig. Deine raſende Flamme hat ihr nicht ein Härchen der Wimper, nicht den äußerſten Saum des Kleides verſengt. Unglücklicher, wie iſt ein ſolches Leiden über dich gekommen?"

„Wie eine Seuche, die aus dem Boden dampft! Aber mein Schutzengel warnte mich vor Malmort. Da du mich riefeſt, verſchloß ich das Ohr. Ich bog ab und fiel in die Hände der Lombarden. Warum haſt du den Pfeil des Witigis gehemmt?" Er ſtarrte vor ſich nieder. Dann ſchrie er verzweifelnd auf und

ergriff und preßte den Arm der Richterin, die finstern Augen fest auf das ruhige Antlitz heftend: „Bei dem Haupte Gottes“ —

„Bei dem Haupte Palmas,“ sagte sie.

— „ist sie meine Schwester?“

„Wie sonst? Ich weiß es nicht anders. Was denkst du dir?“

„Dann ist mein Haupt verwirkt und jeder meiner Athemzüge eine Sünde!“ Er sprang auf, während sie ihn mit nervigen Armen umschlang, sodaß er sie mit sich emporzog.

„Wohin, Wulfrin? In eine Tiefe? Nein, du darfst diesen starken Leib und dieses tapfere Herz nicht zerstören! Nimm dein Roß und reite! Reite zu deinem Kaiser! Mische dich unter deine Waffenbrüder! Ein paar Tagritte und du bist gesundet und blickst so frei wie die Andern!“

„Das geht nicht,“ sagte er jammervoll. „Wir leiden nicht den geringsten Makel in unserer Schaar und ich sollte verrätherisch die Schande unter uns verstecken?“

„So stachle dein Roß, reite Tag und Nacht, über Berg und Fläche, springe in ein Schiff, bringe ein

Meer und ein zweites zwiſchen ſie und dich, und wenn dich Delphin und Nixe umgaukelt, tauchen vor dir aus der Bläue Inſeln und Vorgebirge, verwegenes Abenteuer und die Schönheit als Beute!“

„Was hülfe es?“ ſagte er. „Sie zöge mit mir, die Nixe trüge ihr Angeſicht und ich umarmte ſie in jedem Weibe! Denn ich bin mit ihr vermählt ewiglich. Nein, ich kann nicht leben!“

„Das iſt Feigheit!“ ſprach ſie leiſe.

Der Schimpf trieb ihm wie ein Schlag das Blut ins Angeſicht. Er bäumte ſich auf. „Du haſt recht, Frau!“ ſchrie er. „Ich darf nicht als ein Feigling umkommen, du ſelbſt ſollſt mich richten und verurtheilen. Am lichten Tag, unter allem Volke, will ich den Greuel bekennen und die Sühne leiſten!“ So rief er in zorniger Empörung, dann aber beſänftigte ſich ſein Angeſicht, denn er hatte die Löſung gefunden, die ihm ziemte.

„Unſinn!“ ſagte ſie. „Solche verborgene Dinge bekennt man nicht dem Tage, denn du biſt ein Verbrecher nur in deinen Gedanken. Die That aber und nur die That iſt richtbar.“

„Frau, das wird ſich offenbaren! Vernimm, was

ich thue. Ich wandere zu dem Kaiſer und ſpreche zu ihm: Siehe, Wulfrin der Höfling begehrt das eigene Blut, das Kind ſeines Vaters! Es iſt ſo, er kann nicht anders. Schaffe den Sünder aus der Welt! Und ſpricht der Kaiſer: Die That iſt nicht vollbracht, ſo antwortet Wulfrin: Ich vollbringe ſie mit jedem Athemzuge!"

„Auf ſündiger Geſchwiſterliebe," drohte Frau Stemma, „ſteht das Feuer."

Wulfrin lachte.

„Und du willſt vor dem ganzen Volke daſtehen in deiner Blöße?"

„Ich will daſtehen," ſagte er, „als der welcher ich bin."

„So mangelt dir der Verſtand und die Kraft, das Geheimniß der Sünde zu tragen?"

„Das iſt Weibes Art und Weibes Luſt," ſagte er verächtlich.

„Und du wirſt mit dem Kaiſer kommen und ich ſoll dich richten?"

„Du!"

„Das werde ich!" ſagte ſie und entfernte ſich langſam.

Jetzt da Wulfrin sein Schicksal entschieden und vollendet glaubte, kam die Ruhe des Abends über ihn. Er blieb unter seiner Arve, bis die Sonne niederging und der Tag ihr folgte. Und wie sie mit gebrochenen Speeren sich legte und ihr Blut am Himmel verströmte, erlosch er mit ihr und sah sich die Schwester, wie das Spätlicht, im grünen Gewande und auf stillen Sohlen nachschreiten. Das aufgegebene Schwert reute ihn nicht. „Sie werden drüben einen Krieger brauchen," sagte er sich und wandelte schon unter den seligen Helden.

Wie es Nacht war und der Mond leuchtete, ging er sachte bergab, denn er gedachte ein Seitenthal zu gewinnen und seinen Kaiser zu erreichen, ohne daß er Malmort und die Stapfen der Schwester berühre. Beide wollte er nur am Gerichtstage wiedersehen. Er gelangte an den Strom, der hier ohne Gewalt und Sturz Klippen und Felsen breit überfluthete. Das Mondlicht verlockte ihn, sich auf ein Felsstück zu lagern und wunsch- und schmerzlos mit den Wellen dahinzufließen. Er wurde sich selbst zum Traume.

Da sah er Elb oder Elbin tauchen. Es schwamm weiß im Strome, ein Nacken schimmerte und jetzt hob

der blanke Arm ein Hifthorn in die Höhe, das der Mond verſilberte. Er erkannte ſein entwendetes Erbtheil und trat ohne Haſt und Erſtaunen dem freundlichen Wunder nahe.

„Herr Wulfrin," jubelte eine Knabenſtimme, „freue dich! Glück über dir! Ich halte dein Horn!" und Gabriel, der ſein Hirtenhemde wieder umgeworfen hatte, ſprang zu ihm empor.

„Schon heute Mittag," erzählte er, „ſah ich es beim Fiſchen auf dem Grunde. Ich kannte es gleich, doch war ich nicht allein und mußte die Nacht erwarten. Hat es ſchon lange gelegen?" Er ſchüttelte das Horn und ließ das Waſſer ſorgfältig aus der Bauchung abtropfen. „Wenn es nur nicht verdorben iſt!" Er hob es an den Mund und ſtieß darein, daß die Berge widerhallten. „Hier, Herr!" ſagte er. „Wahrhaftig, es hat ihm nichts gethan. Ein wackeres Schlachthorn!"

Wulfrin ergriff es und hing es ſich um. Als er ſich aber einen Goldring — irgend ein Beuteſtück — von der Hand ziehen wollte, um den Knaben abzulohnen, wehrte Gabriel. „Nein, Herr, lege lieber ein Wort für mich ein, daß mich der Kaiſer mitreiten läßt! Doch jetzt muß ich heim! Ich habe noch in

den Ställen zu thun. Kommſt du mit? Ich weiß Stapfen an dem Felſen empor und wir gelangen durch ein Hinterpförtchen noch einmal ſo raſch in den Hof als auf dem Burgwege."

Und Wulfrin folgte. Die Handlichkeit und Herzlichkeit des Buben hatte ſeine Sinne und Geiſter erwärmt. Der Wiedergewinn ſeines Erbes weckte das Bild des Vaters und die kindliche Geſinnung auf. Und obwohl aus dem Elben ein Menſchenknabe geworden war, zitterte doch über dem Strom ein Schimmer von Geiſterhilfe. „Am Ende iſt es der Vater," ſagte er ſich, „und er wird mir beiſtehen, wenn er kann. Wenn er noch irgend da iſt, läßt er mich nicht elend umkommen. Ich will ihn rufen. Vielleicht antwortet er. Es iſt ein Glaube, daß der Todte aus dem Grabmal mit ſeinen Kindern redet. Ich wage es! Ich blaſe ihn wach! Dann frage ich nichts als: Vater, iſt Palma dein Kind? Redet er nicht, ſo nickt er wohl, oder ſchüttelt das Haupt." Obſchon der Höfling an Stemma nicht zweifelte, deren Weſen über ihn Gewalt hatte, focht ihn doch der Widerſpruch zwiſchen dem Glauben an die Lebendige und der Frage an den Todten wenig an. Er fühlte einfach, daß er

den Vater — wenn dieser zu erreichen sei — befragen und berathen müsse, ehe er sich anklage und sich richten lasse. Aber seine Ruhe war weg, sein Geist gespannt und er hörte kein Wort von dem, was der Knabe unterweges plauderte.

Ebenso unruhig schritt Stemma hinter dem erhellten Fenster, das der Emporklimmende über dem Burgfelsen aufsteigen sah. Aus der Ferne und Tiefe war ein Ton zu ihr hergedrungen, den sie haßte und den sie vernichtet zu haben glaubte. Während ihr Kind auf dem Lager schlummerte, ging sie rastlos auf und nieder. Sie vergegenwärtigte sich Wulfrin, wie er vor Kaiser und Volk eines seltenen, ja unglaublichen Frevels sich beschuldigte, und ihr wurde bange, daß sie und wie sie über ihn richten werde.

War es denkbar, daß sich die Natur so verirrte? daß ein so lauterer Mensch in eine solche Sünde verfiel? War es nicht wahrscheinlicher, daß hier Irrthum oder Lüge Bruder und Schwester gemacht hatte? So hätte die Richterin ohne Zweifel geforscht und untersucht, wäre sie nicht Stemma und Palma nicht ihr Kind gewesen. Aber sie durfte nicht untersuchen, denn sie hätte etwas Vergrabenes aufgedeckt, eine zerstörte

Thatsache hergestellt, ein Glied wieder einsetzen müssen, das sie selbst aus der Kette des Geschehenen gerissen hatte.

Jetzt begann es mit einem Male vor ihr aufzutauchen, die Sünde des Unschuldigen sei das gegen sie selbst heranschreitende Verhängniß. „Gilt es mir? Wird ein Plan gegen mich geschmiedet? Ist eine Verschwörung im Werke?“ rief sie ins Dunkel hinein.

Da hatte sie ein Gesicht. Sie erblickte mit den Augen des Geistes durch die dämmernde Wand, weit in der Ferne und doch ganz nahe, ein gewaltiges Weib von furchtbarer Schönheit. Diese saß in langen blauen Gewanden, eine Tafel auf das übergelegte Knie gestützt, einen Griffel in der Hand, schreibend oder zählend, irgend eine Lösung suchend. Nach einigem Sinnen ging ein stilles langsames Lächeln über den strengen Mund und schien zu sagen: So ist es gut und siehe, es ist so einfach!

Da glaubte die Richterin eine Feindin sich gegenüber zu sehen und trotzte ihr, Weib gegen Weib. „Das bringst du nicht heraus! Du findest keine Zeugen!“ Die Fremde aber hob die Tafel mit beiden Händen empor über die sonnenhellen Augen und verschwand.

„Du haſt keine Zeugen!“ rief ihr die Richterin nach. Ihr antwortete ein erſchütternder Ruf, der aus allen Wänden, aus allen Mauern drang, als werde die Poſaune geblaſen über Malmort.

Stemma erbebte. Sie ſprang an das Lager ihres Kindes, um es feſt in den Armen zu halten, wenn Malmort unterginge. Palma war nicht erwacht, ſie ſchlief ruhig fort. Die Richterin beſann ſich. Hatte der grauenhafte Ton in That und Wahrheit dieſe Luft, dieſe Räume, dieſe Mauern erſchüttert? Müßte Palma nicht aus dem tiefſten Schlummer aufgefahren ſein? Es war unmöglich, daß der gewaltige Ruf ſie nicht geweckt hätte. Frau Stemma war nicht unerfahren in ſolchen unheimlichen Dingen: ſie kannte die Schrecken der Einbildung und die Sprache der überreizten Sinne. Sie hatte es erfahren an den Schuldigen, die ſie richtete, und an ſich ſelbſt. „Das Ohr hat mir geklungen,“ ſagte ſie, die noch am ganzen Leibe zitterte.

Hätte ſie durch Dielen und Mauern blicken können, ſo ſah ſie den bleichen Wulfrin, der an der Gruft des Vaters kniete, ins Horn ſtieß, ihn rührend beſchwor, ihm herzlich zuſprach, Rede zu ſtehen. Sie hätte geſehen, wie Wulfrin, da der Stein ſchwieg, das

Horn zum andern Male an den Mund ſetzte und endlich verzweifelnd über die Mauer ſprang.

Wieder ſchütterte Malmort in ſeinen Tiefen, ſtärker noch als das erſte Mal. Da war kein Zweifel mehr, es war das Wulfenhorn, das ſie mitten in Giſcht und Sturz geſchleudert und in unzugängliche Tiefen hatte verſinken ſehen. Sie ſann an dem ängſtlichen Räthſel und konnte es nicht löſen. Sie ſann, bis ihr die Stirnader ſchwoll und das Haupt ſtürmte.

Da fiel ihr zur böſen Stunde der Comes ein, wie er murmelnd im Schilfe ſitze und mit dem ſchweren Kopfe unabläſſig daran herumarbeite, ob Frau Stemma ihm ein Leides gethan. „Er beſucht ſein Grabmal und ſtößt in ſein Horn! Er ſtört die Nacht! Er verwirrt Malmort! Er ſchreckt das Land auf! Das leide ich nicht! Ich verbiete es ihm! Ich bringe den Empörer zum Schweigen!“ Und der Wahn gewann Macht über dieſe Stirn.

Ohne ſich nach Palma umzuſehen, ſtürzte ſie zornig die Wendeltreppe hinab und betrat den Hof, wo der Comes und ihr eigenes Bild auf der Gruft lagen. Darüber webte ein ungewiſſer Dämmer, da eine leichte Wolke den Mond verſchleierte. Der Comes ließ ſein

Horn zurückgleiten und die steinerne Stemma hob die Hände als flehe sie: Hüte das Geheimniß!

Aufgebracht stand die Richterin vor dem Ruhestörer. „Argliſtiger," ſchalt ſie, „was peinigſt du mein Ohr und bringſt mein Reich in Aufruhr? Ich weiß, worüber du brüteſt, und ich will dir Rede ſtehen! Keine Maid hat dir der Judex gegeben! Ich trug das Kind eines Andern! Du durfteſt mich nie berühren, Trunkenbold, und am ſiebenten Tage begrub dich Malmort! Siehſt du dieſes Gift?" Sie hob das Fläſchchen aus dem Buſen. „Warum ich leben blieb, die dir den Tod kredenzte? Dummkopf, mich ſchützte ein Gegengift! Jetzt weißt du es! Palma novella unter meinem Herzen hat dich umgebracht! Und jetzt quäle mich nicht mehr!"

So grelle und freche Worte redete die Richterin.

Durch ihr lautes Schelten zu ſich ſelbſt gebracht, betrachtete ſie wieder den Comes, der jetzt im klarſten Mondenlichte lag. Die furchtbare Geſchichte kümmerte ihn nicht, er lag regungslos mit geſtreckten Füßen. Jetzt ſah ſie, daß ſie zum Steine geſprochen, und ſchlug eine Lache auf. „Heute bin ich eine Närrin!" ſagte ſie. „Ich will zu Bette gehen."

Sie wandte ſich. Palma novella ſtand hinter ihr, weiß, mit weit geöffneten Augen, das Antlitz entſtellt, ſtarr vor Entſetzen. Der zweite Hornſtoß hatte ſie geweckt und ſie war der Mutter auf beſorgten Zehen nachgeſchlichen.

Wie gebannt ſtanden ſie ſich gegenüber. Dann faßte Stemma den Arm des Mädchens und ſchleppte es in die Burg zurück. Sie ſelbſt hatte ihrem Geheimniſſe einen Mund und einen Zeugen gegeben und dieſer Zeuge war ihr Kind.

Fünftes Kapitel.

Seit der Höfling aus Malmort verſchwunden war, laſtete auf den ſchweren Mauern Schweigen und Kümmerniß. Das Geſinde munkelte allerlei und Knechte und Dirnen ſteckten die Köpfe zuſammen. Die junge Herrin ſei krank. Es ſei ihr angethan worden. Irgend ein Zauber — ob ſie einer Drude begegnet oder ein giftiges Kraut verſchluckt oder aus einem ſchädlichen Quell getrunken — habe die Aermſte der Vernunft beraubt. Ihr mangle der Schlummer, ſie weine unabläſſig und laſſe ſich weder tröſten noch auch nur berühren. Ihr widerſtehe Speiſe und Trank und ſie ſchwinde zum Gerippe. Die Laute und Wilde ſei gar ſtill und zahm und ihr Lebensfaden zum Reißen dünn geworden. Die bekümmerte Richterin folge ihr auf

Schritt und Tritt und dürfe sie nicht aus den Augen lassen.

Zwei Mägde standen am Brunnen zusammen und flüsterten. Benedicta war der jungen Herrin unversehens im Flur begegnet und wollte ihr gebührlich die Hand küssen. Palma sei angstvoll zurückgewichen und habe aufgeschrieen: „Rühre mich nicht an!“ Veronica hatte durch das Schlüsselloch gespäht und was erblickt? etwas ganz Unglaubliches: die stolze Frau Stemma vor ihrem Kinde niedergeworfen, ihm liebkosend, die Kniee umfangend und um die Gnade flehend, daß es den Mund öffne und einen Bissen berühre.

Die Mägde verstummten, hoben sich die Krüge zu Haupte und drückten sich, eine hinter der andern, während langsam die Richterin mit Palma aus der Pforte trat und die Stufen herunterschritt. Frau Stemma stützte das Mädchen, das, elend und zerstört, sich selbst nicht mehr gleichsah. Palma ging mit gebeugtem Rücken und unsichern Knieen. Groß, doch ohne Strahl und Wärme, traten die Augen aus dem vermagerten Antlitz. „Komm, Kindchen,“ sagte Frau Stemma, „du mußt Luft schöpfen,“ und sie öffnete ein Gatter, das auf eine zirpende und summende Wiese führte, die einen

weiten leicht geneigten Vorsprung der Burghöhe bekleidete und über die Grenzlinie der unsichtbaren Tiefe hinweg in eine lichte Ferne verlief.

Sie setzten sich auf eine Bank und Frau Stemma betrachtete ihr Kind. Da ergrimmte sie und weinte zugleich in ihrem Herzen über die Verwüstung des Einzigen was sie liebte. Aber sie blieb aufrecht und gürtete sich mit ihrer letzten Kraft. „Wie," sagte sie sich, „mir gelänge es nicht, dieses Gehirnchen zu bethören, dieses Herzchen zu überwältigen?"

„Mein Kind," begann sie, „hier sind wir allein. Laß uns noch einmal recht klar und klug mit einander reden" —

„Wenn du willst, Mutter."

— „mit einander reden von dem Wahne jener Nacht. Ich wachte, du schliefest. Da lärmt es im Hofe. Ich gehe hinunter, es war nichts und ich lache über meinen leeren Schrecken. Ich wende mich. Du stehst vor mir nachtwandelnd, mit offenen stieren Augen. Ich ergreife dich und führe dich in das Haus zurück. Und du erwachst aus dem abscheulichen Traume, der dich jetzt peinigt und zu Grunde richtet."

„Ja und nein, Mutter. Mich weckte ein Ruf, ich

ſehe dich hinauseilen und folge dir auf dem Fuße. Du ſtandeſt im Hofe vor den Steinbildern und ſchalteſt den Vater und erzähltest ihm" — ſie hielt ſchaudernd inne.

„Was erzählte ich?" fragte die Richterin.

„Du ſagteſt" — Palma redete ganz leiſe — „daß ich nicht ſein Kind bin. Du ſagteſt, daß ich ſchon unter deinem Herzen lag. Du ſagteſt, daß du und ich ihn getödtet haben."

„Liebe Thörin," lächelte Frau Stemma, „nimm all dein Denken zuſammen und verliere keines meiner Worte. Ich hätte mit einem Steine geredet? als eine Abergläubiſche? oder eine Närrin? Kennſt du mich ſo? Und du wäreſt nicht das Kind des Comes? Mit wem war ich denn ſonſt vermählt? Habe ich dir nicht erzählt, daß ich eine Gefangene war auf Malmort, bis mich der Comes freite? Und ich hätte den Gatten getödtet? Ich, die Richterin und die Aerztin des Landes, hätte Gifte gemiſcht? Kannſt du das glauben? Hältſt du das für möglich?"

„Nein, Mutter, nein! Und doch, du haſt es geſagt!"

„Palma, Palma, mißhandle mich nicht! Sonſt müßte ich dich haſſen!"

Palma brach in troſtloſe Thränen aus und warf ſich gegen die Bruſt der Mutter, die das ſchluchzende Haupt an ſich preßte. „Du bringſt mich um mit deinem Weinen," ſagte ſie. „Glaube mir doch, Närrchen!"

Palma hob das Angeſicht und blickte um ſich. „Weidet hier am Rande ein Zicklein, Mutter?"

„Ja, Palma."

„Läutet dort Maria in valle?" Sie wies auf ein im Thale ſchimmerndes Kloſter.

„Ja, Palma."

„Ebenſo wahr, als ich jetzt nicht träume und das Zicklein weidet und das Kirchlein läutet, ebenſowenig habe ich geträumt, daß du vor Wulfrins Vater geſtanden und ihn angeredet haſt. Es war ſo, es iſt ſo. Du ſpracheſt immer die Wahrheit, Mutter."

„Ich ſage dir, Palma, es iſt ein Traum. Und ich will, daß es ein Traum ſei!"

Palma erwiderte ſanft: „Belüge mich nicht, Mutter! Habe ich doch vorhin, da du mich an dich preßteſt, den ſcharfen Kryſtall empfunden, welchen du aus dem Buſen gezogen und dem Comes gezeigt haſt."

Die Richterin ſchnellte empor mit einem feindſeligen Blicke gegen ihr Kind, glitt aber langſam auf die Bank

zurück und nachdem sie eine Weile in den Boden gestarrt, sagte sie: „Wäre es so und hätte ich so gethan, so wäre es deinetwegen.“

„Ich weiß,“ sagte Palma traurig.

„Habe ich es gethan,“ wiederholte Stemma, „so that ich es dir zuliebe. Ich tödtete, damit mein Kind rein blieb.“

Palma zitterte.

„Warum hast du dich in mein Geheimniß gedrängt, Unselige?“ flüsterte Stemma ingrimmig. „Ich hütete es. Ich verschonte dich. Du hast es mir geraubt! Nun ist es auch das deinige und du mußt es mir tragen helfen! Lerne heucheln, Kind, es ist nicht so schwer, wie du glaubst! Aber wo sind deine Gedanken? Du bist abwesend! Wohin träumst du?“

„Was ist aus Wulfrin geworden?“ fragte sie leise und eine schwache Röthe glomm und verschwand auf den gehöhlten Wangen.

„Ich weiß nicht,“ sagte die Richterin.

„Jetzt verstehe ich, daß er mich verabscheut,“ jammerte Palma. „O ich Elende! Er stößt mich von sich, weil er Mord an mir wittert. Mir graut vor meinem Leibe! Läge ich zerschmettert!“

„Aengstige dich nicht! Wulfrin hat keinen Argwohn. Er ist gläubig und er traut.“

„Er traut!“ schrie Palma empört. „Dann eile ich zu ihm und sage ihm alles wie es ist! Ich laufe, bis ich ihn finde!“ Sie wollte aufspringen, die Mutter mußte sie nicht zurückhalten, erschöpft und entkräftet sank sie ihr in den Schoß.

„Ich verrathe dich, Mutter!“

„Das thust du nicht,“ sagte Stemma ruhig. „Mein Kind wird nicht als Zeugin gegen mich stehen.“

„Nein, Mutter.“

Die Richterin streichelte Palma. Diese ließ es geschehen. Darauf sagte sie wieder: „Mutter, weißt du was? Wir wollen die Wahrheit bekennen!“

Frau Stemma brütete mit finstern Blicken. Dann sprach sie: „Foltere mich nicht! Auch wenn ich wollte, dürfte ich nicht. Dieser wegen!“ und sie deutete auf ihr Gebiet. „Würde laut und offenbar, daß hier während langer Jahre Sünde Sünde gerichtet hat, irre würden tausend Gewissen und unterginge der Glaube an die Gerechtigkeit! Palma! Du mußt schweigen!“

„So will ich schweigen!“

„Du bist meine tapfere Palma!“ und die Richterin

ſchloß ihr den Mund mit einem Kuſſe. „Aber Kind, Kind, wie wird dir?“ Palmas Augen waren brechend und das Herz klopfte kaum unter der taſtenden Hand der Mutter. Dieſe bettete die Halbentſeelte und eilte verzweifelnd in die Burg zurück.

Sie kam wieder mit einer Schale Wein und einem Stücklein Brot. Sie kniete ſich nieder, brach und tunkte den Biſſen und bot ihn der Entkräfteten. Dieſe wandte ſich ab.

Da bat und flehte die Richterin: „Nimm, Kind, deiner Mutter zuliebe!“ Jetzt wollte Palma gehorchen und öffnete den entfärbten Mund, doch er verſagte den Dienſt.

Stemma ſah eine Sterbende. Da ſtarb auch ſie. Ihr Herz ſtand ſtille. Ein Todeskrampf verzog ihr das Antlitz. Eine Weile kniete ſie ſtarr und ſteinern. Dann verklärte ſich das Angeſicht der Richterin und ein Schauer der Reinheit badete ſie vom Haupt zur Sohle.

„Palma,“ ſagte ſie zärtlich und dieſer warme Klang hob die Lider des Kindes, „Palma, was meinſt du? Ich lade den Kaiſer ein nach Malmort. Wir treten vor ihn Hand in Hand, wir bekennen und er richtet.“

Da freuten sich die Augen Palmas und ihre Pulse schlugen.

„Nimm den Bissen," sagte die Richterin und speiste und tränkte ihr Kind.

Sie führte die Neubelebte in den Hof zurück. In der Mitte desselben stand Rudio, noch keuchend vom Ritte. „Heil und Ruhm dir, Herrin!" frohlockte er. „Ich melde den Kaiser! Der Höchste sucht dich heim! Er naht! Er zieht mächtig heran und mit ihm ganz Rätien!"

„Dafür sei er gepriesen!" antwortete die Richterin. „Komm, Kind, wir wollen uns schmücken!"

Da Kaiser Karl mit allem Volke den Burgweg erstiegen hatte, hieß er Gesinde und Gefolge vor dem Thore zurückbleiben und betrat allein den Hof von Malmort. Stemma und Palma standen in weißen Gewändern. Die Richterin schritt dem Herrscher entgegen und bog das Knie. Palma hinter ihr that desgleichen. Karl hob die Richterin von der Erde und sagte: „Du bist die Frau von Malmort. Ich habe deine Botschaft empfangen und bin da, Ordnung zu schaffen, wie du gefordert hast. Hier ist Freiheit in Frevel und Kraft in Willkür entartet. Ich will

dieſem Gebirge einen Grafen ſetzen. Weißt du mir den Mann?“

„Ich weiß ihn,“ antwortete die Richterin. „Es iſt Wulfrin, Sohn Wulfs, dein Höfling, ein treuer und tapferer Mann, zwar noch leichtgläubig und unerfahren, doch die Jahre reifen.“

„Ich führe ihn mit mir,“ ſprach der Kaiſer, „aber als einen, der ſich ſelbſt anklagt und dein Gericht begehrt, ſich ſo großen Frevels anklagt, daß ich nicht daran glauben mag. Frau, heute iſt mir unter dieſem leuchtenden Berghimmel ein Zeichen begegnet. Vor deiner Burg hat mein Roß an einer Todten geſcheut, die mitten im Wege lag. Ich ließ ſie aufheben. Es iſt deine Eigene. Sie harrt vor der Schwelle.“

Er dämpfte die Stimme: „Frau, was verbirgt Malmort? Wäreſt du eine Andere, als die du ſcheineſt und ſtündeſt du über einem begrabenen Frevel, ſo wäre deine Wage falſch und dein Gericht eine Ungerechtigkeit. Lange Jahre haſt du hier rühmlich gewaltet. Gieb dich in meine Hände. Mein iſt die Gnade. Oder getrauſt du dich, Wulfrin zu richten?“

„Herr,“ antwortete ſie, „ich werde ihn und mich richten unter deinen Augen nach der Gerechtigkeit.“

Karl betrachtete sie erstaunt. Sie leuchtete von Wahrheit. „So walte deines Amtes," sagte er.

Dann ging er auf das knieende Mädchen zu. „Palma novella!" sagte er und hob sie zu sich empor. Sie blickte ihn an mit flehenden und vertrauenden Augen und sein Herz wurde gerührt.

„Rudio," gebot die Richterin, „bringe Faustinen her!" Der Kastellan gehorchte und trug die Bürde herbei, die er an den Grabstein lehnte. „Jetzt thue auf das Thor und öffne es weit! Alles Volk trete ein und sehe und höre!"

Da wälzte sich der Strom durch die Pforte und füllte den Raum. Die Höflinge schaarten sich um den Kaiser, Alcuin und Graciosus unter ihnen, während die Menge Kopf an Kopf stand und selbst Thor und Mauer erklomm, ein dichter und schweigender Kreis, in dessen Mitte die Gestalt des Kaisers ragte, in langem blauem Mantel, mit strahlenden Augen. Neben ihm Stemma und ihr Kind. Vor den Dreien stand Wulfrin und sprach, den Blick fest und ungetheilt auf Stemma geheftet: „Jetzt richte mich!"

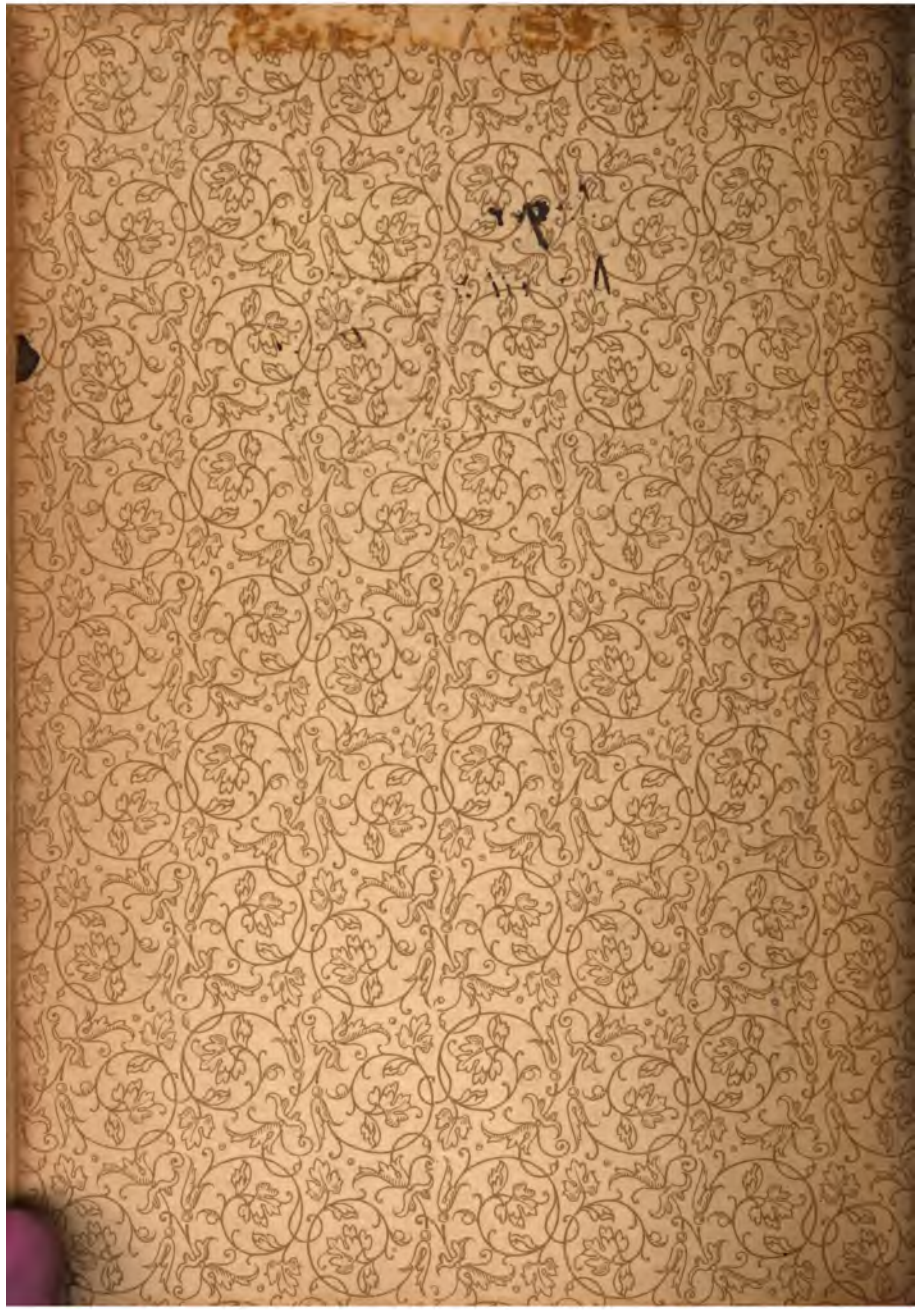
„Gedulde dich!" sagte sie. „Erst rede ich von Dieser," und sie wies auf die entseelte Faustine, die mit

gebrochenen Augen und hangenden Armen an der Gruft saß.

„Räter," sprach sie und es wurde die tiefste Stille, „ihr kennet Jene dort! Sie hat unter euch gewandelt als eine Rechtschaffene, wofür ihr sie hieltet. Nun ist ihr Mund verschlossen, sonst riefe er: Ihr irret euch in mir! Ich bin eine Sünderin. Ich, die das Kind eines Andern im Schoße barg, habe den Mann gemordet." —

„Frau," schrie Wulfrin ungeduldig, „was bedeutet die Magd! Mich laß reden, meinen Frevel richte, damit ein Ende werde!"

„Nun denn! Aber zuerst, Wulfrin — nicht wahr, wenn Diese hier" — sie zeigte Palma — „nicht das Kind deines Vaters, nicht deine Schwester, sondern eine Andere und Fremde wäre, dein Frevel zerfiele in sich selbst?"

„Frau, Frau!" stammelte er.

„Kaiser und Räter," rief Stemma mit gewaltiger Stimme, „ich habe gethan wie Faustine. Auch ich war das Weib eines Todten! Auch ich habe den Gatten ermordet! Die Herrin ist wie die Eigene. Hört! Nicht ein Tropfen Blutes ist diesen Zweien